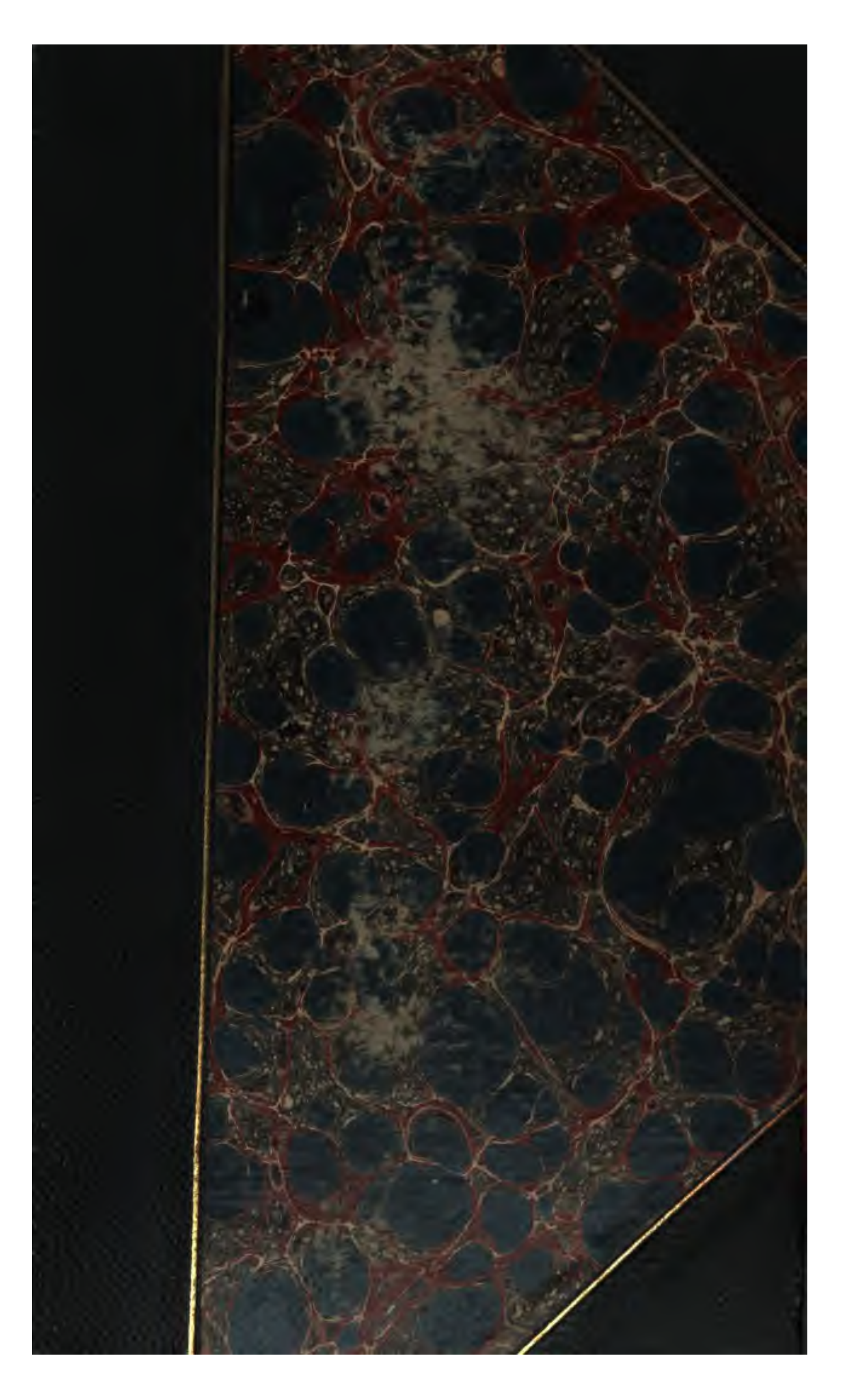
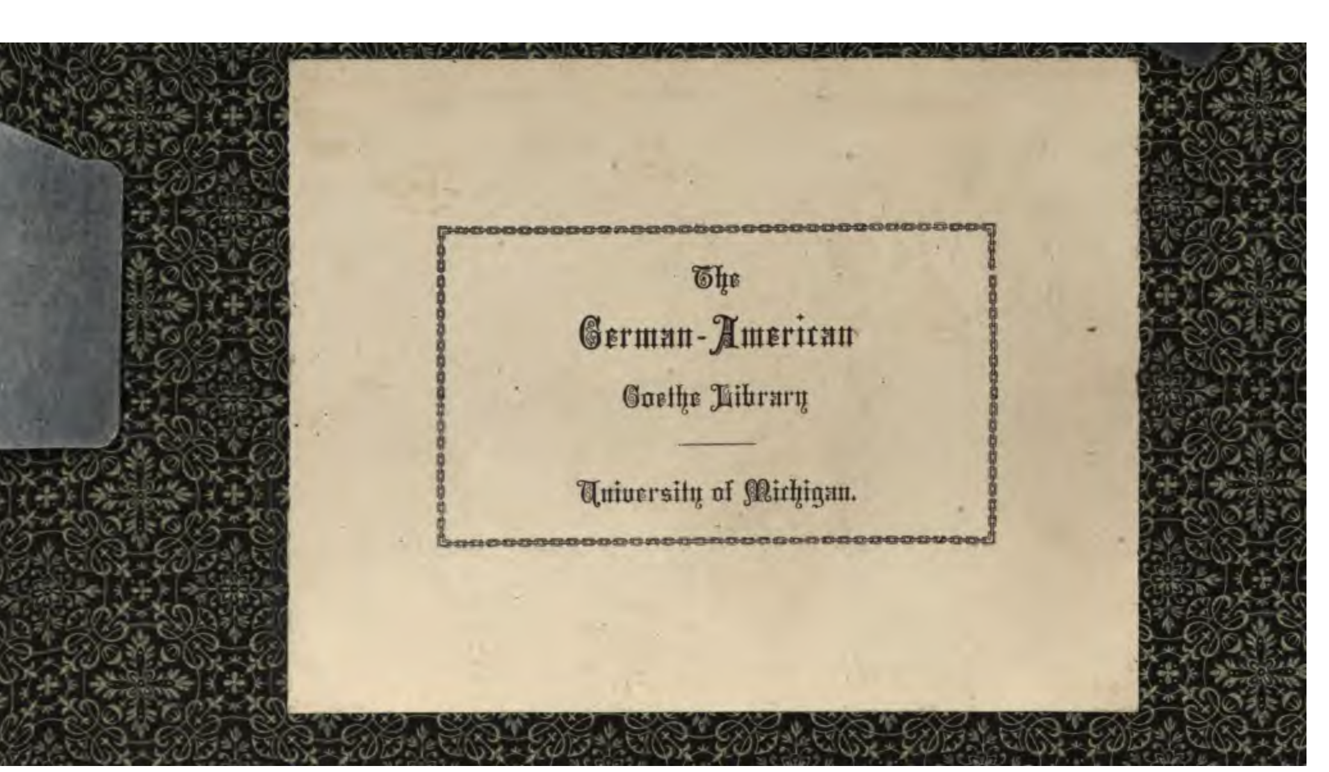








Goethe's

# Werke.

---

Sechszehnter Band.

---

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 1 8.

# Inhalt.

## Benvenuto Cellini. Zweyter Theil.

### Drittes Buch.

#### Erstes Capitel.

Der Kardinal von Ferrara kömmt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er sich mit dem Papst bey Tafel unterhält, weiß er die Freyheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen; welches Cellini in der Gefangenschaft schrieb. Seite 5

#### Zweytes Capitel.

Der Autor, nach seiner Befreyung, besucht den Askanio zu Taglia Cozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher, für den Kardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich, Franz I. und verreist, mit dem Kardinal von Ferrara, nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kömmt nach Florenz, wo er vier Tage bey seiner Schwester bleibt. S. 9

#### Drittes Capitel.

Der Verfasser kömmt nach Ferrara, wo ihn der Herzog sehr wohl aufnimmt, und sein Profil von ihm bossiren läßt. — Das Klima ist ihm schädlich und er wird krank. Er speist junge Pfauen und stellt dadurch seine Gesundheit her. — Mißverständnisse zwischen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrüßlichen Umständen begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufschub reist er weiter und kömmt glücklich nach Lion, von dannen er sich nach Fontainebleau begibt, wo der Hof sich eben aufhielt. S. 24

#### Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich sehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieses wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf seiner Reise nach Dauphiné. — Der Kardinal verlangt von Cellini: er solle sich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber sehr verdrüßlich entschließt sich aus dem Stegreife, eine Pilgrimschaft nach Jerusalem anzutreten. — Man setzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen schönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu seiner Werkstatt anweist. — Er begibt sich nach dieser Hauptstadt, findet aber großen Widerstand, indem er Besitz von seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt. S. 36

#### Fünftes Capitel.

Der König bestellt bey unserm Autor lebensgroße Götterstatuen, von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine

Majestät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherley Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das Großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein sonderbares Betragen des Kardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madam d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König lässt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Freybeutern angefallen, die er zurückschlägt. — Streit zwischen ihm und einigen französischen Künstlern, bey Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn. S. 51

## Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andernmal, begleitet von Madam d'Estampes und bestellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwey schöne Modelle, und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bey dieser Gelegenheit. — Madam d'Estampes findet sich beleidigt, daß der Autor sich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um sich bey ihr wieder in Gunst zu setzen will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber schenken; aber er wird nicht vorgelassen. — Er überbringt es dem Kardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt sich selbst in große Verlegenheit, indem er einen Begünstigten der Madam d'Estampes, der im Schlößchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie versucht, ihm die Gunst des Königs zu entziehen; aber der Dauphin spricht zu seinem Vortheil. S. 66

## Siebentes Capitel.

Madam d'Estampes muntert den Maler Primaticcio, sonst Bologna genannt, auf, durch Wetteifer, den Autor zu quälen. — Er wird in einen verdrüßlichen Prozeß verwickelt, mit einer Person, die er aus Klein Nello geworfen. — Beschreibung der französischen Gerichtshöfe. — Der Verfasser, durch diese Verfolgungen und durch die Advokatenkniffe aufs Aeußerste gebracht, verwundet die Gegenparten und bringt sie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von seinen vier Gesellen und seiner Magd Catharine. — Ein heuchlerischer Geselle betrügt den Meister und hälts mit Catharinen. — Der Meister ertappt sie auf der That und jagt Catharinen, mit ihrer Mutter, aus dem Hause. — Sie verklagen ihn, wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wirds bange. — Nachdem er sich gefasst und sich kühnlich dargestellt, verficht er seine eigne Sache und wird ehrenvoll entlassen. S. 82

## Achtes Kapitel.

Offner Bruch zwischen Cellini und Bologna, dem Maler, weil dieser, auf Eingeben der Madame d'Estampes, verschiedene Entwürfe des Verfas-

fers auszuführen unternommen. — Bologna, durch des Autors Drohungen, in Furcht gesetzt, gibt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Catharine ihr Verhältniß fortsetzen und rächt sich auf eine besondere Weise. — Er bringt Seiner Majestät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beschreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in seine Dienste, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König besucht den Autor wieder, und da er seine Arbeiten sehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Kardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt seinem Minister, demselben die erste Abtey, welche ledig würde, zu übertragen. S. 97

## Neuntes Capitel.

Madam d'Estampes, in der Absicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König, für einen Distillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widersetzt sich und nöthigt den Mann den Ort zu verlassen. — Der Autor triumphirt, indem der König sein Betragen billigt. — Er begibt sich nach Fontainebleau, mit der silbernen Statue des Jupiters. — Bologna der Maler, der eben Abgüsse antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, versucht den Beyfall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteylichkeit der Madam d'Estampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abentheuer des Askanio. S. 115

## Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V. bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madam d'Estampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madam d'Estampes wirkt, nach ihren ungünstigen Gesinnungen, weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Kardinal Ferrara verschafft. S. 125

---

# Viertes Buch.

## Erstes Capitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwey Gesellen Haus und Habe, und macht sich auf den Weg nach Italien. — Askanio wird ihm nachgeschickt, um zwey Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarschaft von Lion. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterlist des Kardinals von Ferrara und seiner zwey Gesellen entdeckt. — In Piazenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bey dieser Zusammenkunft vorkömmt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester, mit ihren sechs jungen Töchtern, findet. S. 139

## Zwentes Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister. S. 150

## Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird, durch Verläumdung der Gesellen des Autors, gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit, während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinello sich eifersüchtig und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs, beym Verkauf eines Diamanten, spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser, wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne, anzuklagen. S. 161

## Viertes Capitel.

Der Autor, verdrüßlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begibt sich nach Venedig, wo ihn Titian, Sansovino und andere geschickte Künstler, sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum Besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber, aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an. S. 176

## Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch, da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganimed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narziß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung. S. 189

## Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfasser gibt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. Die

Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen, mit grosser Anstrengung vollendet. S. 206

## Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß, nach Rom zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toskana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab; mit der Entschuldigung, weil er bey Sanct Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bey dem Herzog, woran die Versäumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bey einem Perlenhandel nicht beysteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es beym Herzog durch, daß dieser gegen Cellini's Rath, die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin. S. 222

## Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird, mit andern, zu Ausbesserung der florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Händel mit einem lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz, in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobey er Hindernisse, von Seiten der Herzogin, findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beyden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält grossen Beyfall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camaldoli. S. 236

## Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchimisten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt, und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog, wegen des Preises des Perseus. — Man überlässt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache, keineswegs zu des Autors Zufriedenheit, vollbringt. — Neues Mißverständniß

zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten, in Erz, für das Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Vorsatz auf. — Der Autor erbietet sich, zwey Pulte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag. S. 255

## Zehntes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem groſsen, vorräthigen Stück Marmor, machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog, zur Erklärung: daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellinis Modell wird vorgezogen und Bandinell stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltsamer Contract des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Sbietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bey und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bey Hof von Ammanato verdrängt. S. 271

## Eilftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Franzesko, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Groſses Unrecht das er von dem Magistrat in einem Prozeß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begibt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bey Sbietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit die er in seinem Rechtsstreite mit Sbietta, durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bey dieser Gelegenheit, ein trefflich gearbeitetes Kruzifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beystand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Catharina von Medicis verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihren Gemal Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Kardinal von Medicis stirbt, worüber am florentinischen Hof groſse Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa. S. 292

# Benvenuto Cellini.

---

## Zweyter Theil.

# Drittes Buch.

---

## Erstes Capitel.

Der Kardinal von Ferrara kömmt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er sich mit dem Papst bey Tafel unterhält, weiß er die Freyheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen; welches Cellini in der Gefangenschaft schrieb.

---

So vergingen wenige Tage, als der Kardinal von Ferrara in Rom erschien, der, als er dem Papst seine Aufwartung machte, so lange bey ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendessens kam. Nun war der Papst ein sehr kluger Mann, und wollte bequem mit dem Kardinal über die Franzosereyen sprechen, weil man bey solchen Gelegenheiten sich freyer über viele Dinge als sonst herauslässt. Der Kardinal, indem er von der großmüthigen und freygebigen Art des Königs, die er genugsam kannte, sehr ausführlich sprach, gefiel dem Papste außerordentlich, der sich, wie er alle Woche einmal that, bey dieser Gelegenheit betrank, von welchem Rausch er sich denn gewöhnlich sogleich befreyte, indem er Alles wieder von sich gab.

Da der Kardinal die gute Disposition des Papstes bemerkte, bey welcher wohl eine gnädige Gewährung zu

hoffen war, verlangte er mich, von Seiten des Königs, auf das Nachdrücklichste und versicherte, daß Seine Majestät auf das Lebhafteste nach mir begehre. Da nun der Papst sich nahe an der Zeit fühlte wo er sich zu übergeben pflegte, auch sonst der Wein seine Wirkungen äußerte, so sagte er mit großem Lachen zum Kardinal: nun sollt ihr ihn gleich mit euch nach Hause führen! Darauf gab er seinen besondern Befehl und stand vom Tische auf. Sogleich schickte der Kardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erführe; denn der hätte mich auf keine Weise aus dem Gefängniß gelassen. Es kam der Befehl des Papstes und zwey der ersten Edelleute des Kardinals Ferrara; nach vier Uhr in der Nacht befreyten sie mich aus dem Gefängnisse, und führten mich vor den Kardinal, der mich mit unschätzbarer Freundschaft empfing, mich gut einquartiren und sonst aufs Beste versorgen ließ. Herr Antonio, der neue Kastellan, verlangte, daß ich alle Kosten, nebst allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen sollte, und wollte nichts von alle dem beobachtet wissen, was sein Bruder, der Kastellan, zu meinen Gunsten verordnet hatte. Das kostete mich noch manche zehn Scudi.

Der Kardinal aber sagte mir, ich solle nur gutes Muthes seyn und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb sey; denn, wenn er mich nicht selbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, so wär ich

wohl niemals herausgekommen; er höre schon, daß der Papst sich beklage, mich losgelassen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verschiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Kardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papstes war, besuchte mich, unter andern werthen Freunden, ein Kassier des Herrn Bindo Altoviti, der Bernhard Galluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen Hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papstes, und wollte mir Alles zurückgeben, ich aber versetzte: ich wüßte meine Baarschaft keinem liebern Freunde zu geben, noch sie an einen Ort zu legen wo sie sicherer stünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen, und ich hatte Noth ihn zu bewegen daß er es behielt. Da ich nun aus dem Kastell befreyt wurde, fand sichs, daß er verdorben war, und ich verlor meine Baarschaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen schrecklichen Traum, als wenn mir Jemand mit der Feder Worte, von der größten Bedeutung, an die Stirn schrieb, und mir dreymal sagte, ich sollte schweigen und Niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wusste, wer es war, Alles, was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete, so deutlich und genau, daß ich nichts

anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbaret.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklassen, die größer ist als daß sie einem andern Menschen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgesprochen, und mir seine Geheimnisse selbst offenbaret hat. Denn seit der Zeit, daß ich jene himmlischen Gegenstände gesehen, ist mir ein Schein ums Haupt geblieben, den Jedermann sehen konnte, ob ich ihn gleich nur Wenigen gezeigt habe.

Diesen Schein sieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwey Stunden darnach. Am besten sieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Grase liegt, imgleichen Abends bey Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln ist, so daß man den Schein viel ausdrücklicher sah, als in Italien wo die Nebel viel häufiger sind; demungeachtet aber seh ich ihn auf alle Weise, und kann ihn auch Andern zeigen, nur nicht so gut wie in jenen Gegenden.

## Zweytes Capitel.

Der Autor, nach seiner Befreyung, besucht den Askanio zu Taglia Cozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher, für den Kardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich, Franz I. und verreist, mit dem Kardinal von Ferrara, nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bey seiner Schwester bleibt.

---

Als ich nun so im Palast des Kardinal von Ferrara mich befand, gern von Jedermann gesehen und noch weit mehr besucht als vorher, verwunderten sich Alle, daß ich aus so unglaublichem Unglück in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet sey. Indessen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das größte Vergnügen meine Verse auszuarbeiten, denn um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einst vor, wieder der freyen Luft zu genießen, wozu mir mein guter Kardinal Freyheit und Pferde gab, und so ritt ich mit zwey römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst war, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von Rom weg und nach Taglia-

Cozzo, meinen Lehrling Askanio zu besuchen. Ich fand ihn, mit Vater, Geschwistern und Stiefmutter, welche mich zwey Tage auf das Freundschaftlichste bewirtheten. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Askanio mit mir. Unterweges fingen wir an von der Kunst zu sprechen, dergestalt, daß ich die lebhafteste Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft schickte ich mich auch sogleich dazu an, und fand ein silbernes Becken, das ich für den Kardinal angefangen hatte ehe ich eingekerkert wurde, daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein schöner Pokal aber, den ich zugleich mit diesem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indessen, mit einer Menge anderer Sachen von Werth, gestohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vorn an. Er war mit runden halb erhabenen Figuren geziert, desgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fische von halb erhabener Arbeit vorgestellt, so daß Jeder der es sah sich verwundern musste, sowol über die Gewalt des Geistes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bey diesen Werken anwendeten.

Der Kardinal kam wenigstens alle Tage zweymal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Cesano, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir sein großes Siegel zu arbei-

ten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte; darein grub ich zwey Geschichten, einmal wie St. Johannes in der Wüsten predigte, und dann wie St. Ambrosius die Arianer verjagte, er war auf einem Pferde vorgestellt, mit der Geissel in der Hand, von so kühner und guter Zeichnung und so sauber gearbeitet, daß Jedermann sagte, ich habe den großen Lautitio übertroffen, der sich nur allein mit dieser Art Arbeiten abgab. Der Kardinal war stolz, sein Siegel mit den Siegeln der übrigen Kardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meister fast alle gearbeitet hatte.

So ward mir auch von dem Kardinal und den zwey obgedachten Herren aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen, es sollte sich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig sagte, bey Gelegenheit dieses Salzfasses, viele verwundernswürdige Dinge, so wie auch Herr Gabriel Cesano die schönsten Gedanken über denselben Gegenstand vorbrachte; der Kardinal hörte gnädig zu, und, sehr zufrieden von den Zeichnungen welche die beyden Herrn mit Worten gemacht hatten, sagte er zu mir: Benvenuto! die beyden Vorschläge gefallen mir so sehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen soll, deßwegen magst du entscheiden, der du sie ins Werk zu setzen hast. Darauf sagte ich: es ist bekannt, meine Herrn, von welcher großen Bedeutung die Könige und Kaiser sind, und in was für einem göttlichen Glanz sie erscheinen. Demungeachtet,

wenn ihr einen armen geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu diesen Prinzen, oder zu seinen eigenen Kindern? so wird er gewiß gestehen, daß er diese letztern vorziehe; so habe ich auch eine große Vorliebe für meine eigenen Geburten, die ich durch meine Kunst hervorbringe, daher was ich euch zuerst vorlegen werde, hochwürdigster Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung seyn, denn manche Sachen sind leicht zu sagen, die nachher, wenn sie ausgeführt werden, keineswegs gut lassen; und so wendete ich mich zu den beyden trefflichen Männern und versetzte: ihr habt gesagt, und ich will thun. Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiederte, mit der größten Anmuth, viele treffliche Worte zu meiner Gunst, und es stand ihm sehr wohl an, denn er war schön anzusehen, von Körper wohlgestaltet und hatte eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Cesano war gerade das Gegentheil, so häßlich und ungefällig; und nach seiner Gestalt sprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorstellen sollte, mit allerley Galanterien umher, und Alles sehr schicklich; Herr Gabriel hatte angegeben, ich solle eine Amphitrite vorstellen mit Tritonen und mehrern Dingen, alle gut zu sagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Untersatz, ohngefähr zwey Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbin-

det, machte ich zwey Figuren einen guten Palm groß, die mit verschränkten Füßen gegen einander saßen, so wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen sieht. Das Meer als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug fassen konnte, darunter hatte ich vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreyzack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt und so anmuthig, als ich nur wusste und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer enthalten sollte. Sie lehnte sich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt sie das Horn des Ueberflusses, mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wusste. Auf derselben Seite waren die schönsten Thiere vorgestellt welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum Statt finden konnten; übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen.

Als nun darauf der Kardinal mit seinen zwey trefflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber sogleich Herr Gabriel Cesano mit großem Lärm herfiel, und sagte: das Werk ist in zehen Menschenleben nicht zu vollenden, und ihr wollt, hochwürdigster Herr, es doch in eurem Leben noch fertig sehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten.

Benvenuto will euch von seinen Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigstens Dinge gesagt, die gemacht werden konnten, er zeigt Dinge, die man nicht machen kann. Darauf nahm Herr Ludwig Alemanni meine Parthie; der Kardinal aber sagte, er wolle sich auf ein so großes Unternehmen nicht einlassen; da versetzte ich: Hochwürdigster Herr! ich sage voll Zuversicht daß ich das Werk für den zu endigen hoffe, der es bestellen wird. Ihr sollt es Alle, noch hundertmal reicher als das Modell, vor Augen sehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als das zu machen. Darauf versetzte der Kardinal mit einiger Lebhaftigkeit: wenn du es nicht für den König machst, zu dem ich dich führe, so glaube ich nicht, daß du es für einen Andern zu Stande bringst. Sogleich zeigte er mir den Brief, worin der König in einem Absatze schrieb: er solle geschwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen! Da hub ich die Hände gen Himmel und rief: o wann wird das Geschwinde doch kommen? Der Kardinal sagte: ich sollte mich einrichten, und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehen Tagen.

Als die Zeit der Abreise herbeykam, schenkte er mir ein schönes und gutes Pferd, das Tornon hieß, weil der Kardinal dieses Namens es ihm geschenkt hatte, auch Paul und Askanio, meine Schüler, wurden mit Pferden versehen. Der Kardinal theilte seinen Hof, der sehr groß war; den einen edlern Theil nahm er mit sich

auf den Weg, nach der Romagna, um die Madonna von Loretto zu besuchen, und alsdann nach Ferrara, in sein Haus zu gehen; den andern Theil schickte er gegen Florenz, das war der größte, und dabey seine schönste Reiterey. Er sagte mir, wenn ich auf der Reise sicher seyn wollte, so sollte ich sie mit ihm zurücklegen, wo nicht, so könnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil Alles geschehen muß, was im Himmel beschlossen ist, so gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schwester in den Sinn kam, die so viele Betrübniß über mein großes Uebel gehabt hatte; auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtissin, die andere Schaffnerinn, so daß sie die reiche Abtey gleichsam beherrschten. Sie hatten auch um meinetwillen so viele schwere Leiden erduldet, und für mich so viel gebetet, daß ich für gewiß glaube, meine Befreyung habe ich der Frömmigkeit dieser guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das alles bedachte, beschloß ich nach Florenz zu gehen, und statt daß ich auf diesem Wege, so wie auf dem andern, mit den Leuten des Kardinals die Reise hätte umsonst machen können, so gefiel es mir noch besser, für mich und in andrer Gesellschaft zu gehen. Den heiligen Montag reisten wir, zu Drey, von Rom ab; in Monterosi traf ich Meister Cherubin, einen trefflichen Juwelier, meinen sehr guten Freund, und glaubte,

weil ich öffentlich gesagt hatte, ich würde mit dem Kardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben; und doch hätte es mir bey Monterosi übel bekommen können; denn man hatte vor uns einen Haufen wohlbewaffneter Leute hergeschickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen, und indeß wir bey Tische saßen, hatten jene, nachdem sie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Kardinals reiste, alle Anstalt gemacht mich zu beschädigen; da wollte Gott, daß das Gefolge so eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und gesund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritt manchmal mehrere Meilen voraus, und die Trefflichsten unter diesen Truppen bezeigten mir viele Achtung.

Als ich nun so, durch Gottes Gnade, gesund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkosungen, so wie das ganze Kloster; dann reiste ich weiter mit meiner Gesellschaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, so daß wir am grünen Donnerstage, um zwey und zwanzig, nur ohngefähr eine Post von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen, der Postillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da stieg ich von meinem Pferde Tornon, legte mein Kissen und meine Steigbügel auf die gedachte Poststute, gab dem Knechte einen Julier,

ließ

ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen sollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, sowol, weil ich einen Freund besuchen, als auch, weil ich einige Geschäfte verrichten wollte. Und zwar ging es geschwind genug, doch ritt ich keinesweges postmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, besprach Zimmer für fünf Personen und schickte das Pferd nach der Post, die vor dem Thor zu Camollia angelegt war; ich hatte aber vergessen, mein Kissen und meine Steigbügel herunterzunehmen.

Wir brachten den Abend sehr lustig zu. Charfreytag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges und als ich darnach schickte, wollte der Postmeister es nicht wieder herausgeben, weil ich seine Stute zu schanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her, und er versicherte beständig: daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da sagte der Wirth wo ich wohnte, iht kommt noch gut weg, wenn er euch nichts Schlimmeres anthut als daß er Kissen und Steigbügel behält, denn einen solchen bestialischen Mann hat es noch nicht in unserer Stadt gegeben und er hat zwey Söhne bey sich, die tapfersten Leute, und als Soldaten, noch weit bestialischer denn er. Drum kauft nur wieder, was ihr bedürft, und reitet eurer Wege, ohne euch weiter mit ihm einzulassen. Ich kaufte ein paar

Steigbügel und dachte mein Kissen durch gute Worte wieder zu erlangen, und weil ich sehr gut beritten, mit Panzerhemd und Armschienen bewaffnet war, auch eine treffliche Büchse auf dem Sattel hatte, erregten die großen Bestialitäten die der tolle Mensch mir hatte sagen lassen, in mir nicht die geringste Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt, Panzerhemde und Aermel zu tragen und auf meinen römischen Burschen hatte ich ein besonderes Vertrauen, denn ich wusste, daß er, so lange wir in Rom waren, die Waffenstücke nicht abgelegt hatte. Auch Askanio, ohngeachtet seiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreytag war, dachte ich die Tollheit der Tollen sollte doch auch ein wenig feyern.

So kamen wir auf die gedachte Post Camollia, und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen die man mir gegeben hatte; denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwey jungen Leute und die andere Gesellschaft hinter mir, ritt auf ihn los, und sagte ganz gelassen: Postmeister! wenn ich euch versichre, daß ich euer Pferd nicht zu schanden geritten habe, warum wollt ihr mir Kissen und Steigbügel, die doch mein sind, nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir, wirklich auf eine tolle bestialische Weise, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich versetzte: wie, seyd ihr nicht ein Christ? und wollt am heiligen Charfreytage euch und mir ein solches Aergerniß geben? Er versetzte: daß er sich weder um Gottes- noch um des

Teufelsfreytag bekümmere, und wenn ich mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich mit einem Spieße, den er indessen ergriffen hatte, zusammt mit meinem Schießgewehr zu Boden schlagen.

Auf die heftigen Worte kam ein alter Sanesischer Edelmann herbey, der eben von einer Andacht, wie man sie an selbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von Weitem recht deutlich meine Gründe vernommen, und trat herzhaft hinzu, gedachten Postmeister zu tadeln, indem er meine Partey nahm. Er schalt auch auf die beyden Söhne, daß sie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslästerlichen Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beyden Söhne sagten nichts, schüttelten den Kopf und gingen ins Haus. Der rasende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmanns noch giftiger geworden war, fällte unter schimpflichen Flüchen seinen Spieß und schwur, daß er mich gewiß ermorden wolle.

Als ich diese bestialische Resolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas sehen, um ihn einigermaßen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur desto rasender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchse noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Person hätte thun können, sondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von selbst losging, die Kugel

traf den Bogen des Thors, schlug zurück, und traf den Mann gerade in den Hals, so daß er todt zur Erde fiel. Seine Söhne liefen schnell herbey, der Eine mit einem Rechen, der Andere mit der Partisane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieße griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der Andere machte sich an einen Mailänder, der närrisch aussah und nicht etwa sich aus der Sache zog, denn er hätte nur sagen dürfen, ich gehe ihn nichts an, vielmehr vertheidigte er sich gegen die Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen das er in der Hand hatte, und konnte denn freylich damit nicht zum Besten pariren, so daß ihn sein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geistlicher gekleidet, denn ob er gleich ein trefflicher Goldschmied war, so hatte er doch viele Pfründen von dem Papste mit guten Einkünften erhalten. Askanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von sich, als wenn er fliehen wollte, und so wurden die Beyden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sporn gegeben und, indem es geschwind gallopirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erst aus dem Spaße Ernst zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erschlagen seyn, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein

Leids widerfahren wär? und Askanio sagte: Paul sey tödtlich mit einem Spieße verwundet. Darauf versetzte ich: Paul, mein Sohn, so ist der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er sagte, ich habe es in den Mantelsack gethan. Da antwortete ich: wohl erst diesen Morgen? so trägt man also die Panzerhemden in Rom, um sich vor den Damen sehen zu lassen! und an gefährlichen Orten, wo man sie eigentlich braucht, hat man sie im Mantelsack. Alles Uebel, was dir widerfährt geschieht dir recht und du bist schuld, daß ich auch hier umkommen werde, und indem ich so sprach, ritt ich immer rasch wieder zurück. Darauf baten Askanio und er mich um Gotteswillen, ich möchte sie und mich erretten, denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete sich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mailänder, jener schalt mich aus, daß ich so grimmig sey, denn Niemand sey beschädigt, Pauls Wunde sey nicht tief, der alte Postmeister sey todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebst andern Leuten seyen dergestalt in Bereitschaft, daß sie uns sicher alle in Stücken hauen würden; er bat mich, daß ich das Glück, das uns beym ersten Angriffe gerettet hätte, nicht wieder versuchen möchte, denn es könnte uns dießmal verlassen. Darauf versetzt' ich, da ihr zufrieden seyd, so will ich mich auch beruhigen, und, indem ich mich zu Paul und Askanio wendete, fuhr ich fort: gebt euren Pfer-

## Drittes Capitel.

Der Verfasser kömmt nach Ferrara, wo ihn der Herzog sehr wohl aufnimmt, und sein Profil von ihm bossiren lässt. — Das Klima ist ihm schädlich und er wird krank. Er speist junge Pfauen und stellt dadurch seine Gesundheit her. — Missverständnisse zwischen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrüßlichen Umständen begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufschub reist er weiter und kommt glücklich nach Lion, von dannen er sich nach Fontainebleau begibt, wo der Hof sich eben aufhielt.

---

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unsern Kardinal daselbst, der alle unsere Abentheuer gehört hatte, sich darüber beschwerte und sagte: ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem König bringe, wie ich es ihm versprochen habe. Er wies mir darauf einen seiner Paläste in Ferrara, den angenehmsten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich musste mich daselbst zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anstalt, nach Frankreich zu gehen; aber keine mich mitzunehmen, und als er sah, daß ich darüber sehr verdrüßlich war, sagte er: Benvenuto! alles was ich thue, geschieht zu deinem Besten. Denn ehe ich dich aus Italien wegnehme, will ich erst

gewiß seyn was in Frankreich mit dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Kassier, daß er dir geben soll, was du nöthig hast. Nun verreiste er, und ich blieb höchst mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Lust an, in Gottes Namen davon zu gehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papstes befreyt hatte, konnte mich zurückhalten; übrigens war sein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden. Deßwegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, suchte mich zur Geduld zu gewöhnen und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten sich immer mehr der Vollendung.

Unsere Wohnung, so schön sie war, hatte ungesunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir Alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten spazieren, der zu unserer Wohnung gehörte und sehr groß war; man hatte fast eine Meile Landes dabey als Wildniß gelassen, wo sich unzählige Pfauen aufhielten und daselbst im Freyen nisteten. Da machte ich meine Büchse zurechte, und bediente mich eines Pulvers das keinen Lärm machte, dann passte ich den jungen Pfauen auf und schoß alle zwey Tage einen. Dergestalt nährten wir uns reichlich, und fanden die Speise so gesund, daß unsere Krankheiten sich gleich verloren; wir arbeiteten noch

einige Monate freudig fort, und hielten uns immer zu den beyden Gefäßen, als an eine Arbeit die viel Zeit kostete.

Der Herzog von Ferrara hatte so eben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange wegen Modena und anderer Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr mehr als dreymal hundert tausend Kammerducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Zögling seines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß, dieser konnte das Unglück nicht ertragen daß so großes Geld zum Papste gehen sollte; er lief und schrie durch die Straßen: Herzog Alfons der Vater hätte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst sollte gesehen haben; dabey rief er: ich werde auf keine Weise zahlen. Endlich als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben wär.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildniß machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit, so wie meine Unterhaltung sehr wohl, deßwegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß, und mich manchmal Abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit

dem Kopfe fertig, dann befahl er mir die Rückseite zu machen, wo eine Frau, als Friede mit der Fackel in der Hand, Trophäen verbrannte. Ich machte diese Figur in freudiger Stellung mit dem feinsten Gewande und der größten Anmuth, und unter ihr stellte ich die Wuth vor, traurig und schmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Diese Arbeit machte ich mit großer Sorgfalt und sie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrücken, wie zufrieden er sey, als er mir die Umschrift sowol um den Kopf als um die Rückseite zustellte. Auf dieser stand Pretiosa in conspectu Domini. (Kostbar vor den Augen des Herrn). Und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu stehen gekommen.

Zu der Zeit als ich daran arbeitete, hatte mir der Kardinal geschrieben, ich solle mich bereit halten: denn der König habe nach mir gefragt und er, der Kardinal, habe seinen Leuten geschrieben, Alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pocal einpacken, denn der Herzog hatte sie schon gesehen. Damals besorgte die Geschäfte des Kardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Bendidio hieß. Dieser Mann war zwölf Jahre, wegen einer Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. Er schickte eines Tages mit großer Eile zu mir, und ließ mir sagen, ich sollte geschwind aufsitzen und nach Frankreich Post reiten, um dem König aufzuwarten, der

nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich schon in Frankreich sey. Der Kardinal, sich zu entschuldigen, habe gesagt: ich sey, in einer seiner Abteyen zu Lion ein wenig krank geblieben, er wolle aber sorgen, daß ich Seiner Majestät bald aufwartete; deßwegen sey es nun nöthig, daß ich Post nehme. Herr Albert war ein sehr redlicher Mann, aber dabey sehr stolz, und seine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun sagte, daß ich mich geschwind fertig machen und Post nehmen sollte, so antwortete ich: Meine Arbeit mache sich nicht auf der Post, und wenn ich hinzugehen hätte, so wollte ich den Weg in bequemen Tagreisen zurücklegen, auch Askanio und Paul, meine Kameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich schon von Rom gebracht habe, und dabey verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, so viel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit stolzen Worten: auf die Art und nicht anders reisten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm: die Söhne meiner Kunst reisten nun einmal so; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reisen pflegten wüßte ich nicht, denn ich sey nie einer gewesen. Auf alle Weise würde ich jetzt nicht hingehen.

Da mir nun der Kardinal sein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar solche unartige Reden hören sollte, so entschloß ich mich mit den Ferraresern

nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ harte und unanständige Reden zu führen. Ich ging nun dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen und er begegnete mir mit den ehrenvollsten Liebkosungen, und hatte Herrn Hieronymus Gigliolo befohlen, er solle mir einen Ring von mehr als zweyhundert Scudi kaufen und ihn Fraschino seinem Kämmerer geben, der ihn mir bringen möchte. Und so geschah es auch, noch denselben Abend. Um 1 Uhr kam Fraschino und überreichte mir einen Ring mit einem Diamanten der viel Schein hatte, und sagte von Seiten des Herzogs diese Worte: mit diesen solle die einzig kunstreiche Hand gezieret werden, die so trefflich zum Andenken Seiner Exzellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein von ungefähr zehen Scudi an Werth, und es war mir ungelegen: daß die herrlichen Worte die mir der Herzog hatte sagen lassen, mit so einer geringen Belohnung sollten verbunden seyn, da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich vollkommen zufrieden gestellt. Auch dachte ich wohl daß der Streich von dem Schelm dem Schatzmeister herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Namen Bernhard Salitti, der ihn dem Kämmerer wieder geben sollte, es möchte kosten was es wolle, und das Geschäft wurde trefflich ausgerichtet. Da kam Fraschino eilig zu mir,

in großer Bewegung und sagte: wenn der Herzog wissen sollte, daß ich ein Geschenk zurückschicke das er mir so gnädig zugedacht habe, so möchte er es sehr übel nehmen und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieser Ring sey ohngefähr zehen Scudi werth, und meine Arbeit dürfte ich wohl auf zweyhundert Scudi schätzen; mir sey blos an einem Zeichen seiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen schicken, wie sie aus England kommen, und wovon einer ohngefähr einen Paul werth ist, den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken seiner Exzellenz tragen, mich dabey jener ehrenvollen Worte erinnern, und mich dann für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, anstatt daß jetzt der geringe Werth des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen dem Herzog so sehr, daß er den Schatzmeister rufen ließ, und ihn mehr als jemals ausschalt. Mir ließ er bey Strafe seiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne seine Erlaubniß zu gehen, dem Schatzmeister aber befahl er, für mich einen Diamant aufzusuchen, der gegen dreyhundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geizhals fand einen aus, den er höchstens für sechzig bezahlt hatte und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweyhundert zu stehen komme.

Indessen hatte Herr Albert sich eines Bessern besonnen und mir Alles gegeben was ich nur verlangte,

und ich wär gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geschäftige Kämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben solle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthschaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Kardinal eingepackt, da kam nun eben ein Ferraresischer Edelmann zu uns, der Herr Alfonso de Trotti hieß, er war alt und sehr angenehm, dabey liebte er die Künste außerordentlich, war aber einer von denen Personen, die schwer zu befriedigen sind, und wenn sie, zufälligerweise, sich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, so mahlen sie sichs nachher so trefflich in ihrem Gehirn aus, daß sie niemals glauben wieder so etwas Herrliches sehen zu können. Als er hereintrat, sagte Herr Albert zu ihm: es ist mir leid daß ihr zu spät kommt, denn schon sind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Kardinal nach Frankreich schicken. Herr Alfonso antwortete, daß ihm nichts daran gelegen sey, und schickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weisser Erde, wie man sie in Faenza macht, das sehr sauber gearbeitet sey, herbeyholen sollte. Indessen sagte Herr Alfonso, ich will euch sagen warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu sehen; denn es ist mir einmal ein antikes silbernes zu Gesichte gekommen, so schön und wunderbar, daß der menschliche Geist so was Herrliches sich nicht vorstellen kann. Ein trefflicher Edel-

mann besaß es, der nach Rom wegen einiger Geschäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er bestach mit großem Gelde den der es besaß und so brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren sollte, denn der Besitzer war in großer Furcht es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonso seine langen Mährchen erzählte, gab er auf mich nicht Acht, denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgesetzt. Kaum hatt' ich es angesehn, als ich mich zu Herrn Albert kehrte, und sagte: wie glücklich bin ich, so was gesehen zu haben! Herr Alfonso fing an zu schimpfen und sagte: wer bist denn du? du weißt nicht was du sagst. Darauf versetzte ich: höret mich an, es wird sich zeigen, wer von uns Beyden besser weiß was er sagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Manne und sagte: dieses Modell ist von einem silbernen Becher genommen, der so und so viel wog, den ich zu der und der Zeit, jenem Marktschreier, Meister Jakob, Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, sechs Monate daselbst blieb und mit seiner Salbe manche Dutzend Herrn und arme Edelleute beschmierte, von denen er mehrere tausend Dukaten zog. Da arbeitete ich ihm dieses Gefäß und noch ein anderes, verschieden von diesem. Er hat mir beyde schlecht be-

zahlt,

zahlt, und noch sind in Rom die Unglücklichen, die er gesalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bey euch reichen Leuten so einen großen Namen haben. Aber ich versichre euch, seit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen, so daß ich denke, das Gefäß das ich nach Frankreich bringe, soll ganz anders des Königs und des Kardinals werth seyn, als dieser Becher eures Medicasters.

Als ich mich so herausgelassen hatte, wollte Herr Alfonso, für Verlangen nach meiner neuen Arbeit, schier vergehen, ich aber bestand darauf, sie nicht sehen zu lassen. Als wir uns eine Weile gestritten hatten, sagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Exzellenz werde ihm schon dazu verhelfen. Darauf versetzte Herr Albert, der, wie ich schon gesagt habe, der stolzeste Mann war: Herr Alfonso, eh' ihr von hier weggeht, sollt ihr die Arbeit sehen, ohne dazu die Gunst des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Askanio zurück, um ihm die Gefässe zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe gesagt hätte. Nun wollte Herr Alfonso daß ich sein Hausgenosse werden sollte, und eben deßwegen schienen mir's tausend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens Gutes und Nützliches an die-

sem Orte genossen hatte, war ich dem Umgang des Kardinals Salviati und des Kardinals von Ravenna schuldig. Auch hatte ich Bekanntschaft mit einigen geschickten Tonkünstlern gemacht und mit Niemand sonst; denn die Ferrareser sind die geizigsten Leute, und was Andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl; sie suchen es auf alle Weise zu erhaschen, und so sind sie Alle.

Um zwey und zwanzig kam Fraschino, überreichte mir den Ring von ungefähr sechzig Scudi, und sagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Seiner Exzellenz tragen. Ich antwortete: das will ich, und setzte sogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der sehr erzürnt war, und große Lust hatte mich zurückholen zu lassen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehen Meilen, immer im Trott, und war sehr froh den andern Tag aus dem Ferraresischen zu seyn; denn außer den jungen Pfauen die ich gegessen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durchs Monsanesische und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Ursache, und so kamen wir glücklich und gesund nach Lion; Paul, Askanio und ein Diener, alle Vier auf guten Pferden. In Lion erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unser Gepäck und die Gefässe

waren, und wohnten in einer Abtey des Kardinals. Als unsere Sachen ankamen, packten wir sie sorgfältig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Händel, aber nicht von großer Bedeutung.

---

## Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich sehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieses wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf seiner Reise nach Dauphiné. — Der Kardinal verlangt von Cellini: er solle sich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber sehr verdrüßlich entschließt sich aus dem Stegreife, eine Pilgrimschaft nach Jerusalem anzutreten. — Man setzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen schönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu seiner Werkstatt anweist. — Er begibt sich nach dieser Hauptstadt, findet aber großen Widerstand, indem er Besitz von seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

---

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns beym Kardinal, der uns sogleich Quartier anweisen ließ; und diesen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erschien der Karrn, und da wir nun unsere Sachen hatten, sagte es der Kardinal dem König, der uns sogleich sehen wollte. Ich ging zu Seiner Majestät mit dem Pokal und Becher; als ich vor ihn kam, küsste ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indessen dankte ich Seiner Majestät, daß er mich aus dem Kerker befreyt habe, und sagte, es sey eigentlich die Pflicht

eines so guten und einzigen Fürsten, nützliche Menschen zu befreyen und zu beschützen, besonders wenn sie unschuldig seyen, wie ich; solche Wohlthaten seyen in den Büchern Gottes obenan geschrieben, vor allem Andern was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an, bis ich geendigt und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die seiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Becken und sagte: wahrhaftig ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine so schöne Art zu arbeiten gesehen haben; denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen sind, und auch dessen was die besten neuern Meister gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk gesehen, das mich so höchlich bewegt hätte, als das gegenwärtige. Diese Worte sagte der König auf Französisch zum Kardinal von Ferrara, mit noch größern Ausdrücken. Dann wendete er sich zu mir, sprach mich italienisch an und sagte: Benvenuto! bringt eure Zeit einige Tage fröhlich zu, dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein schönes Werk zu verfertigen. Der Kardinal von Ferrara bemerkte wohl das große Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majestät sich aus meinen wenigen Arbeiten schon überzeugt hatte, von mir seyen noch weit größere Dinge zu erwarten, die er denn auszuführen Lust hatte

Nun mussten wir aber gleich dem Hofe folgen, und das war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von zwölftausend Pferden her, und das ist das Geringste; denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beysammen ist, so sind es achtzehntausend Mann, und darunter mehr als zwölftausend Berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte wo kaum zwey Häuser waren und man schlug nach Art der Zigeuner, Hütten von Leinwand auf, und hatte ich oft gar viel zu leiden. Ich bat den Kardinal er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegschickte; ich erhielt aber zur Antwort: das Beste in einem solchen Falle sey, wenn der König selbst meiner gedächte, ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestät speiste. Das that ich denn eines Mittags; der König rief mich, und sprach Italienisch mit mir und sagte: er habe im Sinne große Werke durch mich arbeiten zu lassen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit Allem was ich bedürfe, versorgen, dann sprach er noch Manches von angenehmen und verschiedenen Dingen.

Der Kardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er speiste fast beständig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, sprach er als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wieder erzählte, und

sagte: Heilige Majestät! dieser Benvenuto hat große Lust zu arbeiten, und man könnte es fast eine Sünde nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren lässt. Der König versetzte: er habe wohl gesprochen, und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange?

Noch denselben Abend nach Tische, ließ mich der Kardinal rufen und sagte mir, im Namen des Königs: Seine Majestät sey entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Kardinal fuhr fort: ich dächte, wenn euch der König des Jahrs dreyhundert Scudi Besoldung gibt, so könntet ihr recht gut auskommen, und dann sage ich euch, überlasst mir nur die Sorge; denn alle Tage kömmt Gelegenheit in diesem großen Reiche etwas Gutes zu stiften und ich will euch immer trefflich helfen.

Sogleich antwortete ich: als ihr mich in Ferrara liesset, Hochwürdigster Herr! verspracht ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weise wie ich mich bey dem König stehen solle, schon bestimmt wär. Anstatt mich nun hievon zu benachrichtigen, schicktet ihr besondern Befehl, ich solle auf der Post kommen, als wenn eine solche Kunst sich postmäßig behandeln ließ; hättet ihr mir damals von dreyhundert Scudi sagen lassen, wie ich jetzt hören muß, so hätte ich mich

in großer Bewegung und sagte: wenn der Herzog wissen sollte, daß ich ein Geschenk zurückschicke das er mir so gnädig zugedacht habe, so möchte er es sehr übel nehmen und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieser Ring sey ohngefähr zehen Scudi werth, und meine Arbeit dürfte ich wohl auf zweyhundert Scudi schätzen; mir sey blos an einem Zeichen seiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen schicken, wie sie aus England kommen, und wovon einer ohngefähr einen Paul werth ist, den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken seiner Exzellenz tragen, mich dabey jener ehrenvollen Worte erinnern, und mich dann für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, anstatt daß jetzt der geringe Werth des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen dem Herzog so sehr, daß er den Schatzmeister rufen ließ, und ihn mehr als jemals ausschalt. Mir ließ er bey Strafe seiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne seine Erlaubniß zu gehen, dem Schatzmeister aber befahl er, für mich einen Diamant aufzusuchen, der gegen dreyhundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geizhals fand einen aus, den er höchstens für sechzig bezahlt hatte und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweyhundert zu stehen komme.

Indessen hatte Herr Albert sich eines Bessern besonnen und mir Alles gegeben was ich nur verlangte,

und ich wär gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geschäftige Kämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben solle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthschaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Kardinal eingepackt, da kam nun eben ein Ferraresischer Edelmann zu uns, der Herr Alfonso de Trotti hieß, er war alt und sehr angenehm, dabey liebte er die Künste außerordentlich, war aber einer von denen Personen, die schwer zu befriedigen sind, und wenn sie, zufälligerweise, sich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, so mahlen sie sichs nachher so trefflich in ihrem Gehirn aus, daß sie niemals glauben wieder so etwas Herrliches sehen zu können. Als er hereintrat, sagte Herr Albert zu ihm: es ist mir leid daß ihr zu spät kommt, denn schon sind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Kardinal nach Frankreich schicken. Herr Alfonso antwortete, daß ihm nichts daran gelegen sey, und schickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weisser Erde, wie man sie in Faenza macht, das sehr sauber gearbeitet sey, herbeyholen sollte. Indessen sagte Herr Alfonso, ich will euch sagen warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu sehen; denn es ist mir einmal ein antikes silbernes zu Gesichte gekommen, so schön und wunderbar, daß der menschliche Geist so was Herrliches sich nicht vorstellen kann. Ein trefflicher Edel=

mann besaß es, der nach Rom wegen einiger Geschäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er bestach mit großem Gelde den der es besaß und so brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren sollte, denn der Besitzer war in großer Furcht es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonso seine langen Mährchen erzählte, gab er auf mich nicht Acht, denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgesetzt. Kaum hatt' ich es angesehn, als ich mich zu Herrn Albert kehrte, und sagte: wie glücklich bin ich, so was gesehen zu haben! Herr Alfonso fing an zu schimpfen und sagte: wer bist denn du? du weißt nicht was du sagst. Darauf versetzte ich: höret mich an, es wird sich zeigen, wer von uns Beyden besser weiß was er sagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Manne und sagte: dieses Modell ist von einem silbernen Becher genommen, der so und so viel wog, den ich zu der und der Zeit, jenem Marktschreier, Meister Jakob, Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, sechs Monate daselbst blieb und mit seiner Salbe manche Dutzend Herrn und arme Edelleute beschmierte, von denen er mehrere tausend Dukaten zog. Da arbeitete ich ihm dieses Gefäß und noch ein anderes, verschieden von diesem. Er hat mir beyde schlecht bezahlt,

zahlt, und noch sind in Rom die Unglücklichen, die er gesalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bey euch reichen Leuten so einen großen Namen haben. Aber ich versichre euch, seit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen, so daß ich denke, das Gefäß das ich nach Frankreich bringe, soll ganz anders des Königs und des Kardinals werth seyn, als dieser Becher eures Medicasters.

Als ich mich so herausgelassen hatte, wollte Herr Alfonso, für Verlangen nach meiner neuen Arbeit, schier vergehen, ich aber bestand darauf, sie nicht sehen zu lassen. Als wir uns eine Weile gestritten hatten, sagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Exzellenz werde ihm schon dazu verhelfen. Darauf versetzte Herr Albert, der, wie ich schon gesagt habe, der stolzeste Mann war: Herr Alfonso, eh' ihr von hier weggeht, sollt ihr die Arbeit sehen, ohne dazu die Gunst des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Askanio zurück, um ihm die Gefässe zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe gesagt hätte. Nun wollte Herr Alfonso daß ich sein Hausgenosse werden sollte, und eben deßwegen schienen mir's tausend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens Gutes und Nützliches an die-

ſem Orte genoſſen hatte, war ich dem Umgang des Kardinals Salviati und des Kardinals von Ravenna ſchuldig. Auch hatte ich Bekanntſchaft mit einigen geſchickten Tonkünſtlern gemacht und mit Niemand ſonſt; denn die Ferrareſer ſind die geizigſten Leute, und was Andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl; ſie ſuchen es auf alle Weiſe zu erhaſchen, und ſo ſind ſie Alle.

Um zwey und zwanzig kam Fraschino, überreichte mir den Ring von ungefähr ſechzig Scudi, und ſagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Seiner Exzellenz tragen. Ich antwortete: das will ich, und ſetzte ſogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der ſehr erzürnt war, und große Luſt hatte mich zurückholen zu laſſen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehen Meilen, immer im Trott, und war ſehr froh den andern Tag aus dem Ferrareſiſchen zu ſeyn; denn außer den jungen Pfauen die ich gegeſſen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durchs Monſaneſiſche und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Urſache, und ſo kamen wir glücklich und geſund nach Lion; Paul, Askanio und ein Diener, alle Vier auf guten Pferden. In Lion erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unſer Gepäck und die Gefäſſe

waren, und wohnten in einer Abtey des Kardinals. Als unsere Sachen ankamen, packten wir sie sorgfältig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Händel, aber nicht von großer Bedeutung.

---

## Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich sehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieses wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf seiner Reise nach Dauphiné. — Der Kardinal verlangt von Cellini: er solle sich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber sehr verdrüßlich entschließt sich aus dem Stegreife, eine Pilgrimschaft nach Jerusalem anzutreten. — Man setzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen schönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu seiner Werkstatt anweist. — Er begibt sich nach dieser Hauptstadt, findet aber großen Widerstand, indem er Besitz von seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns beym Kardinal, der uns sogleich Quartier anweisen ließ; und diesen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erschien der Karrn, und da wir nun unsere Sachen hatten, sagte es der Kardinal dem König, der uns sogleich sehen wollte. Ich ging zu Seiner Majestät mit dem Pokal und Becher; als ich vor ihn kam, küsste ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indessen dankte ich Seiner Majestät, daß er mich aus dem Kerker befreyt habe, und sagte, es sey eigentlich die Pflicht

eines so guten und einzigen Fürsten, nützliche Menschen zu befreyen und zu beschützen, besonders wenn sie unschuldig seyen, wie ich; solche Wohlthaten seyen in den Büchern Gottes obenan geschrieben, vor allem Andern was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an, bis ich geendigt und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die seiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Becken und sagte: wahrhaftig ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine so schöne Art zu arbeiten gesehen haben; denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen sind, und auch dessen was die besten neuern Meister gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk gesehen, das mich so höchlich bewegt hätte, als das gegenwärtige. Diese Worte sagte der König auf Französisch zum Kardinal von Ferrara, mit noch größern Ausdrücken. Dann wendete er sich zu mir, sprach mich italienisch an und sagte: Benvenuto! bringt eure Zeit einige Tage fröhlich zu, dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein schönes Werk zu verfertigen. Der Kardinal von Ferrara bemerkte wohl das große Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majestät sich aus meinen wenigen Arbeiten schon überzeugt hatte, von mir seyen noch weit größere Dinge zu erwarten, die er denn auszuführen Lust hatte.

Nun mussten wir aber gleich dem Hofe folgen, und das war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von zwölftausend Pferden her, und das ist das Geringste; denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beysammen ist, so sind es achtzehntausend Mann, und darunter mehr als zwölftausend Berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte wo kaum zwey Häuser waren und man schlug nach Art der Zigeuner, Hütten von Leinwand auf, und hatte ich oft gar viel zu leiden. Ich bat den Kardinal er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegschickte; ich erhielt aber zur Antwort: das Beste in einem solchen Falle sey, wenn der König selbst meiner gedächte, ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestät speiste. Das that ich denn eines Mittags; der König rief mich, und sprach Italienisch mit mir und sagte: er habe im Sinne große Werke durch mich arbeiten zu lassen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit Allem was ich bedürfe, versorgen, dann sprach er noch Manches von angenehmen und verschiedenen Dingen.

Der Kardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er speiste fast beständig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, sprach er als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wieder erzählte, und

sagte: Heilige Majestät! dieser Benvenuto hat große Lust zu arbeiten, und man könnte es fast eine Sünde nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren lässt. Der König versetzte: er habe wohl gesprochen, und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange?

Noch denselben Abend nach Tische, ließ mich der Kardinal rufen und sagte mir, im Namen des Königs: Seine Majestät sey entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Kardinal fuhr fort: ich dächte, wenn euch der König des Jahrs dreyhundert Scudi Besoldung gibt, so könntet ihr recht gut auskommen, und dann sage ich euch, überlasst mir nur die Sorge; denn alle Tage kömmt Gelegenheit in diesem großen Reiche etwas Gutes zu stiften und ich will euch immer trefflich helfen.

Sogleich antwortete ich: als ihr mich in Ferrara liesset, Hochwürdigster Herr! verspracht ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weise wie ich mich bey dem König stehen solle, schon bestimmt wär. Anstatt mich nun hievon zu benachrichtigen, schicktet ihr besondern Befehl, ich solle auf der Post kommen, als wenn eine solche Kunst sich postmäßig behandeln ließ; hättet ihr mir damals von dreyhundert Scudi sagen lassen, wie ich jetzt hören muß, so hätte ich mich

nicht vom Platze bewegt, nicht für sechshundert! Aber ich gedenke dabey, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer so großen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreyung aus dem Kerker war, und ich versichre Ew. Hochwürden, daß wenn ihr mir auch das größte Uebel zufügtet, so würde doch dadurch nicht der tausendste Theil des großen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieselben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch seyn werde, will ich, so lange ich lebe, Gott für euch bitten.

Der Kardinal versetzte zornig: gehe hin, wohin du willst; denn mit Gewalt kann man Niemanden wohlthun. Darauf sagten gewisse Hofleute, so Einige von den Semmelschindern: der dünkt sich auch recht viel zu seyn, da er dreyhundert Dukaten Einkünfte verschmäht! Die Verständigen und Braven dagegen sagten: Der König wird nie Seinesgleichen wieder finden und unser Kardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Last Holz wäre. Das sagte Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfasses vortrug. Er war ein sehr gefälliger Mann und äußerst liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herrn und Hofleuten gesagt hatte. Das begab sich in Dauphiné in einem Schlosse, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Kardinal und begab mich in meine

Wohnung; denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hofe einquartirt, dießmal mocht es etwa drey Miglien betragen. Ich ritt in Gesellschaft eines Mannes, der Secretair beym Kardinal, und gleichfalls daselbst einquartirt war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückging? und was ich denn allenfalls für eine Besoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig, und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreyhundert Scudi des Jahres anzubieten, daher antwortete ich nichts, und wiederholte nur immer: ich wisse schon Alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Askanio, die auf mich warteten. Sie sahen, daß ich sehr verstöhrt war, und da sie mich kannten, fragten sie, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz außer sich. Deßwegen sagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich euch so viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hause kommen könnt; denn ich habe das wichtigste Geschäft vor, zu dem ich euch nicht mitnehmen kann; ich hatte es lange schon im Sinne, und ihr braucht es nicht zu wissen. Neben unserer Kammer wohnte gedachter Sekretär, und es ist möglich daß er meine Gesinnung und meinen festen Entschluß dem Kardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht vor gewiß sagen kann. Keinen Augenblick schlief ich die ganze Nacht, und

es schienen mir tausend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entschluß auszuführen, den ich gefasst hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jungen Leuten alle Sachen die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgülden; eben so viel behielt ich für mich und überdieß den Diamant den mir der Herzog geschenkt hatte. Ich nahm nur zwey Hemden mit, und einen schlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für allemal mit mir kommen wollten; daher schalt ich sie aus und sagte: der Eine hat schon einen Bart und dem Andern fängt er an zu wachsen, ihr habt von mir diese arme Kunst gelernt, so gut als ich sie euch zeigen konnte und so seyd ihr, am heutigen Ta e, die ersten Gesellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! soll es denn euch immer fortschleppen? das ist schimpflich! Und wenn ich euch gar ohne Geld gehen ließ, was würdet ihr sagen? Geht mir aus dem Gesichte! Gott segne euch tausendmal und so lebt wohl.

Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend. Ich nahm den schönsten Weg durch einen Wald und dachte mich diesen Tag wenigstens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekanntesten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ohngefähr einen Weg von zwey Miglien zurücklegte, hatte ich mir

fest vorgenommen mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wär, und wollte auch nichts weiter arbeiten, als einen Christus von drey Ellen, wobey ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte, welche er mir selbst gezeigt hatte. So war ich völlig entschlossen nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte schon so weit zu seyn, daß mich Niemand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir und ich war nicht ohne Sorgen. Denn in jenen Gegenden schwärmten gewisse Haufen herum, die man Abentheurer nennt, und die gar gern auf der Straße rauben und morden, und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, so scheint es doch, als wenn sie sich nicht darum bekümmern.

Da sie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs sey, der den Askanio bey sich hatte. Er sagte zu mir: im Namen des Königs befehle ich euch zu ihm zu kommen. Ich antwortete: du kömmst vom Kardinal Ferrara, und deßwegen werde ich dir nicht folgen! Der Mann sagte: wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, so habe er die Macht, seinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Askanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er Jemanden ins Gefängniß setzte, sich wenigstens fünf Jahre besänne, ehe er ihn wieder losließ. Das Wort Gefängniß erschreckte mich dergestalt, denn ich dachte an mein römisches Unglück, daß ich geschwind das Pferd dahin wendete wohin es der Abgeord-

nete des Königs verlangte, der immer auf Französisch murmelte, und auf der ganzen Reise nicht einen Augenblick still war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald trotzte er mir, bald sagte er dieses, bald jenes, so daß ich der Welt hätte entsagen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bey der Wohnung des Kardinals vorbey. Dieser stand unter der Thür und sagte: unser allerchristlichster König hat aus eigner Bewegung euch dieselbe Besoldung ausgesetzt, die er Leonardo da Vinci, dem Maler, gab, nämlich siebenhundert Scudi des Jahrs; daneben bezahlt er euch alle Arbeit, die ihr machen werdet, und zum Antritt schenkt er euch fünfhundert Goldgülden, die euch ausgezahlt werden sollen, ehe ihr von hier weggeht. Darauf antwortete ich: das sind Anerbieten eines so großen Königs würdig! Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, diese großen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tausendmal um Vergebung. Paul und Askanio sagten: Gott hat uns geholfen in ein so ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen.

Den andern Tag ging ich dem König zu danken und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu silbernen Statuen machen solle, um als zwölf Leuchter um seinen Tisch zu dienen; er wolle sechs Götter und sechs Göttinnen vorgestellt haben, gerade so groß wie er selbst; und er war beynahe drey Ellen hoch. Als er mir die-

sen Auftrag gegeben hatte, wendete er sich zum Schatzmeister der Ersparnisse und fragte, ob man ihm befohlen habe, daß er mir fünfhundert Goldgülden zahlen solle? Dieser antwortete darauf: es sey nicht geschehen. Das empfand der König sehr übel, denn er hatte dem Kardinal aufgetragen, dem Schatzmeister seinen Willen zu sagen. Ferner befahl er mir, ich solle nach Paris gehen und mir eine Wohnung aussuchen, die zu solchen Arbeiten bequem sey, und ich sollte sie haben.

Da nahm ich meine fünfhundert Goldgülden und ging nach Paris, in ein Quartier des Kardinal von Ferrara, woselbst ich, im Namen Gottes, zu arbeiten anfing, und vier Modelle, jedes von einem Fuß verfertigte. Sie stellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulkan vor. Indessen kam der König nach Paris, und ich eilte ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute Askanio und Paul. Der König war zufrieden und befahl mir, ich sollte ihm zuerst den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe. Darauf stellte ich Seiner Majestät die beyden Jünglinge vor und sagte, ich habe sie zum Dienste Seiner Majestät mit mir gebracht, denn da ich mir sie auferzogen hätte, so würden sie mir wohl mehr Dienste leisten, als die, die ich in Paris finden könnte; darauf sagte der König, ich solle Beyden eine Besoldung auswerfen, die hinreichend wär, sie erhalten

zu können. Ich sagte, daß hundert Goldgülden für Jeden genug sey. Auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkstatt höchst tauglich scheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majestät eigen und hieß Klein Nello, der König hatte es dem Prevost von Paris eingegeben, der sich aber dessen nicht bediente, und so konnte mirs der König ja wohl einräumen, da ich es zu seinem Dienst bedurfte. Darauf antwortete der König: das Haus ist mein und ich weiß recht gut, daß der, dem ich es gegeben habe, dasselbe nicht bewohnt noch gebraucht; deßwegen sollt ihr euch dessen zu unserer Arbeit bedienen. Sogleich befahl er einem seiner Officiere, er solle mich in das gedachte Nello einführen. Dieser weigerte sich einen Augenblick und sagte: er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele, Jener bediene sich dessen nicht und ich sey ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite; er wolle von keinem weitern Widerspruch hören. Da versetzte der Officier, es werde wohl nöthig seyn, ein bischen Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete der König: jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, so gebraucht große! Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude und es war Gewalt nöthig, um mich in Besitz zu setzen. Dann sagte er mir, ich sollte nun wohl sorgen, daß ich drinn nicht todt geschlagen würde.

Ich ging hinein, nahm sogleich Diener an, kaufte verschiedene Speisen und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß. Denn mein Gegner war ein französischer Edelmann, und die übrigen Edelleute waren sämmtlich meine Feinde und insultirten mich auf alle Weise, so daß es mir unerträglich schien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Ihro Majestät Dienste ging, man 1540 schrieb, und ich also eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, diese Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten lassen. Darauf sagte der König: wer seyd ihr? und wie heißt ihr? Ich war äußerst erschrocken, denn ich wusste nicht, was der König meinte, und als ich so still war, wiederholte er seine Frage; darauf versetzte ich: daß ich Benvenuto hieße. Da sagte der König: seyd ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe; so handelt nach eurer Weise, und ich gebe euch völlige Erlaubniß! Ich versetzte darauf: daß mir allein seine Gnade hinreichend sey, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und sagte: so geht nur! an meiner Gnade soll es euch niemals fehlen. Sogleich befahl er einem seiner Secretäre, welcher Villeroi hieß, er solle mich mit Allem versehen und meine Bedürfnisse vollkommen einrichten lassen. Dieser Mann war ein großer Freund vom Prevost von Paris, der zuerst das kleine Nello beses-

sen hatte. Dieses Gebäude war in dreyeckiger Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe, man hielt aber keine Wache daselbst. Herr von Villeori rieth mir, ich sollte mich ja nach einem andern Platz umsehen und diesen seinem alten Besitzer wieder einräumen, denn es sey ein sehr mächtiger Mann, und er werde mich gewiß todtschlagen lassen. Darauf sagte ich: ich sey aus Italien nach Frankreich gegangen, blos um diesem wundersamen König zu dienen, und was das Todtschlagen betreffe, so wisse ich recht gut daß ich sterben müsse, ein bischen früher oder später, daran sey nichts gelegen.

Dieser Villeroi war ein Mann von großem Geiste, bewundernswerth in allen Dingen und sehr reich; nun war nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ sich nichts merken. Es war ein ernsthafter Mann von schönem Anblick und sprach langsam. Die Besorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß, und Schatzmeister von Languedoc war; das Erste was dieser that, war, daß er die besten Zimmer des Gebäudes für sich selbst einrichten ließ. Da sagte ich ihm, der König habe mir diesen Ort zu seinem Dienste gegeben, und ich wolle nicht daß Jemand außer mir und den Meinigen hier seine

Woh-

Wohnung haben sollte. Dieser stolze, kühne und heftige Mann sagte zu mir: er wolle thun, was ihm beliebte; ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerstehen wolle, er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen versetzte ich: habe ich doch den Auftrag vom König, und weiß ich doch, daß weder ihr noch Villeroi so etwas unternehmen sollt. Hierauf sagte mir der stolze Mann in seiner französischen Sprache viele häßliche Worte, worauf ich denn in der meinigen versetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach seinem kleinen Dolch und ich legte Hand an meinem großen Dolch, den ich immer an der Seite, zu meiner Vertheidigung, trug, und sagte zu ihm: bist du kühn genug zu ziehen, so stech' ich dich auf der Stelle todt. Er hatte zwey Diener mit sich und meine zwey Gesellen standen dabey. Marmagna schien einen Augenblick unentschlossen, doch eher zum Bösen geneigt, und sagte murmelnd: das werde ich nie ertragen. Ich befürchtete das Schlimmste, und sagte entschlossen zu Paul und Askanio: sobald ihr seht daß ich meinem Dolch ziehe, so werft euch gleich über die Diener her, und erschlagt sie, wenn ihr könnt. Dieser soll gewiß zuerst fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm diesen Entschluß, und war zufrieden mit lebendig vom Platze zu kommen. Diese Begebenheit schrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrü-

cken an den Kardinal, der sie augenblicklich dem König erzählte. Seine Majestät war verdrüßlich, und gab einem andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufsicht über mich; dieser Mann sorgte mit der größten Gefälligkeit für alle meine Bedürfnisse.

## Fünftes Capitel.

Der König bestellt bey unserm Autor lebensgroße Götterstatuen, von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherley Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das Großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein sonderbares Betragen des Kardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madam d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Freybeutern angefallen, die er zurückschlägt. — Streit zwischen ihm und einigen französischen Künstlern, bey Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn.

---

Da ich nun Haus und Werkstatt vollkommen eingerichtet hatte, so daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte, und dabey sehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich sogleich an den drey Modellen, in der Größe, wie die Statuen von Silber werden sollten, und zwar stellten sie Jupiter, Vulkan und Mars vor; ich machte sie von Erde, inwendig sehr wohl mit eisernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreyhundert Pfund

Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte; indessen ich nun Alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und das ovale Becken fertig, die mir verschiedene Monate wegnahmen. Als sie vollendet waren, ließ ich sie trefflich vergolden, und man konnte wohl sagen daß es die schönste Arbeit sey die man je in Frankreich gesehen hatte. Sogleich trug ich sie zum Kardinal von Ferrara, der mir über die Maßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging, und demselben damit ein Geschenk machte. Der König hielt sie sehr werth, und lobte mich übermäßiger als jemals ein Mensch meiner Art gelobt worden ist, und machte dem Kardinal ein Gegengeschenk mit einer Abtey, die siebentausend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Absicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Kardinal verhinderte und sagte: Seine Majestät verfahre zu geschwind, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da versetzte der freygebigste König mehr als jemals entschlossen: ich will ihm eben Lust und Muth zu seiner Arbeit machen. Da schämte sich der Kardinal und sagte: ich bitte lasst mich gewähren: denn sobald ich die Abtey in Besitz genommen habe, will ich ihm eine Pension von wenigstens dreyhundert Scudi aussetzen! Davon ist mir aber nie etwas geworden, und es wär zu weitläufig alle Teufeleyen dieses Kardinals zu erzählen, besonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück und Jedermann ver-

wunderte sich über die Gunst, die mir der König bezeigte, ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Jupiters zu bearbeiten. Ich nahm viele Gesellen und fuhr mit großer Sorgfalt Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulkan und Mars waren im Modell fertig, auch den ersten hatte ich in Silber schon weit gebracht, so daß meine Werkstatt reich genug aussah. Um diese Zeit erschien der König in Paris. Ich wartete ihm auf, und als er mich sah, rief er mir fröhlich zu: wenn ich ihm in meinem Hause etwas Schönes zu zeigen hätte, so wolle er hinkommen. Da erzählte ich Alles, was ich gemacht hatte, und er bezeigte großes Verlangen, die Arbeit zu sehen. Gleich nach Tafel machte er sich auf, mit Madame d'Estampes, dem Kardinal von Lothringen, dem König von Navarra, seinem Vetter, und der Königin, seiner Schwester; auch kam der Dauphin und die Dauphine, so daß der ganze Adel des Hofes sich in Bewegung setzte.

Ich war wieder nach Hause gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben. Als nun der König vor das Thor meines Schlosses kam, und so viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein Jeder solle still seyn; so war in meinem Hause Alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh' ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerst mich mit einem großen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters bestimmt war, ein Anderer machte den Kopf, ein Dritter die Füße, so

daß der Lärm außerordentlich war. Zufälligerweise hatte mir eben in diesem Augenblick ein französischer Knabe, der bey der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deßwegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweise nur zwischen die Beine traf; doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggestoßen, der Knabe wollte fallen und hielt sich am König, der eben hereintrat. Der König lachte überlaut, und ich war sehr verlegen. Dann fing er an zu fragen, was ich mache? und verlangte, daß ich in seiner Gegenwart arbeiten sollte. Darauf sagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht so anstrengen wollte; ich sollte doch so viel Leute nehmen, als mir beliebte, und diese arbeiten lassen, und mich gesund erhalten, um ihm desto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich sie für Seine Majestät zu fertigen hoffte. Der König konnte das nicht einsehen, und glaubte, es sey nur Großsprecherey von mir, und der Kardinal von Lothringen musste mirs nochmals wieder sagen; dem ich aber so offen und umständlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beruhigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig, nach meinem Belieben, arbeiten lassen.

So zufrieden von meinen Werken, begab sich der König nach seinem Palaste zurück und überhäufte mich

dergestalt mit Gunst, daß ich nicht Alles erzählen kann. Den andern Tag nach Tafel ließ er mich rufen; der Kardinal von Ferrara speiste mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweyten Tracht; ich trat herzu, und Seine Majestät fing sogleich mit mir zu reden an. Da er einen so schönen Becher und so ein vortreffliches Becken von mir besitze, so wünsche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben, ich sollte ihm eine Zeichnung machen und zwar so geschwind als möglich. Darauf versetzte ich: Ew. Majestät sollen eine solche Zeichnung geschwinder sehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beyden Gefässe verfertigte, überlegte ich wohl, daß diesen zur Gesellschaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müsse; darum habe ich so was dergleichen schon aufgestellt, und wenn Seine Majestät einen Augenblick warten wollen, so könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit, und wendete sich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Kardinälen von Lothringen und Ferrara und sagte: das ist wahrhaftig ein Mann den alle Welt lieben und wünschen muß; dann sagte er zu mir: er würde gern die Zeichnung sehen, die ich zu einem solchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geschwind, denn ich hatte nur die Seine zu passiren, und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Kardinals schon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte sich der Kö=

nig und sprach: das ist hundertmal göttlicher als ich gedacht habe. Das ist ein großes Werk dieses Mannes, er sollte niemals feyern. Dann wendete er sich zu mir, mit sehr freundlichem Gesichte und sagte: das Werk gefalle ihm außerordentlich; er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Kardinal sah mir in die Augen, und gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf sagte ich: ich habe wohl von diesem Modell schon gesagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur Jemand bestellte. Der Kardinal erinnerte sich dieser meiner Worte, und weil es ihm schien als habe ich mich rächen wollen, so sagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Sire! das Unternehmen ist groß, und ich fürchte nur, wir sehen es niemals geendigt; denn diese braven Künstler, die so trefflicher Erfindungen fähig sind, fangen gar gern an sie ins Werk zu stellen, ohne zu denken, wann sie geendigt werden können; wenn ich so etwas bestellte, so wollte ich doch auch wissen, wann ich es haben sollte. Der König antwortete: wenn man sich so ängstlich um das Ende der Arbeit bekümmere: so würde man sie niemals anfangen! Das sagte er auf eine Weise, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu solchen Werken gehöre ein muthiger Geist. Ich versetzte darauf: alle Fürsten, die, wie Ew. Majestät, durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern sich und ihnen die größten Unterneh-

mungen, und da Gott mir einen so außerordentlichen Herrn gegeben hat, so hoffe ich auch, große und außerordentliche Werke für ihn zu vollenden. Ich glaube es! erwiederte der König, und stand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf sein Zimmer rufen, und fragte mich, wie viel ich Gold zu diesem Salzfasse brauchte? Tausend Scudi, versetzte ich sogleich. Da rief er seinen Schatzmeister, den Vicomte d'Orbec, und befahl ihm, er solle mir tausend alte, gewichtige Goldgülden auszahlen lassen. Ich ging weg und schickte nach den beyden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hause ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiste, geschenkt hatte, und nahm es, zu meinem Glück, statt eines Sackes, und weil ich dieses Geschäft noch bey Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit stören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeister zu Hause, der schon das Geld vor sich hatte, und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs aussuchte, und indem mir schien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drey Stunden in die Nacht verzögerte, so wollte ich mich auch vorsehen, und schickte nach einigen meiner Arbeiter, sie sollten kommen und mich begleiten; denn es sey eine Sache von Bedeutung. Als

sie in einer gewissen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeschickt hatte; er versicherte mir, daß er sie gerufen habe, sie aber könnten nicht kommen, hingegen erbiete er sich, mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: das könne ich selbst.

Indessen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich schob den Arm durch die zwey Henkel; weil sie nun sehr eng waren, so drückte mein Arm fest auf das Geld und ich trug es bequemer und sicherer, als wenn es ein Säckchen gewesen wär. Ich war gut bewaffnet mit Panzerhemd und Ermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite, und machte mich schnell auf den Weg. Da bemerkte ich daß einige Diener zusammen lispelten, gleichfalls das Haus verliessen, und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging schnell und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Flusse, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bey den Augustinern, an einem sehr gefährlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schlosse entfernt war, weil aber inwendig die Wohnung fast noch einmal so weit ablag, so würde man, wenn ich auch hätte rufen wollen, mich doch nicht gehört haben. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entschloß ich mich sogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen und rief, als sie mir näher kamen: bey Soldaten ist nichts zu

holen, als die Jacke und der Degen, und ihr sollt wenig gewinnen, wenn ihr mir sie abnehmt! Da stritt ich heftig gegen sie, und breitete öfters die Arme auseinander, damit, wenn sie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich so vieles Geld empfangen habe, sie vermuthen sollten, es müsse ein Anderer seyn, der ledig ging. Das Gefecht dauerte kurz, sie zogen sich nach und nach zurück, und sagten untereinander in ihrer Sprache, das ist ein braver Italiener, und gewiß der nicht, den wir suchen, und wenn ers ist, so hat er nichts bey sich. Ich sprach Italienisch, und mit vielen Stößen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da sie sahen, daß ich den Degen sehr gut führte, glaubten sie, ich sey eher Soldat, als was anders; sie hielten zusammen und entfernten sich langsam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewissen gleichgiltigen Bescheidenheit: wer Waffen und Jacke von mir haben wolle, solle sie theuer bezahlen. Ich fing an stärker zu gehen, und sie kamen immer langsam hinter mich drein; deßwegen vermehrte sich meine Furcht, denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinterhalt, so daß sie mich hätten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ohngefähr hundert Schritte von meinem Hause war, fing ich an zu laufen, und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um. Sogleich sprangen vier von meinen

jungen Leuten mit Spießen aus dem Schlosse, und wollten jenen nach, die man noch wohl sehen konnte. Da hielt ich sie an, und sagte laut: die vier Memmen haben nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tausend Goldgülden abnehmen können, da mir doch dieser Schatz bald den Arm zerbrach, den wollen wir nur erst in Sicherheit bringen, dann will ich euch Gesellschaft leisten mit meinem Schwert zu zwey Händen, wohin ihr wollt. Wir gingen hinein, verschlossen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und sagten: ihr traut euch selbst zu sehr, und wir werden euch doch noch einmal zu beweinen haben. Nachdem wir uns lange darüber gestritten hatten, waren meine Widersacher verschwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich ans Abendessen und lachten über die sonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Bösen zusendet, und nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen. Es war als wenn es nichts gewesen wär. Zwar sagt man: du wirst nun lernen ein andermal klüger seyn; aber ich finde den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kömmt immer auf eine so verschiedene Weise, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich sogleich den Anfang mit dem großen Salzfasse und ließ, sowohl an diesem als an andern Werken, mit großer Sorgfalt fortar-

beiten. Ich hatte viele Gesellen angenommen, Bildhauer und Goldschmiede, es waren Italiener, Franzosen und Deutsche. Manchmal war eine große Menge beysammen, wenn ich sie gut und tauglich fand; doch ich machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die besten behielt, diese trieb ich lebhaft an, besonders durch mein Beyspiel, denn ich hatte eine stärkere Natur als sie. Da wollten einige, von der großen Anstrengung ermüdet, sich durch vieles Essen und Trinken wieder herstellen, besonders verschiedene Deutsche, welches die besten Arbeiter waren, zeigten den größten Eifer mir nachzuahmen; allein sie konnten die Arbeit nicht ertragen, so daß sie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mussten.

Als nun mein silberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich daß mir noch Silber genug übrig blieb, und ohne Vorwissen des Königs, legte ich Hand an ein großes Gefäß mit zwey Handhaben, ohngefähr anderthalb Ellen hoch, auch kam mir die Lust an, ein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen lassen.

Bey dieser neuen Unternehmung, da ich dergleichen selbst noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariser Meistern, und sagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bey solchen Werken zu verfahren pflegte. Sie antworteten mir darauf: dieser Weg sey ihnen unbekannt, aber wenn ich sie auf ihre Weise gehen ließ, so wollten sie mir das Bild so schön

und glatt gießen, als es jetzt von Thon sey. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit sie ganz die Sache übernähmen, und über ihre Forderungen versprach ich ihnen noch einige Scudi mehr. Sie legten Hand ans Werk, und als ich sah daß sie auf einem falschen Wege waren, fing ich die Büste des Julius Cäsar mit bewaffneter Brust an, und zwar viel größer als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichsten Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte ich einen Frauenskopf von derselben Größe, nach einem außerordentlich schönen Mädchen, das ich zu meiner Lust bey mir hatte. Ich nannte dieses Bildniß Fontainebleau, gleichsam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bey welcher der König sich seinen Lustort ausgewählt hatte.

Das Oefchen zum Schmelzen des Erzes war aufs Beste gebaut, Alles in Ordnung und unsere drey Formen ausgebrannt; da sagte ich zu den Leuten: ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird; denn ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelassen. Die Circulation wird nicht gehörig vor sich gehn und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der Schatzmeister und anderer Edelleute gesprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen, und Alles was sie sahen und hörten, Seiner Majestät hinterbringen mussten. Die beyden Alten welche den Jupiter gießen wollten, verlangten, man solle mit der

ganzen Anstalt inne halten, weil sie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müssten, denn auf die Art, wie ich sie eingerichtet habe, sey es nicht möglich daß der Guß gerathe, und es wäre Schade, daß so schöne Arbeit verloren ginge. Als sie dieses dem König beybringen liessen, antwortete Seine Majestät: sie sollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meister Lehren geben; da brachten sie mit großem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweisen, stellte meine Formen zu beyden Seiten des Jupiters. Als unser Metall geschmolzen war, liessen wir es mit dem größten Vergnügen fließen; die Form des Jupiters füllte sich aufs Beste, eben so meine beyden Köpfe; die Meister waren froh und ich zufrieden, daß es besser gegangen war als ein beyderseitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen lassen. Da verlangten sie, auf französische Weise, mit großer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen sehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten sie zunächst das Geld von mir das ich ihnen noch zu geben hatte, so wie auch den versprochenen Ueberschuß. Darauf sagte ich: ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet, denn ich habe überlegt, daß in eure Form weit mehr Masse als nöthig, geflossen ist, deswegen werde ich euch weiter kein Geld geben, bis morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause. Früh Morgens kamen

sie, stille stille, die Arbeit aus der Grube zu nehmen, und weil sie zu der großen Form nicht kommen konnten, ohne zuerst meine Köpfe heraus zu nehmen, so brachten sie diese hervor; sie waren trefflich gerathen, und als man sie aufstellte, hatten sie ein sehr gutes Ansehen. Da sie nun, mit vier Arbeitern, noch zwey Ellen tiefer gegraben hatten, thaten sie einen großen Schrey, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte. Ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbey; als ich näher kam, fand ich sie an der Grube, wie man diejenigen abbildet, die in das Grab Christi schauten, bekümmert und erschrocken. Ich tröstete mich, als ich meine beyden Köpfe so wohl gerathen erblickte, so mißvergnügt ich übrigens war; sie aber entschuldigten sich und sagten: Da seht unser Unglück! Ich versetzte: Euer Glück war gut genug, aber schlecht euer geringes Wissen. Hätte ich gesehen wie ihr den Kern in die Form brachtet, so hätte ich euch mit einem einzigen Worte belehrt, und eure Figur wäre aufs Beste gekommen, ich hätte große Ehre und ihr großen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrifft, die wird durch diese Köpfe gerettet; aber euch wird weder Ehre noch Geld zu Theil werden, deßwegen lernt ein andermal arbeiten und eure Spässe lasst bey Seite. Demohngeachtet empfahlen sie sich mir und sagten, ich habe recht; wenn ich ihnen aber nicht beystünde, und sie sollten allen Aufwand und Schaden tragen, so würden sie und ihre Familien

milien zu Grunde gehen; darauf antwortete ich: wenn die Schatzmeister des Königs ihnen den Ueberrest noch bezahlen wollten, so wollte ich ihnen auch mein Versprechen halten, denn ich hätte wohl gesehen, daß sie mit gutem Willen nach ihrer besten Einsicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die Schatzmeister und die Diener des Königs dergestalt günstig, daß es nicht auszusagen war; man schrieb Alles Seiner Majestät, und dieser einzig freygebigste König befahl, daß man für mich Alles thun sollte, was ich nur verlangte.

---

## Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andernmal, begleitet von Madam d'Estampes und bestellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigte er zwey schöne Modelle, und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bey dieser Gelegenheit. — Madam d'Estampes findet sich beleidigt, daß der Autor sich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um sich bey ihr wieder in Gunst zu setzen will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber schenken; aber er wird nicht vorgelassen. — Er überbringt es dem Kardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt sich selbst in große Verlegenheit, indem er einen Begünstigten der Madam d'Estampes, der im Schlößchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie versucht, ihm die Gunst des Königs zu entziehen; aber der Dauphin spricht zu seinem Vortheil.

---

Zu derselben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfre Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte die Briefe seiner Naturalisation. Der König ließ solche sogleich ausfertigen und sagte: lasst sie auch zugleich für Benvenuto schreiben, bringt sie ihm in sein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab. Den großen Strozzi kosteten die seinigen einige Hundert Dukaten,

die meinigen brachte einer der ersten Sekretarien, der Herr Antonio Massene hieß. Dieser Edelmann überreichte mir das Dokument, mit außerordentlichen Gnadenbezeugungen von Seiten Seiner Majestät, und sagte: dieses verehrt euch der König, damit ihr mit desto mehrerer Lust ihm dienen möget; durch dieses Dokument seyd ihr naturalisirt. Er erzählte mir, daß nur, nach langer Zeit, und nur als eine besondere Gunst, Herr Peter Strozzi ein Gleiches erhalten habe, daß der König mir dieses aus eigner Bewegung schicke, und daß eine solche Gnade in diesem Reiche unerhört sey. Darauf erwiederte ich eine umständliche Danksagung gegen den König, bat aber sodann gedachten Sekretär, mir zu sagen: was dann eigentlich ein solcher Naturalisationsbrief zu bedeuten habe? Dieser Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war, und gut Italienisch sprach, lachte zuerst laut, dann nahm er seinen Ernst wieder an und sagte zu mir auf Italienisch was es zu bedeuten habe: daß es eine der größten Würden sey, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anders heiße, als zum venezianischen Edelmann erhoben zu werden. Dieses Alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann sprach: nun soll Er erst erfahren, warum ich ihm diese Briefe geschickt habe, geht und macht ihn sogleich zum Herrn von Klein Nello, dem Schlosse, das er besitzt, denn es ist mein Eigenthum; da wird

Er eher begreifen, welch ein Vortheil es sey, naturalisirt zu werden. Nun kam ein anderer Abgeordneter mit gedachtem Geschenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausschlug, denn der König habe es so befohlen. Beyde Briefe, sowol der Naturalisation, als des Geschenkes das mir der König mit dem Schlosse machte, nahm ich mit als ich nach Italien zurück ging, und wo ich auch seyn und mein Leben endigen werde, sollen sie immer bey mir bleiben.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geschichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das große Gefäß von Silber und die zwey Köpfe von Erz; auch schickte ich mich an, das Fußgestell zum Jupiter aus Erz zu gießen, aufs Reichste verziert. Ich stellte daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beyde halberhobene Arbeiten gelangen aufs Beste. Zugleich machte ich ein anderes Fußgestell, um die Statue der Juno darauf zu setzen; denn ich dachte diese sogleich anzufangen, sobald mir der König Silber dazu aushändigen liesse. Schon war der silberne Jupiter und das goldene Salzfaß zusammengesetzt, das silberne Gefäß weit vorwärts und die beyden Köpfe von Erz schon geendigt, kleine Arbeiten hatte ich für den Kardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeitetes, kleines Gefäß, welches ich Madam d'Estampes

schenken wollte. Sodann hatte ich für viele italienische Herrn, als für Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und Andere, mehrere Werke verfertigt.

Endlich als mein großer König nach Paris zurückkam, besuchte er mich den dritten Tag in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels seines Hofes; er verwunderte sich über so viele Werke, die ich vor mir hatte, und die schon so weit waren; seine Madam d'Estampes war bey ihm und sie fingen an von Fontainebleau zu sprechen. Sie sagten: Seine Majestät sollte mich etwas zur Zierde dieses Lustortes arbeiten lassen. Der König versetzte: das sey wohl gesprochen, und er wolle sich sogleich entschließen. Darauf wendete er sich zu mir und fragte mich, was ich wohl um jene schöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor und der König sagte auch seine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reise nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag, in der Zeit sollte ich ein Modell für seine schöne Quelle fertigen, so reich an Erfindungen, als es mir möglich sey; denn dieser Ort sey die größte Lust die er in seinem Reiche habe; deßwegen befehle und wünsche er, daß ich mein Möglichstes thun möge, um etwas Schönes hervorzubringen, und ich versprach es.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch ein-

mal nnd sagte zu Madam d'Estampes: ich habe Niemanden von dieser Profession gesehen, der mir besser gefallen hätte, und der mehr verdiente belohnt zu werden, als dieser. Wir müssen suchen ihn fest zu halten, er verzehrt viel Geld, ist ein guter Geselle und arbeitet genug. Wir müssen auch seiner gedenken um so mehr, Madam, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das Geringste abgefordert hat; man sieht wohl, sein Gemüth ist ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müssen ihm bald etwas zu Gute thun, damit wir ihn nicht verlieren. Madam d'Estampes sagte: ich will euch an ihn erinnern. So gingen sie weg und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, so sauber ausgeführt, daß man Alles klärlich verstehen konnte. Schon waren die Teufeleyen zwischen ihm und dem Kaiser wieder angegangen, so daß ich ihn sehr verwirrt antraf, doch sprach ich mit dem Kardinal von Ferrara und sagte zu ihm, daß ich gewisse Modelle bey mir habe, die mir von Seiner Majestät aufgetragen worden; ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fänd, ein Wort darüber fallen zu lassen, es doch

ja zu thun, weil ich überzeugt sey, der König würde viel Vergnügen daran finden wenn ich sie ihm vorstellen könnte. Der Kardinal thats und sogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erst hatte ich das Modell zu einem Portal des Schlosses Fontainebleau gemacht, wobey ich so wenig als möglich die Anlage des gegenwärtigen zu verändern dachte. Es war nach ihrer französischen Manier groß und doch zwergenmäßig, seine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedruckt, nach Art eines Korbhenkels. In diese Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorstellen sollte. Nun gab ich zuerst dem obern Theil ein schönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbzirkel darein, und machte gefällige Vorsprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Gesims, und weil wegen dieser Theile und Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich schienen, machte ich anstatt derselben ein paar Satyren, höher als halb erhoben. Der eine schien mit der Hand das Gebälk zu tragen, und hielt im andern Arm einen großen Stab, sein Gesicht war muthig und wild und konnte dem Anschauenden Furcht einjagen; der zweyte hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumstände abgeändert, er hielt eine Geissel in der Hand mit drey Kugeln, die an eben so viel Ketten fest hingen. Diese Figuren hatten sonst nichts vom Satyr, als ein Paar kleine Hörner und et-

was Ziegenmäßiges im Gesichte, das Uebrige war Alles menschliche Gestalt.

In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur in angenehmer liegender Stellung abgebildet; diese legte den linken Arm über den Hals eines Hirsches, so hatte es der König verlangt, auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret vorgestellt, wie solches der schöne Wald wo der Brunnen entspringt, in großer Menge ernährt. Auf der andern Seite sah man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. Dieses Werk hatte ich in ein Viereck eingeschlossen und in die beyden Ecken, über dem halben Rund, zwey Siegesgöttinnen von halberhabner Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand, nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eigenes Sinnbild, mit verschiedenen angenehmen Zierrathen, wie sie sich zum Werke schickten, das eigentlich der Jonischen Ordnung sich näherte.

Als der König das Modell sah, machte es ihn gleich vergnügt und zerstreute ihn von dem verdrüßlichen Gespräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf diese Weise in guter Laune sah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete, denn er dachte schon in der ersten Arbeit genug gesehen zu haben. Das andere Modell war größer als zwey Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Vier-

eck vorgestellt, umher waren die schönsten Treppen, die einander durchschnitten, eine Art, wie man sie niemals in Frankreich und selten in Italien gesehen hatte. In der Mitte war ein Fußgestell, ein wenig höher als das Gefäß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von großer Anmuth stand, sie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochene Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwertes von der schönsten Form, die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten setzte sie auf einen Helm, der so reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich sitzende Figuren vorgestellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was das vor eine schöne Erfindung sey, die ich ihm gemacht habe? Alles was ich am Thore vorgestellt, sey ihm verständlich, aber das größere Modell, so schön es ihm vorkomme, wisse er nicht auszulegen, und ihm sey wohl bekannt, daß ich nicht, wie manche unverständige Künstler, zu Werke gehe, die wenn sie auch allenfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verstünden, dennoch ihren Vorstellungen keine Bedeutung zu geben wüßten.

Darauf nahm ich mich zusammen, denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, so wollte ich, es sollte ihm auch meine Rede angenehm seyn und sagte deßhalb zu ihm: Heilige Majestät! diese ganze kleine Arbeit ist sehr genau nach kleinen Fußen gemessen, so, daß wenn sie ausgeführt wird, sie eben auch im Großen die gefäl-

lige Wirkung thun wird, die mittelste Figur soll vier und funfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen großer Verwunderung von sich. Sie ist, fuhr ich fort, bestimmt den Kriegsgott vorzustellen; diese vier übrigen Figuren stellen die Künste vor, an denen sich Ew. Majestät ergötzt und die bey Ew. Majestät alle Unterstützung finden. Diese zur Rechten ist die Wissenschaft der Wissenschaften, hier ist das Sinnbild woran man die Philosophie erkennt und alle die Eigenschaften welche sie begleiten; die andere Figur stellt die bildenden Künste vor, nämlich Bildhauerkunst, Malerey und Baukunst; die dritte ist die Musik, welche sich gern zu jenen Künsten und Wissenschaften gesellt, aber die letzte, welche so angenehm und gütig aussieht, stellt die Freygebigkeit vor, weil ohne diese keines jener verwundersamen Talente ausgeübt werden kann; die Figur in der Mitte soll Ew. Majestät selbst abbilden, denn Ihr seyd der Kriegsgott und der einzige Tapfre in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr, gerecht und fromm, zur Erhaltung Eures Ruhmes an.

Kaum hatte der König so viel Geduld mich ausreden zu lassen, als er mit lauter Stimme sprach: wahrlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden! Er rief die Schatzmeister und befahl, sie sollten mir geben, was ich bedürfte, der Aufwand möchte so groß seyn, als er nur wollte. Dann schlug er mir mit der Hand auf die Schulter und sagte: mon ami,

(das heißt: mein Freund) ich weiß nicht wer das größte Vergnügen haben mag, ein Fürst, der einen Mann nach seinem Herzen gefunden hat, oder ein Künstler, der einen Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine großen und schönen Gedanken auszuführen. Ich versetzte darauf: wenn ich der sey, den er meine, so sey mein Glück immer das größte. Darauf versetzte er: wir wollen sagen, es sey gleich.

Ich ging mit großer Freudigkeit fort, und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweise erinnerte mich Niemand, daß ich eben diese Komödie mit Madam d'Estampes hätte spielen sollen. Diese hörte Alles was vorgefallen war Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte sich so eine giftige Wuth in ihrem Busen, daß sie verdrüßlich sagte: hätte mir Benvenuto seine schönen Arbeiten gezeigt, so hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden seiner zu denken: der König wollte mich entschuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erst vierzehn Tage darauf, als sie nach einer Reise durch die Normandie, wieder nach Saint Germain en Laye zugekehrt war. Ich nahm das schönste Gefäßchen das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte und dachte, wenn ich es ihr schenkte, könne ich ihre Gunst wieder erlangen. Ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und sagte derselben, daß ich

es als Geschenk brächte; diese begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und versprach mir ihrer Frau ein Wort zu sagen die noch nicht angekleidet sey, und ich würde sodann gewiß eingelassen werden; sie sagte auch Alles ihrer Dame, die verdrüßlich antwortete: sag' ihm, er soll warten. Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äußerst schwer ankam, und so wartete ich, bis sie zur Tafel ging.

Weil es nun schon spät war, machte mich der Hunger so toll, daß ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich verwünschte sie von Herzen und eilte fort, dem Kardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Gefäß verehrte, und ihn blos bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es sey das nicht nöthig, und wenn es nöthig wäre, so wollte er es gern thun; dann rief er seinen Schatzmeister und sagte ihm etwas ins Ohr. Der Schatzmeister wartete bis ich vom Kardinal wegging, dann sagte er zu mir: Benvenuto, komm, ich will euch einen Becher guten Weins geben. Weil ich nicht wußte daß er damit was anders sagen wollte, versetzte ich, laßt mich ums Himmelswillen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brot dazu; fürwahr ich werde ohnmächtig, denn ich habe diesen Morgen, von acht Uhr bis jetzt, nüchtern an der Thüre der Madam d'Estampes gestanden, um ihr das schöne vergoldete Gefäß zu schenken. Ich ließ ihr Alles hin-

ein sagen, aber sie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten ich solle warten; nun kömmt der Hunger dazu, und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne schenken sollte der es weit mehr verdienet, so gebt mir nur ein wenig zu trinken; denn da ich etwas cholerisch bin, so ist mir der Hunger dergestalt schmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indessen ich nun mit Noth diese Worte hervorbrachte, war vortrefflicher Wein erschienen und sonst noch ein angenehmes Frühstück, so, daß ich mich völlig wieder herstellte, und da meine Lebensgeister wieder kamen, verging auch der Aerger.

Darnach überreichte mir der Schatzmeister hundert Goldgülden, die ich ein für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Kardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausschalt und ihm sagte, er solle mir das Geld mit Gewalt aufdringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeister kehrte erzürnt zurück und sagte: so arg habe der Kardinal ihn noch niemals ausgescholten, und da ich noch immer ein wenig Widerstand leistete, so sagte er mir mit lebhaftem Verdruß: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Kardinal deßhalb danken wollte, ließ er mir durch einen seiner Sekretäre sagen: er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich

kehrte noch selbigen Abend nach Paris zurück. Der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madam d'Estampes scherzend darüber, die nur deßhalb noch giftiger gegen mich ward, und mich in große Lebensgefahr setzte, wie ich an seinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundschaft eines trefflichen, liebevollen, geselligen und wackeren Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun sollen; dieses war Herr Guido Guidi, ein sehr geschickter Arzt und florentinischer Edelmann. Bey dem Aufzeichnen der mancherley Begebenheiten, die mir ein ungünstiges Geschick in den Weg legte, habe ich seiner zu erwähnen unterlassen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, so wäre es hinreichend; da ich aber wohl sehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollständig beschrieben werden kann, so will ich hier, zwischen meinen sonderbaren Begebenheiten, auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Trost und Hülfe war, auch hier sein Andenken aufbewahrt werde.

Als derselbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Kastell und gab ihm freye Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Bischof von Pavia, Monsignor de Rossi, Sohn des Grafen San Secondo; diesen Hern nahm ich aus dem Gasthofe und gab ihm gleichfalls in meinem Schlosse freye Wohnung, wo er und seine Diener und Pferde, mehrere

Monate gut bewirthet wurden; auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit seinen Söhnen einige Monate zu mir, und dankte Gott für die Gnade, daß ich großen und talentreichen Römern einigermaßen gefällig seyn konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundschaft so lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander oft das Glück, daß Jeder, in seiner Kunst, auf Kosten eines so großen und wundernswürdigen Fürsten, seine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft sagen, was ich auch sey, und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieser außerordentliche König allein Ursache, deßwegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den großen Werken zu sprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Kastell auch ein Ballspiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich diese Uebung verstattete. Es waren auch dabey einige kleine Zimmer, worin verschiedene Menschen wohnten, darunter ein geschickter Buchdrucker. Dieser hatte fast seinen ganzen Laden in meinem Schlosse und druckte Herrn Guidos erstes schönes Buch über die Medicin; da ich mich aber seiner Wohnung bedienen wollte, schickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabey ein Salpeterfabrikant, und als ich dessen Wohnung für einige meiner deutschen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal sehr gelassen gesagt, er solle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte

sie für meine Arbeiter zum Dienste des Königs. Je demüthiger ich sprach, desto kühner und stolzer antwortete mir die Bestie. Zuletzt gab ich ihm drey Tage Zeit, worüber er lachte und sagte: in drey Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wusste zwar nicht daß dieser Mann Zutritt zu Madam d'Estampes hatte; aber ich war überhaupt seit jenen Händeln mit dieser Dame etwas vorsichtiger geworden, sonst hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drey Tage Geduld. Wie sie vorbey waren, sagte ich weiter nichts, sondern bewaffnete meine deutschen, italienischen und französischen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf seine Sachen zum Kastell hinaus. Zu diesem, in etwas strengem Verfahren, bewegten mich seine unverschämten Worte, denn er hatte gesagt: es möchte wohl kein Italiener so kühn seyn, ihm nur einen Spahn vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geschehen war, und er herbeylief, sagte ich zu ihm: ich bin der geringste Italiener und habe dir noch nichts angethan, wozu ich doch große Lust hätte und das du erfahren sollst, wenn du nur ein Wörtchen sprichst! So sagte ich zu ihm, mit vielen andern schimpflichen Worten.

Erstaunt und erschrocken machte dieser Mann seine Sachen so gut zusammen als er konnte, lief sogleich zu Madam d'Estampes und mahlte ihr eine Hölle vor, und diese, meine Hauptfeindin schilderte mit ihrer außerordentli-

dentlichen Beredsamkeit die Begebenheit dem König. Dieser war, wie man mich versichert hat, im Begriff äusserst gegen mich aufgebracht zu werden und strenge zu verfügen; aber Heinrich der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt worden, deßgleichen die Königin von Navarra, Schwester des Königs; diese Beyden standen mir mit so vielem Ernste bey, daß der König zuletzt die Sache ins Lächerliche wendete und so entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

---

ten nicht so große Werke vollenden, als dieser wackre Mann begonnen hat, er ist voll vom besten Willen zu arbeiten; aber eben weil er so viel unternimmt, werden Ew. Majestät ihn und die Arbeit verlieren. Durch solche und ähnliche Worte ließ der König sich bewegen in ihr Begehren zu willigen, und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell zur Arbeit von Bolognas Hand gesehen.

In derselbigen Zeit erregte jener zweyte Einwohner, den ich aus meinem Schlosse vertrieben hatte, einen Prozeß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit als ich ihn herauswarf, viele seiner Sachen gestohlen. Dieser Prozeß machte mir das größte Leiden und nahm mir so viel Zeit, daß ich mich öfters beynahe der Verzweiflung ergeben hätte und auf und davon gegangen wär.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich daß sie einen Prozeß für ein Capital halten, sie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Person anfangen, von der sie merken daß sie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtstreite bekannt ist. Sobald sie nun sich einigermaßen im Vortheil sehen, finden sie Gelegenheit den Prozeß zu verkaufen, ja manchmal hat man sie als Mitgift den Töchtern mitgegeben wenn sie Männer heuratheten, die ein Handwerk daraus machen, Prozesse zu kaufen.

Ferner haben sie noch eine andere häßliche Ge-

wohnheit: der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß sie falsch Zeugniß geben, so daß diejenigen die einen Prozeß kaufen, sogleich vier, oder sechs Zeugen, nach Bedürfniß, abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht dasselbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt ist, so hat er gleich ein Urtheil gegen sich. Mir begegnete Beydes und indem ich die Sache für schändlich hielt, erschien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe selbst vorzubringen. Da sah ich den Richter, einen Civillieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richterstuhle; dieser Mann war groß, stark und dick, und von dem finstersten Ansehn. Zu seiner einen Seite standen viele Leute, zur andern viele Procuratoren und Advokaten, sämmtlich in Ordnung, zur Rechten und zur Linken, einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advokaten, die auf der Seite standen, redeten manchmal alle zusammen und ich war höchst verwundert, daß dieser seltene Mann, der ein wahrhaft Plutonisches Ansehn hatte, mit merklicher Geberde bald diesem bald jenem zuhörte und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geschicklichkeiten gesehen und genossen habe, so schien mir dieser Mann so wundersam, daß ich für Vieles seinen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war sehr groß und voller Menschen, daher war man besorgt Niemanden herein zu lassen, als

wer darin zu thun hatte; die Thür war verschlossen und es stand Wache dabey. Nun geschah es manchmal, daß die Wache einigen Personen widerstand, die sie nicht hereinlassen wollte, und durch ihren Lärm dem seltenen Richter beschwerlich ward, welcher äußerst zornig auf die Wache schimpfte. Dieser Fall kam öfters vor und ich merkte besonders auf die Worte des Richters bey dieser Gelegenheit. Als nun einmal zwey Edelleute blos als Zuschauer hereindringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den stärksten Widerstand. Da sah der Richter hin und rief: Stille, stille! Satan, fort, stille! und zwar klingen diese Worte im Französischen folgendermaßen: paix, paix, Satan, allez, paix. Ich, der ich die französische Sprache sehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bey diesem Spruche eines Ausdrucks, welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil seinem Meister, in die Thore der Hölle tritt; und ich verstand nun den dunkeln Vers; denn Dante war mit Giotto dem Maler in Frankreich und am längsten in Paris gewesen, und wahrscheinlich hat er auch diesen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, besucht, und hat diesen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut Französisch verstand, auch in seinem Gedichte angebracht. Nun schien es mir sonderbar, daß man diese Stelle niemals verstanden hat. Wie ihn überhaupt seine Ausleger wohl Manches sagen lassen, was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten

spreche so wurde mir, durch die Kunst dieser Advokaten, mehr als ein ungünstiges Urtheil gegeben; als ich nun keine Mittel sah, mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche, den ich besaß; denn ich liebte von jeher schöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerst den Prinzipal an, der einen so ungerechten Prozeß gegen mich angefangen hatte und, indem ich mich hütete ihn zu ermorden, gab ich ihm so viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beyder Beine beraubte. Alsdann suchte ich den Andern auf, der den Prozeß gekauft hatte, und auch den traf ich so, daß er die Klage nicht weiter fortsetzte, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeitlang in Ruhe zu bleiben.

Da sagte ich meinen Hausgesellen, besonders den Italienern, jeder solle um Gotteswillen sich zu seiner Arbeit halten, und mir einige Zeit aufs Beste beystehen, damit ich nur, sobald als möglich, die angefangenen Werke zu Stande brächte, alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren; denn die Schelmstreiche der Franzosen wären mir unerträglich. Und sollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, so könnte mir es sehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche solcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italienern welche ich bey mir hatte, war der erste und liebste Askanio, aus dem neapolitanischen Städtchen Tagliacozzo, der andere, Paul, ein Römer,

von sehr geringer Geburt, man kannte seinen Vater nicht; diese hatte ich schon in Rom bey mir gehabt und sie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich, mich aufzusuchen, nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann, aus dem Hause der Macherani; dieser verstand nicht viel von der Kunst, hielt sich aber äußerst brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Ferrareser bey mir, mit Namen Bartholomeus Chioccia; sodann ein anderer, ein Florentiner, der Paul Micceri hieß. Ein Bruder von diesem, mit dem Zunamen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines sehr reichen Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewisse Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchristlichsten Königs und Anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzeichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Micceri, nach Art und Weise seines Bruders, meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine sehr gute Besoldung, so schien er mir auch ein gutartiger Jüngling; denn ich sah ihn immer sehr andächtig, und da ich ihn bald Psalmen, bald den Rosenkranz murmeln hörte, so versprach ich mir viel von seiner verstellten Güte.

Ich rief ihn bey Seite und sagte ihm: Paul, liebster Bruder! du siehst, wie gut du bey mir stehst, und weißt, daß du sonst keine Aussicht hattest, auch bist du

ein Landsmann und ich vertraue dir, besonders weil ich sehe du bist andächtig und beobachtest die Gebräuche der Religion, das gefällt mir sehr wohl und ich vertraue dir mehr als allen Andern. Deßwegen bitte ich dich, sorge mir vor Allem für diese beyden ersten Dinge, damit ich keinen Verdruß habe. Zuförderst gib wohl auf meine Sachen Acht, daß mir nichts entwendet wird, und du selbst rühre mir nichts an; dann habe ich da das arme Mädchen, die Catharine, die ich besonders wegen meiner Kunst bey mir habe, denn ohne sie könnte ich nichts vollbringen. Nun habe ich freylich, weil ich ein Mensch bin, auch sinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen, und es könnte geschehen daß sie mir ein Kind von einem Andern brächte, und mir einen Schimpf anthät, den ich nicht ertragen würde; wär Jemand in meinem Hause kühn genug, dergleichen zu unternehmen, so glaube ich gewiß, ich würde das Eine wie das Andere todtschlagen; deßwegen bitte ich dich, Bruder, stehe mir bey, und wenn du irgend etwas bemerkst, so entdecke mirs, denn ich schicke sie, die Mutter und ihren Verführer, an Galgen; deßwegen nimm dich vor Allem selbst in Acht.

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und sagte: Gebenedeyter Jesus! Gott bewahre mich, daß ich an so was denken sollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug nicht. Und glaubt

ihr denn daß ich die große Wohlthat verkenne die ich bey euch genieße? Diese Worte sagte er auf eine einfache und liebevolle Weise, so daß ich sie ihm buchstäblich glaubte.

Zwey Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthäus del Nasaro, auch ein Italiener, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunst, mich und einige meiner Gesellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich nach jenen verdrüßlichen Prozessen ein wenig zu erholen, und ich sagte zu Paulen, er solle auch mit mir gehn.

Dieser Mensch sagte zu mir: wahrhaftig es wäre ein großer Fehler, das Haus so allein zu lassen! Seht wie viel Gold, Silber und Juwelen darin sind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, so muß man Tag wie Nacht Wache halten; ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre, geht nur ruhig und macht euch einen guten Tag! ein andermal mag ein Anderer diesen Dienst thun. Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth, mit Paul, Askanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen; und wir waren den größten Theil des Tages daselbst sehr lustig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böse Laune und ich gedachte jener Worte die mir der Unglückliche mit unendlicher Einfalt gesagt hatte. Da stieg ich zu Pferde, und begab mich, mit zwey meiner Diener auf mein Schloß. Ich ertappte Paulen und die abscheuliche Ca-

tharine fast auf der That; denn als ich ankam, rief die französische, kupplerische Mutter: Paul und Catharine, der Herr ist da! Da sie nun Beyde erschrocken heran kamen und ganz verworren vor mich traten, und weder wussten, was sie sagten, noch wo sie sich hinwenden sollten, so sah ich ganz deutlich, daß sie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt, ich zog den Degen und beschloß sie auf der Stelle Beyde zu ermorden. Er floh und sie warf sich auf die Knie und schrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gern den Burschen zuerst getroffen, konnte ihn aber sobald nicht erreichen, indessen hatte ich denn doch überdacht, daß es besser sey, Beyde wegzujagen; denn da ich kurz vorher verschiedene andere Dinge der Art vorgenommen hatte, so wär ich dießmal schwerlich mit dem Leben davon gekommen. Deßwegen sagte ich zu Paulen, als ich ihn erreichte: hätten meine Augen gesehen, du Schelm, was ich glauben muß, so stäch ich dir den Degen zehnmal durch den Leib; mache, daß du fortkömmst und bete, du Heuchler, dein letztes Paternoster unter dem Galgen; darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stößen, Tritten und Faustschlägen.

Sie dachten darauf sich zu rächen und hielten einen Rath mit einem normännischen Advokaten. Der gab an, sie solle sagen, ich habe mich mit ihr auf italienische Weise vergnügt, daß heißt gegen die Natur und sagte

dabey: so bald der Italiener das vernimmt und die große Gefahr bedenkt, so gibt er euch ein paar Hundert Scudi, damit ihr nur schweiget; denn die Strafe ist groß die in Frankreich auf dieses Vergehen gesetzt ist, und so wurden sie einig, verklagten mich und ich ward gefordert.

Leider je mehr ich Ruhe suchte, desto größer ward die Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verschiedene Weise zuwider war, überlegte ich was ich thun sollte, ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker lassen sollte, oder ob ich auch noch diesen Streit bestehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlassen würde. Nachdem ich eine lange Zeit hierüber zweifelhaft gewesen war, entschloß ich mich fortzugehen, um nicht mein böses Glück so lange zu versuchen, bis es mir den Hals brach. Als ich nun völlig entschlossen war, sorgte ich diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen; die kleinern aber so gut als möglich mir selbst und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieses Geschäft mit großem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewissen kleinen Studierzimmer geblieben; denn nachdem meine Gesellen mir zugeredet hatten: ich sollte nun mit Gott davon gehen; so sagte ich zu ihnen, sie sollten mich nur allein lassen; denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir selbst überlegen. Zwar hatte ich mich schon über-

zeugt, daß sie zum größten Theil recht hatten; denn wenn ich nur frey und außer dem Gefängniß blieb und dem Sturm ein wenig Platz machte, so konnte ich mich beym Könige besser entschuldigen, indem ich ihm diesen boshaft eingeleiteten Handel schriftlich erklärte und so war ich, wie gesagt, auch entschlossen; aber, als ich weggehen wollte, fasste mich etwas bey der Schulter und da ich mich umkehrte, sagte mir eine lebhafte Stimme: Benvenuto! thue wie du pflegst und fürchte dich nicht. Sogleich entschloß ich mich anders und sagte zu meinen italienischen Gesellen: nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir! Gehorcht Allem was ich euch sage, und denkt an nichts Andres, denn ich will erscheinen. Wenn ich mich entfernte, so gingt ihr den andern Tag alle in Rauch auf; deßwegen gehorcht und kommt mit. Da sagten meine Pursche mit Einer Stimme: da wir hier sind und von dem Seinigen leben, so müssen wir mit ihm gehn und so lange der Athem in uns ist, ihm beystehn in Allem was er gut findet; denn er hat es besser getroffen als wir. Fürwahr sobald er weg wär, würden uns seine Feinde sämmtlich verjagen. Lasst uns die großen Werke betrachten die er hier angefangen hat; Werke von so großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können, und seine Feinde würden sagen, er habe sich fortgemacht, weil er mit solchen Unternehmungen nicht habe zu Stande kommen können. Und so sagten sie noch viele große und bedeutende Worte.

Der erste aber der ihnen Muth machte, war der römische Jüngling Maccherani. Er rief noch einige Deutsche und Franzosen die mir wohl wollten, und wir waren Zehn in Allem. So machte ich mich auf den Weg, entschlossen, mich nicht lebendig einfangen zu lassen. Als ich vor die Criminalrichter kam, fand ich Catharinen mit ihrer Mutter, und da ich unvermuthet hinzutrat, sah ich, daß sie mit ihrem Advokaten lachten. Ich fragte muthig nach dem Richter, der, aufgeblasen, dick und fett, höher als die Andern, auf einem Tribunal stand. Der Mann sah mich drohend an und sagte mit leiser Stimme, zwar ist sein Name Benvenuto, doch dießmal wirst du übel ankommen. Ich vernahms und sagte noch einmal schnell: fertigt mich ab! sagt was ich hier zu thun habe! Darauf wendete er sich zu Catharinen und sagte: Catharine! nun erzähle Alles, was du mit Benvenuto vorgehabt hast. Sie sagte darauf: ich habe auf italienische Weise mit ihr gelebt. Hörst du, Benvenuto, sagte darauf der Richter, was Catharine sagt? Ich versetzte darauf, wenn es geschehen wär, so wär meine Absicht gewesen Kinder zu zeugen, wie es Andere auch thäten. Der Richter aber sagte: keineswegs, denn sie bekennt eben, daß es dir nicht um Kinder zu thun war. Darauf sagte ich: das muß also eine französische und keine italienische Manier seyn, da ihr sie kennt und ich nicht. Zugleich verlangte ich, sie solle

genau die Art erzählen, was ich mit ihr begangen habe. Nun sagte die lüderliche, schändliche Dirne Alles klar, wie sie sichs vorgenommen hatte. Ich ließ sie dreymal alle Punkte einen nach dem andern wiederholen, dann sagte ich mit lauter Stimme: Herr Richter, Stellvertreter des allerchristlichsten Königs, ich fordere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Gesetz beyde Theile zum Feuer verdammt. Diese bekennt das Verbrechen und ich weiß nichts davon und diese ihre kupplerische Mutter verdient, wegen mehr als Einem Verbrechen, das Feuer. Ich fordre Gerechtigkeit! Diese Worte wiederholte ich so oft und laut, und rief immer noch Feuer, für sie und die Mutter, und sagte zum Richter: wenn er sie nicht in meiner Gegenwart gefänglich einzöge, so würde ich zum König laufen, und ihm die Ungerechtigkeit seines Criminalrichters anzeigen. Da ich nun so lärmte, mäßigten sie nach und nach ihre Stimmen und ich ward nur immer lauter. Da fing die Dirne mit der Mutter zu weinen an und ich rief immer zum Richter: Feuer, Feuer! Als nun diese dicke Memme sah, daß die Sache nicht so ablief wie er gedacht hatte; so fing er, mit sanften Worten an, die Schwäche des weiblichen Geschlechts zu entschuldigen. Da konnte ich mich rühmen eine große Schlacht gewonnen zu haben und ging, murrend und drohend, aber sehr zufrieden, in Gottes Namen, weg, doch hätte ich gern fünfhundert

Scudi gegeben, wenn ich nicht hätte erscheinen müssen. Nun dankte ich Gott von Herzen, daß ich aus dieser Noth entronnen war und kehrte mit meinen jungen Leuten fröhlich nach dem Kastell zurück.

---

## Achtes Capitel.

Offner Bruch zwischen Cellini und Bologna, dem Maler, weil dieser, auf Eingeben der Madame d'Estampes, verschiedene Entwürfe des Verfassers auszuführen unternommen. — Bologna, durch des Autors Drohungen, in Furcht gesetzt, gibt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Catharine ihr Verhältniß fortsetzen und rächt sich auf eine besondere Weise. — Er bringt Seiner Majestät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beschreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in seine Dienste, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König besucht den Autor wieder, und da er seine Arbeiten sehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Kardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt seinem Minister, demselben die erste Abtey welche ledig würde, zu übertragen.

Wenn das feindselige Geschick, oder, um eigentlich zu reden, unser widriger Stern, sich einmal vornimmt uns zu verfolgen, so fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weisen uns zu quälen oder zu beschädigen. Kaum dachte ich von einem unübersehlichen Unheil mich befreyt zu haben, kaum hoffte ich, wenigstens einige Zeit, einer erwünschten Ruhe zu genießen; noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein

feindseliger Stern mir zwey neue zubereitete; denn in Zeit von drey Tagen begegneten mir zwey Fälle, bey denen beyden mein Leben auf der Wagschale lag.

Es begab sich nämlich daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu sprechen, der mir einen Brief geschrieben hatte in welchem sein Wille enthalten war: daß ich die Stempel aller Münzen seines Reiches arbeiten sollte; dabey lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaßen seine Gedanken verständlich zu machen; doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen, nach meiner Einsicht und nach der Schönheit der Kunst gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, sagte einer der Schatzmeister, die vom König den Befehl hatten mir das Nöthige zu geben, sogleich zu mir: Benvenuto! Der Maler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, euren großen Coloß zu machen, und die sämmtlichen schönen Aufträge die der König für euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet; das hat uns sehr übel geschienen, und es kommt uns vor, daß euer Italiener sich sehr verwegen gegen euch beträgt; denn ihr hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kraft eurer Modelle und eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt sie euch dieser, allein durch die Gunst der Madam d'Estampes, weg, und ob es gleich schon mehrere Monate sind, daß er den Auftrag erhal-

ten hat, so sieht man doch nicht, daß er irgend Anstalt zur Arbeit machte. Ich verwunderte mich und sagte: wie ist es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe? Darauf versetzte er mir: jener habe die Sache äußerst geheim gehalten. Der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Aemsigkeit der Madam d'Estampes sey es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf solche Weise beleidigt, mir ein solches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte; so nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den Waffen zu thun. Ich ging sogleich den Bologna aufzusuchen und fand ihn in seinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineinrufen und sagte mir mit so gewissen lombardischen Manieren, was ich ihm Gutes brächte? Darauf versetzte ich: etwas Gutes und Großes. Sogleich befahl der Mann seinen Dienern, sie sollten zu trinken bringen und sagte: ehe wir von etwas sprechen, wollen wir zusammen trinken; denn es ist die französische Art so. Darauf versetzte ich: das was wir zu reden haben, bedarf nicht daß man erst trinke, vielleicht läßt sichs hinterdrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu sprechen und sagte: jeder, der für einen rechtschaffenen Mann gehalten s[illegible] be-trägt sich auch auf die Weise rechtschaffene[illegible] er das Gegentheil, so verdient er den Na[illegible] Ich weiß daß euch wohl bekannt war wi[illegible]

feindseliger Stern mir zwey neue zubereitete; denn in Zeit von drey Tagen begegneten mir zwey Fälle, bey denen beyden mein Leben auf der Wagschale lag.

Es begab sich nämlich daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu sprechen, der mir einen Brief geschrieben hatte in welchem sein Wille enthalten war: daß ich die Stempel aller Münzen seines Reiches arbeiten sollte; dabey lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaßen seine Gedanken verständlich zu machen; doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen, nach meiner Einsicht und nach der Schönheit der Kunst gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, sagte einer der Schatzmeister, die vom König den Befehl hatten mir das Nöthige zu geben, sogleich zu mir: Benvenuto! Der Maler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, euren großen Coloß zu machen, und die sämmtlichen schönen Aufträge die der König für euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet; das hat uns sehr übel geschienen, und es kommt uns vor, daß euer Italiener sich sehr verwegen gegen euch beträgt; denn ihr hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kraft eurer Modelle und eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt sie euch dieser, allein durch die Gunst der Madam d'Estampes, weg, und ob es gleich schon mehrere Monate sind, daß er den Auftrag erhal-

ten hat, so sieht man doch nicht, daß er irgend Anstalt zur Arbeit machte. Ich verwunderte mich und sagte: wie ist es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe? Darauf versetzte er mir: jener habe die Sache äußerst geheim gehalten. Der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Aemsigkeit der Madam d'Estampes sey es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf solche Weise beleidigt, mir ein solches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte; so nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den Waffen zu thun. Ich ging sogleich den Bologna aufzusuchen und fand ihn in seinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineinrufen und sagte mir mit so gewissen lombardischen Manieren, was ich ihm Gutes brächte? Darauf versetzte ich: etwas Gutes und Großes. Sogleich befahl der Mann seinen Dienern, sie sollten zu trinken bringen und sagte: ehe wir von etwas sprechen, wollen wir zusammen trinken; denn es ist die französische Art so. Darauf versetzte ich: das was wir zu reden haben, bedarf nicht daß man erst trinke, vielleicht lässt sichs hinterdrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu sprechen und sagte: jeder, der für einen rechtschaffenen Mann gehalten seyn will, beträgt sich auch auf die Weise rechtschaffener Leute. Thut er das Gegentheil, so verdient er den Namen nicht mehr. Ich weiß daß euch wohl bekannt war wie der König mir

den Coloß aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate sprach, ohne daß weder ihr, noch sonst Jemand hervorgetreten wär, um auch sein Wort dazu zu geben; deßwegen unternahm ich es, dem König meine große Arbeiten vorzulegen, und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das große Werk in die Arbeit, und so viele Monate habe ich nichts Andres gehört; nur diesen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und euch aufgetragen seyn solle. Nun kann ich nicht zusehen, daß ihr mir meine Arbeit, die ich durch bewundernswürdige Bemühungen mir verschafft habe, mit euren eitlen Worten nur so entreißen sollt.

Darauf antwortete Bologna: o Benvenuto! Jeder sucht auf alle mögliche Weise seine Sachen zu betreiben, und wenn der König so will, was habt ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit ist mir einmal aufgetragen und sie ist mein.

Darauf versetzte ich: wisset, Meister Franz, daß ich viel zu sagen hätte, und euch mit vielen wahren und fürtrefflichen Gründen zum Bekenntniß bringen könnte, daß sich unter vernünftigen Geschöpfen die Art, wie ihr euch betragt und sprecht, keineswegs geziemt; aber ich will mit kurzen Worten zum Punkt des Schlusses kommen! Oeffnet die Ohren und versteht mich wohl; denn hier gilt es.

Da wollte er vom Sitz aufstehen; denn er sah daß ich feuerroth im Gesicht wurde und höchlich verändert

war; ich sagte aber, es sey noch nicht Zeit aufzustehen, er solle sitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und sagte: Meister Franz, ihr wisst, daß das Werk zuerst mein war, und daß nach der Welt Weise Niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber sage ich euch, daß ich zufrieden bin, wenn ihr ein Modell macht, und ich will außer dem meinigen, noch ein anderes fertigen, dann wollen wir sie beyde zu unserm großen König tragen, und wer auf diesem Wege den Ruhm davon trägt, am besten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann den Coloß zu übernehmen. Trifft es euch, so will ich das ganze Unrecht das ihr mir angethan habt, vergessen und eure Hände segnen, die würdiger als die meinigen einer so großen Ehre sind, und so wollen wir bleiben und Freunde seyn, da wir auf andere Weise Feinde werden müssten. Gott beschützt immer die Vernünftigen, und er mag euch überzeugen, in welchen großen Irrthum ihr verfallen seyd, und daß das der rechte Weg ist, den ich angebe.

Da sagte Meister Franz: das Werk ist mein, und da es mir einmal aufgetragen ist, so will ich das Meinige nicht erst wieder in Frage stellen. Darauf antwortete ich: Meister Franz! da ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig ist, so will ich euch den andern zeigen, der, wie der eure, häßlich und mißfällig aussieht, und ich sage euch: sobald ich auf irgend eine Weise vernehme, daß ihr von diesem meinem Wer-

ke nur wieder ein Wort spricht, so schlage ich euch sogleich todt, wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel, oder Bologna sind, und man hier auf eine ganz andere Weise lebt, so seyd doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß ihr davon mit dem König sprecht, so ermorde ich euch auf alle Weise. Denkt, welchen Weg ihr nehmen wollt, den ersten guten, den ich euch vorschlug, oder den letzten häßlichen, von dem ich euch sage.

Der Mann wusste nicht was er reden oder thun sollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit sollte verstreichen lassen. Darauf sagte Bologna nichts weiter als: wenn ich wie ein rechtschaffner Mann handle, so habe ich keine Furcht in der Welt! Ich aber versetzte: ihr habt wohl gesprochen, und wenn ihr das Gegentheil thut, mögt ihr euch nur fürchten, denn alsdann betriffts euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majestät eine ganze Weile mich über das Geschäfte der Münze stritt, worüber wir nicht sehr einig waren; denn seine Räthe, die sich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müsse die Münze nach französischer Manier, wie bisher, schlagen; darauf antwortete ich: Seine Majestät hätten mich aus Italien kommen lassen, damit ich Ihnen Werke machte die gut aussähen, beföhlen Sie mir aber das Gegentheil, so würde ich niemals den Muth haben sie zu machen. Und

so wurde die Sache aufgeschoben, bis man noch einmal davon gesprochen hätte, und sogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Kaum war ich abgestiegen, so kam eine von den guten Personen die Lust haben das Böse zu sehen, und sagte mir: Paul Micceri habe ein Haus für das Dirnchen Catharine und ihre Mutter gemiethet, er liege beständig bey ihr, und wenn er mit ihr spreche, sage er, mit Verachtung: Benvenuto hat den Bock zum Gärtner gesetzt; er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer so groß thut und denkt ich fürchte mich vor ihm, so habe ich diesen Dolch und Degen angesteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl schneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Micceris sind besser als seine Cellinis.

Der Schelm der mir diese Nachricht brachte, sagte sie mir mit so großer Lebhaftigkeit, daß ich sogleich einen Fieberanfall verspürte. Ich sage Fieber, nicht etwa gleichnißweise, es fuhr eine solche bestialische Passion in mich, daß ich daran hätte sterben können. Nun suchte ich ein Mittel dagegen, und ergriff sogleich die Gelegenheit, dieser Sache einen Ausgang zu geben, nach der Art und Weise wie meine Leidenschaft es verlangte. Ich sagte meinem Ferraresischen Arbeiter, welcher Chioccia hieß, er solle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam wo jener Unglückliche war, fand ich die Thür angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und sah daß er Degen und Dolch an der Seite hatte, und auf einem Kasten saß; er hatte den Arm um den Hals der Catharine, und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß sie mit ihrer Mutter sich über meine Angelegenheiten lustig machte. Ich stieß die Thür auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und setzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelassen hätte zu denken daß er auch einen Degen an der Seite habe, dabey rief ich: schlechter Kerl, empfehle dich Gott, denn du bist des Todes! Er rührte sich nicht, und sagte dreymal: o, meine Mutter hilf mir! Als ich nun, der ich die Absicht hatte ihn auf alle Weise zu ermorden, diese dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber.

Ich hatte meinem Chioccia gesagt, er solle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslassen; denn wenn ich ihn einmal traf, so hätte ich es mit den beyden Menschen nicht besser gemacht. Ich hielt ihm beständig die Spitze an der Kehle und stach ihn manchmal ein wenig, und stieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun sah, daß er sich auch nicht im mindesten vertheidigte, so wusste ich nicht mehr, was ich machen sollte, und damit mein Ueberfall und meine Drohung doch etwas bedeuteten, so fiel mir ein ihn wenigstens mit dem Mädchen zu verheurathen, und mich nachher an ihm zu rä-

chen. Da sagte ich entschlossen: nimm den Ring, den du am Finger hast, schlechter Mensch, und verlobe dich mit ihr, damit ich mich nachher an dir rächen kann, wie du verdienst. Darauf sagte er sogleich: wenn ihr mich nur nicht ermorden wollt, so will ich gern Alles thun. Ich versetzte: stecke Catharinen den Ring an den Finger! und entfernte die Spitze des Degens ein wenig von seiner Kehle, damit er die Handlung desto bequemer verrichten könnte, und sich nicht fürchten sollte. So steckte er ihr den Ring an. Ich sagte: das ist mir noch nicht genug, man muß zu zwey Notarien gehn, daß der Contract fest und giltig werde! und rief zu Chioccia, er solle die Notarien holen, wendete mich sogleich zu dem Mädchen und der Mutter und sagte zu ihnen auf Französisch: es werden Notarien und andere Zeugen kommen. Die erste, die zu der Sache nur ein Wort spricht, ermorde ich auf der Stelle! Ich ermorde euch alle Drey; drum bedenkt euch und athmet nicht! Und zu ihm sagte ich, auf Italienisch: wenn du irgend etwas versetzest, auf das was ich vortragen werde, bey dem geringsten Worte das du sprichst, leere ich dir sogleich dein Eingeweide aus. Er aber antwortete: wenn ihr mich nur nicht umbringt, so will ich Alles thun, was ihr nur wollt, und in nichts widersprechen. Als nun die Notarien und Zeugen gekommen waren, machte man einen giltigen und trefflichen Contract; sogleich war Aerger und Wuth, die mich bey jener Erzählung überfallen hatten, vorbey,

und das Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris, und ließ mich von Matthäus del Nasoro rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen, und bat mich ich möchte ihn als einen Bruder halten, er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bey einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich einsah übel gehandelt zu haben, so würden die andern deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden, daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine so seltsame Weise an Paul Micceri zu rächen, wie ich erzählen werde; denn es war schon genug, daß ich ihn nöthigte, eine so vollendete Dirne zu heurathen. Nun ließ ich sie aber nachher, um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte sie, gab ihr ein Frühstück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paulen Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich sie auch mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und schwur, sie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thür klopfen. Es war Catharine, die mit freundlichem Gesicht zu mir sagte: Meister, ich bin gekommen, mit euch zu frühstücken. Ich sagte: komm nur! Dann gab ich ihr das Frühstück, modellirte sie, und ergötzte mich mit ihr, um mich an Paul zu rächen, und das ging so viele Tage fort.

Indessen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt, und hielt mich besonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten; eine Bequemlichkeit, die ich nicht beym Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig; der König war wieder nach Paris gekommen und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modells, mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk selbst, das man aus meiner Beschreibung schon kennt, hatte ich auf eine Vase von schwarzem Ebenholze gesetzt, diese war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhaben waren; sie stellten die Nacht und den Tag vor; auch die Morgenröthe war dabey; dann waren noch vier andere Figuren von derselben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorstellten, so sauber gearbeitet und emaillirt, als man sich nur denken kann. Da ich dieses Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören, und konnte nicht satt werden, das Werk anzusehen. Dann sagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hause tragen, er würde mir zu seiner Zeit befehlen was ich damit machen solle. So trug ich es zurück, lud einige meiner besten Freunde zusammen, und wir speisten in der größten Lust, das Salzfaß ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und wir bedienten uns dessen zuerst. Dann fuhr ich fort am Jupiter von Silber zu arbeiten,

und an dem großen Gefäß, das mit den artigsten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ohngefähr um diese Zeit gab gedachter Bologna, der Maler, dem Könige zu verstehen: es sey gut, wenn Seine Majestät ihn nach Rom gehen liesse, und ihn daselbst durch Briefe dergestalt empfähle, daß er die schönsten vorzüglichen Alterthümer, den Laocoon, die Cleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerin und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich sind auch das die schönsten Stücke, die sich in Rom befinden. Dabey sagte er dem König, daß, wenn Seine Majestät diese herrlichen Werke würden gesehen haben, er alsdann über die bildenden Künste erst würde urtheilen können; denn Alles was er von uns Neuen gesehen, sey sehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet worden. Der König war zufrieden, und begünstigte ihn, wie er es wünschte. So ging die Bestie ins Teufels Namen fort, und da er sich nicht traute in der Kunst mit mir zu wetteifern, so nahm er den lombardischen Ausweg, und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die Alten erhob; aber ob er gleich jene Werke vortrefflich formen ließ, so entstand doch eine ganz andere Wirkung, als er sich eingebildet hatte, wovon ich nachher an seinem Orte reden will.

Indessen hatte ich die Catharine völlig weggejagt, und der arme unglückliche Jüngling ging, mit Gott, von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fon-

tainebleau vollenden, die schon von Erz gegossen war, auch gedachte ich die zwey Siegesgöttinnen in den Ecken über dem Halbrund, gut auszuarbeiten, deßhalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ohngefähr funfzehn Jahren, von Körper sehr schön gebaut, und ein wenig bräunlich. Sie war scheu in ihrem Wesen, von wenig Worten, schnell im Gange und von düsteren Blicken, ich nannte sie Scozzona, (die Gebändigte), ihr eigentlicher Name war Johanna. Nach diesem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwey gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den siebenzehnten Juny 1544, eine Tochter, und also in meinem vier und vierzigsten Jahre. Dieser gab ich den Namen Constanza, und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein bester Freund, hielt sie bey der Taufe; er war, nach französischer Gewohnheit, der einzige Gevatter und die beyden Gevatterinnen waren Frau Magdalena, Gattin Herrn Ludwigs Alamanni, Florentinischen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn Ricardo del Bene, eines florentinischen Bürgers und großen Kaufmanns, sie stammte aus einer vornehmen französischen Familie. Dieses war das erste Kind, das ich jemals hatte, so viel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich so viel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte der ich sie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte sie ziemlich weit gebracht. Jupiter war beynahe geendigt, das Gefäß gleichfalls und die Thür fing an ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 geboren war, habe ich etwas zu früh gesprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigern Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an seinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich gesagt habe, und begab sich sogleich in mein Haus, und da er so schöne Werke vor sich fand, die vor seinen Augen sehr gut bestehen konnten, war er damit so zufrieden als nur Jemand verlangen kann, der sich so viel Mühe gibt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er sich von selber, daß der Kardinal von Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte was mir doch versprochen war, und sagte murmelnd zu seinem Admiral: der Kardinal habe übel gethan, mir nichts zu geben, und er selbst denke die Sache wieder gut zu machen; denn er sähe wohl, ich sey ein Mann von wenig Worten, und ehe man sichs versehe, könnte ich einmal fortgehen. Ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause, und nach der Tafel sagten Seine Majestät zum Kardinal: er solle, im Namen Seiner Majestät, dem Schatzmeister der Ersparnisse sagen, daß er mir, sobald als möglich, siebentausend Goldgülden, in drey, oder vier Zahlungen, einhändige, so wie es

ihm bequem sey, doch solle er es nicht fehlen lassen. Ferner sagte der König, ich habe euch die Aufsicht über Benvenuto gegeben, und ihr habt mir ihn ganz vergessen. Der Kardinal versetzte: er wolle gern Alles thun was Seine Majestät befehle. Aber er ließ doch nachher seiner bösen Natur nach, den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indessen nahm der Krieg zu und es kam die Zeit, in welcher der Kaiser mit seinem großen Heere gegen Paris zog. Der Kardinal sah wohl daß in Frankreich großer Geldmangel war, und als er einmal, mit Vorbedacht, auf mich zu reden kam, sagte er zu Seiner Majestät: Ich glaubte besser zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen liesse, einmal weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht, und dann, weil uns so eine große Summe Geldes den Verlust des Benvenuto zuziehen könnte; denn er möchte sich reich scheinen, und sich Güter in Italien kaufen, und so hätte gelegentlich sein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg gesehen, von hier zu scheiden. Wenn Ew. Majestät ihn bey sich fest behalten wollen, so geben Sie ihm lieber ein Besitzthum in Ihrem Reiche.

Der König ließ diese Gründe für gut gelten, weil er diesen Augenblick selbst Mangel an Baarschaft fühlte; demohngeachtet sah er in seinem edelsten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Kardinal in dieser Sache, mehr aus eigenem Antrieb, als

aus Nothwendigkeit so gehandelt habe; denn wie hätte er denn die Nothdurft eines so großen Reiches voraussehen können? Und so blieb der König insgeheim ganz anderer Gesinnung. Denn als er nach Paris zurückkam, besuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen wär ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch die Zimmer, wo sich verschiedne Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bey denen von Erz an, die er von solchem Werthe noch nicht gesehen hatte, dann zeigte ich ihm den silbernen Jupiter, beynahe fertig, mit den schönsten Zierrathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder Andere gethan hätte; denn es war ihm vor einigen Jahren ein sehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiser, der, nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging, ein Geschenk machen das eines so großen Monarchen werth wäre; da ließ er einen Herkules von Silber treiben, von derselben Größe wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König versicherte, daß dieser Herkules das häßlichste Werk gewesen sey das er jemals gesehen, und diese seine Ueberzeugung habe er auch den Leuten gesagt, die sich für die größten Meister der Welt in dieser Profession ausgaben. Sie mussten gestehen, daß dieß alles sey, was sie in Silber machen konnten, und wollten demohngeachtet zweytausend Ducaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit sah, und sie so sau-

ber

der ausgeführt fand als er kaum geglaubt hatte, entschied er mit Bedacht, und wollte daß meine Arbeit am Jupiter auf zweytausend Scudi sollte geschätzt werden, und sagte: jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich diesem schon jährlich tausend Scudi gebe, so kann er für diesen Preis wohl zufrieden seyn. Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu sehen, und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er weggehen wollte, deckte ich, auf der Wiese meines Schlosses den großen Riesen auf, und gab dem König zu verstehen, daß das alles sey, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung, als bey keiner andern Sache, und wendete sich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß, und sagte: nachdem der Kardinal nicht für ihn gesorgt hat, und er selbst faul im Fordern ist, so will ich ohne weiteres, daß man an ihn denken soll; denn für die Menschen welche wenig verlangen, sprechen ihre Werke desto mehr. Deßwegen gebt ihm die erste Abtey die aufgeht, bis zu zweytausend Scudi Einkünften, und wenn es nicht auf einmal seyn kann, so gebt es ihm in zwey oder drey Pfründen. Denn das kann ihm einerley seyn.

Ich war gegenwärtig und hörte Alles und dankte sogleich, als wenn ich die Wohlthat schon empfangen hätte, und sagte: Wenn Seine Majestät mich also versorgten, wolle ich ohne weitern Gehalt, Pension,

oder Gabe für Seine Majestät so lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte, und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte, immer mit dem Gedanken beschäftigt, einem so großen König gedient zu haben. Auf diese Worte wendete sich der König freudig mit großer Lebhaftigkeit zu mir und sagte: dabey soll es bleiben, und wie er zufrieden wegging, so ließ er mich auch zurück.

## Neuntes Capitel.

Madam d'Estampes, in der Absicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König, für einen Distillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widersetzt sich und nöthigt den Mann den Ort zu verlassen. — Der Autor triumphirt, indem der König sein Betragen billigt. — Er begibt sich nach Fontainebleau, mit der silbernen Statue des Jupiters. — Bologna, der Maler, der eben Abgüsse antiker Statuen, in Erz, von Rom gebracht, versucht, den Beyfall, den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteylichkeit der Madam d'Estampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abentheuer des Askanio.

---

Madam d'Estampes erfuhr Alles was geschehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem sie bey sich selbst sagte: ich regiere gegenwärtig die Welt und ein kleiner Mensch dieser Art achtet mich nicht. Nun setzte sie sich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein großer Distillirer war, und ihr einige wohlriechende und wundersame Wasser übergab welche die Haut glatt machten, dergleichen man sich niemals vorher in Frankreich bedient hatte; sie stellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene Wasser überreichte und diesem Herrn

damit viel Vergnügen machte. In einem so günstigen Augenblick trieb sie den Mann an, vom König das Ballspiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebst einigen kleinen Zimmern, von denen sie sagte, daß ich mich derselben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einsah woher die Sache kam, antwortete nicht. Madam d'Estampes aber wusste nachher ihren Willen auf die Weise durchzusetzen, wie es den Weibern bey den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch; denn sie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madam erhielt, was sie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeister Glorier, der sehr gut Italienisch sprach, einem großen französischen Edelmann. Dieser fing erst an mit mir zu scherzen, dann kam er auf die Sache und sagte: Im Namen des Königs setze ich diesen Mann in Besitz des Ballspiels und der kleinen Häuser, die dazu gehören. Darauf versetzte ich: der heilige König ist Herr von Allem, und Alles kommt von ihm, deßwegen könnt ihr frey hineintreten; da man aber auf diese gerichtliche Weise durch Notarien den Mann einsetzt, so sieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ähnlich, und ich versichre euch, daß ich, anstatt mich beym Könige zu beklagen, mich selbst vertheidigen werde, wie Seine Majestät mir noch vor Kurzem befohlen hat. Ich werde euch den Mann, den ihr mir hier ereinsetzt, zum Fenster hinauswerfen, wenn ich nicht

ausdrücklichen Befehl von des Königs eigner Hand sehe.

Da ging der Schatzmeister murmelnd und drohend hinweg, ich blieb und that deßgleichen, denn ich wollte vorerst nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die diesen Mann in Besitz gesetzt hatten; sie waren meine guten Freunde, und sagten: es sey eine Ceremonie, die wohl auf Befehl des Königs geschehen sey, aber nicht viel bedeuten wolle, denn wenn ich ein wenig widerstanden hätte, so wär der Mann gar nicht in Besitz gekommen; es seyen dieses Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobey das Ansehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Besitz werfen könne, wie er hingekommen sey, so wäre es wohl gethan, und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieser Wink hinreichend und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein wenig sauer wurde, so hatte ich doch meinen Spaß dran; denn ich that alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln schoß, so setzte ich sie doch in solches Schrecken, daß Niemand mehr kommen wollte ihm beyzustehen. Da ich nun eines Tags seine Partey schwach fand, drang ich ins Haus mit Gewalt, verjagte ihn und warf Alles heraus, was er hereingebracht hatte; dann ging ich zum Könige und sagte, ich hätte Alles nach dem Befehl Sei-

ner Majestät gethan, und mich gegen diejenigen gewehrt die mich an seinen Diensten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter belästigen sollte.

Indessen endigte ich mit großer Sorgfalt den schönen Jupiter von Silber, mit seiner vergoldeten Base, die ich auf einen hölzernen Untersatz gestellt hatte, der wenig zu sehen war, und in denselben hatte ich vier hölzerne Kügelchen gefügt die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und Alles war so gut eingerichtet, daß ein kleines Kind sehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiters bewegen konnte. Da ich sie nun auf meine Weise zurecht gemacht hatte, brachte ich sie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und sie mit großer Sorgfalt in Erz gießen lassen; ich wusste nichts davon, theils, weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt ist, daher ich nichts erfuhr. Als ich beym König anfragen ließ wo er den Jupiter zu sehen verlange? war Madam d'Estampes gegenwärtig und sagte: es sey kein geschickterer Ort um ihn aufzustellen, als in seiner schönen Gallerie. Das war, wie wir in Toskana sagen würden, eine Loge, oder vielmehr ein Gang, denn wir nennen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen sind. Es war aber dieses Zimmer mehr als hundert Schritte lang und außerordentlich reich verziert, mit Malereyen, von der

Hand des trefflichen Rosso, eines unserer Florentiner; unter den Gemälden war viele Arbeit von Bildhauerkunst angebracht, einige rund, einige halb erhaben; es konnte ungefähr zwölf Schritte breit seyn. In dieser Gallerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die sehr gut vollendet waren, in bester Ordnung aufgestellt, jede auf ihrem Piedestal, und es waren, wie ich schon oben sagte, die besten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als ich diese große Vorbereitung sah und erkannte daß sie mit Fleiß gemacht sey, dachte ich bey mir selbst, das ist, als wenn man durch die Piken laufen müßte, nun helfe mir Gott! Ich stellte die Statue an ihren Ort, soviel ich vermochte, aufs Beste zurecht und erwartete die Ankunft des großen Königs. Jupiter hatte in seiner rechten Hand den Blitz, in der Stellung, als wenn er ihn schleudern wollte; in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben, und hatte zwischen die Flamme des Blitzes, mit vieler Geschicklichkeit, ein Stück weisse Kerze angebracht. Nun hatte Madam d'Estampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beyden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht käm, oder daß mein Werk in der Nacht sich weniger ausnehmen sollte. Wie aber Gott denjenigen beysteht welche an ihn glauben, so geschah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde, zündete ich die Kerze an die Jupiter in der Hand hielt, und weil

sie etwas über den Kopf erhaben stand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein schöneres Ansehen als sie bey Tage würde gehabt haben. Nun kam der König mit seiner Madam d'Estampes, mit dem Dauphin, seinem Sohn, der gegenwärtig König ist, auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madam Margaretha, seine Tochter dabey, nebst vielen großen Herrn, die von Madam d'Estampes unterrichtet waren gegen mich zu sprechen.

Als ich den König hereintreten sah, ließ ich durch meinen Gesellen Askanio ganz sachte den schönen Jupiter vorwärts bewegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich selbst in die Art, wie sie bey der Bewegung schwankte, einige Kunst gelegt hatte, so schien sie lebendig zu seyn. Die Gesellschaft ließ jene antike Statuen hinter sich und betrachtete zuerst mein Werk mit vielem Vergnügen. Sogleich sagte der König: das ist eine schönere Arbeit, als jemals ein Mensch gesehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dingen vergnüge und sie verstehe, hätte mir sie nicht den hundertsten Theil so vorgestellt. Die Herrn, die gegen mich sprechen sollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben, Madam d'Estampes sagte aber auf eine kühne Weise: es scheint, als wenn ihr nur zu loben hättet! sehet ihr nicht, wie viel schöner alle Figuren von Erz hier stehen? in welchen die wahre Kraft dieser Kunst besteht, und nicht in solchen moder-

nen Aufschneidereyen. Darauf machte der König eine Bewegung und die Andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer stunden, sich nicht gut ausnahmen. Darauf sagte der König: wer diesen Mann herunter setzen wollte, hat ihn sehr begünstigt, denn eben bey diesen herrlichen Figuren sieht und erkennt man, daß die seinige viel schöner und wundersamer ist, und man muß den Benvenuto sehr in Ehren halten, da seine Arbeiten nicht allein den alten gleich sind, sondern sie noch übertreffen. Madam d'Estampes sagte: wenn man von diesem Werke sprechen wollte, so müsste man es bey Tage sehen, weil es alsdann nicht eintausend Theil so schön als bey Nacht erscheinen würde, auch müsse man betrachten, daß ich der Figur einen Schleyer umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein sehr feiner Schleyer, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majestätischer aussehen sollte. Ich fasste ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die schönen Zeugungsglieder entdeckte und indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte sie, ich habe ihr das zum Verdruß gethan; der König aber merkte meinen Aerger, und daß ich von der Leidenschaft hingerissen anfangen wollte zu reden. Da sagte der weise König in seiner Sprache diese verständigen Worte: Benvenuto, ich schneide dir das Wort im Munde ab, und du sollst tau-

sendmal mehr Belohnung erhalten, als du erwarten kannst. Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenschaftlichsten Bewegungen und sie brummte immer auf eine verdrüßliche Weise. Da ging der König, geschwinder als er sonst gethan hätte, weg, und sagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommensten Mann gezogen habe, der jemals zu solchen Künsten geboren worden sey.

Ich ließ den Jupiter daselbst, und da ich Morgens weggehen wollte, empfing ich tausend Goldgülden. Zum Theil war es meine Besoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris. So ergötzte ich mich in meinem Hause und ließ nach Tische meine Kleider herbeybringen, die von dem feinsten Pelzwerk waren, so wie von dem feinsten Tuche, davon machte ich allen meinen Arbeitern ein Geschenk, indem ich jedem nach seinem Verdienste gab, sogar den Mädchen und den Stallburschen, und sprach ihnen Allen Muth ein, mir mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit, und hatte zum Endzweck, mit großem Nachdenken und aller Sorgfalt, die Statue des Mars zu endigen, deren Modell von Holz, ich mit Eisen wohl befestigt hatte. Der Ueberzug war eine Kruste von Gyps, ohngefähr ein Achttheil einer Elle stark und fleißig gearbeitet. Dann hatte ich veranstaltet, gedachte Figur in vielen Stücken

auszuarbeiten, und sie zuletzt mit Schwalbenschwänzen zu verbinden, wie es die Kunst fordert, und wie ich sehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an diesem Orte ein Abenteuer erzählen, das bey Gelegenheit dieses großen Werkes vorfiel, und das wirklich lachenswerth ist. Ich hatte Allen die in meinen Diensten waren, verboten, daß sie mir keine Mädchen ins Kastell bringen sollten, und ich war zugleich sehr wachsam daß es nicht geschähe. Nun war Askanio in ein außerordentlich schönes Mädchen verliebt und sie in ihn, sie floh deßhalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Askanio aufzusuchen, wollte aber nicht wieder weg, und er wusste nicht, wohin er sie verbergen sollte. Zuletzt, als ein erfinderischer Kopf, versteckte er sie in die Figur des Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildnisses eine Schlafstelle zu, wo sie sich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz stille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beynahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, so, daß ihn wegen der Höhe worauf er stand, ein großer Theil von Paris sehen konnte. Nun stiegen die Nachbarn auf die Dächer und auf diese Art sahen ihn viele Menschen. Da man sich nun in Paris mit der Meinung trug, daß von Alters her in meinem Schloß ein Geist umgehe, den sie Bovo hießen, ob ich gleich niemals das Geringste davon gespürt habe, so erhielt das Mährchen durch diesen Zufall

neue Kraft. Denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, musste sich doch manchmal regen, und weil die Augen sehr groß waren, so konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken; daher sagte das dumme Volk, der Geist sey schon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn sie reden wolle. Selbst einige klügere Zuschauer hatten die Sache genau betrachtet, konnten das Leuchten der Augen nicht begreifen, und versicherten, es müsste ein Geist dahinter stecken; sie wussten aber nicht daß wirklich ein guter Geist darin war, und ein guter Leib dazu.

---

# Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V. bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madam d'Estampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madam d'Estampes wirkt, nach ihren ungünstigen Gesinnungen, weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Kardinal Ferrara verschafft.

---

Indessen befleißigte ich mich mein schönes Thor aus allen den schon beschriebenen Theilen zusammenzustellen, und überlasse den Chronikenschreibern dasjenige zu erzählen, was im Allgemeinen damals vorging, da der Kaiser mit seinem großen Heere angezogen kam und der König sich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris aufs Geschwindeste befestigen könnte? Er kam eilends deßhalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt, und da er vernahm mit welcher guten Einsicht ich von einer so schnellen Befestigung sprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das was ich gesagt hatte, auf das Schnellste zu vollbringen. Er gebot seinem Admiral, Jedermann

der von Madam d'Estampes erst Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wissen, wohin er gehe? und sagte, daß sie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne sie ausgehen möchte. Sie musste ein paar mal ansetzen, um den König von seinem Vorhaben abzubringen, der denn auch diesen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur selbigen Stunde zum König zurück, der denn sogleich, als er mich sah, schwur, daß er mich besuchen wolle. Da er nun aber auch dießmal nach seiner Gewohnheit von Madam d'Estampes sich zu beurlauben ging, und sie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, sagte sie, mit ihrer giftigen Zunge, so viel Uebles von mir, als man nur von einem Manne sagen könnte, der ein Todfeind dieser würdigen Krone wäre. Darauf versetzte der gute König: er wolle nur zu mir gehen, mich dergestalt auszuschelten, daß ich erschrecken sollte. Und als er ihr dieses zugesichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewisse untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zusammengesetzt hatte, worüber der König so erstaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszuschelten, wie er es versprochen hatte. Doch wollte er den Augenbick nicht ganz vorbey lassen und fing an: es ist doch eine wunderbare Sache, Benvenuto! daß ihr Andern, so geschickt ihr seyd, nicht einsehen wollt, daß ihr eure Talente nicht durch euch selbst zeigen könnt, sondern daß ihr euch nur groß beweist durch Gelegen-

hei-

heiten, die wir euch geben, daher solltet ihr ein wenig gehorsamer seyn, nicht so stolz und eigenliebig. Ich erinnere mich euch befohlen zu haben, daß ihr mir zwölf Statuen von Silber machen solltet, und das war mein ganzes Verlangen, nun wolltet ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Thore verfertigen, und ich sehe, zu meinem Verdruß, daß ihr das, was ich wünsche, hintansetzt, und nur nach eurem Willen handelt; denkt ihr aber so fortzufahren, so will ich euch zeigen wie mein Gebrauch ist, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln soll. Indessen sage ich euch, befolget was man euch gesagt hat; denn wenn ihr auf euren Einfällen beharren wollt, so werdet ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen.

Indem er also sprach, waren die Herrn aufmerksam, und da sie sahen, daß er den Kopf schüttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten sie alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mich nicht im Mindesten zu fürchten, und als er, nach seinem Versprechen, den Verweis hergesagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küsste ihm das Kleid auf dem Knie und sagte: Heilige Majestät, ich bejahe, daß Alles wahr ist was ihr sagt; das Einzige nur darf ich versichern, daß mein Herz beständig, Tag und Nacht, mit allen Lebensgeistern, angespannt gewesen ist, Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Ew. Majestät scheinen, daß ich

gegen diese meine Absicht etwas gefehlt hätte, so ist das nicht Benvenuto gewesen, sondern ein ungünstiges Geschick das mich hat unwürdig machen wollen, dem bewundernswerthesten Prinzen zu dienen, den je die Erde gesehen hat; indessen bitte ich Sie mir zu verzeihen, denn Ew. Majestät gaben mir nur Silber zu Einer Statue, und da ich keines von mir selbst habe, konnte ich nicht mehr als diese machen. Von dem wenigen Metalle das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte ich dieses Gefäß, um Ew. Majestät die schöne Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es das erste von dieser Art, das Sie je gesehen hatten. Was das Salzfaß betrifft, so scheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Ew. Majestät von selbst verlangten, bey Gelegenheit, daß Sie ein ähnliches Gefäß gesehen hatten. Darauf zeigte ich auf Ihren Befehl das Modell vor, das ich schon aus Italien mitbrachte, und Sie liessen mir sogleich tausend Goldgülden zahlen, damit ich die Arbeit ungesäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit, und besonders erinnere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich sie fertig überbrachte. Was das Thor betrifft, scheint mir, daß Ew. Majestät deßhalb gelegentlich Herrn Villeroi, Ihrem Secretäre, Befehl ertheilten, welcher denen Herrn von Marmagna und Apa auftrug, die Arbeit bey mir zu betreiben, und mir in Allem beyzustehn. Ohne diese Beyhülfe wär ich nicht vorwärts gekommen, denn ich hätte die französi-

schen Erden, die ich nicht kannte, unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich diese großen Köpfe nicht gegossen haben, wenn ich nicht hätte versuchen wollen, wie mir auch eine solche Arbeit gelänge? Die Piedestale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war daß sie nöthig seyen, um den Figuren ein Ansehen zu geben, und so habe ich in Allem, was ich that geglaubt das Beste zu thun, und mich niemals vom Willen Ew. Majestät zu entfernen. Es ist wahr, daß ich den großen Coloß, bis zur Stufe auf der er sich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein so kleiner Künstler in Diensten eines so großen Königs zu Eurem und meinem Ruhm eine Statue machen müsste, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber sehe ich, daß es Gott nicht gefällt, mich eines solchen Dienstes werth zu achten, und bitte Ew. Majestät, statt der ehrenvollen Belohnung die Sie meinen Arbeiten bestimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade zu gönnen, und mir einen gnädigen Urlaub zu ertheilen; denn ich werde sogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreisen, und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden die ich in Ihrem Dienste zugebracht habe.

Darauf fasste mich der König an, hob mich mit großer Anmuth auf und sagte: ich sollte mit großer Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, wäre

gut und ihm angenehm. Dann wendete er sich zu den Herren und sagte: gewiß, wenn das Paradies Thore haben sollte, so würden sie nicht schöner seyn als dieses. Da ich sah, daß er diese Worte die ganz zu meinen Gunsten waren, mit Lebhaftigkeit aussprach, dankte ich ihm aufs Neue, mit größter Ehrfurcht; aber weil bey mir der Verdruß noch nicht vorbey war, so wiederholte ich die Bitte um meine Entlassung. Da der König sah, daß ich seine außerordentlichen Liebkosungen nicht zu schätzen wusste, befahl er mir mit starker Stimme: ich sollte kein Wort weiter reden, sonst würde es mich gereuen! dann setzte er hinzu, er wolle mich in Gold ersticken, und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen wären, so sey er mit Allem zufrieden, was ich aus eignem Triebe mache. Ich solle weiter keinen Verdruß mit ihm haben, denn er kenne mich, und ich solle mich nun auch bemühen ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fordere. Ich sagte: daß ich Gott und Seiner Majestät für Alles dankbar sey, bat ihn darauf, er möchte kommen die große Figur zu sehen, und wie weit ich damit gelangt sey. Ich führte ihn dahin, und, als ich sie aufdecken ließ, war er darüber aufs Aeußerste verwundert, und befahl einem seiner Secretäre, er sollte mir sogleich alles Geld wiedergeben was ich von dem meinigen ausgelegt hatte, die Summe möchte seyn welche sie wollte, genug, wenn ich sie mit meiner Hand quittirte. Dann ging er weg und sagte: Adieu

mon ami! Ein Ausdruck, dessen sich sonst ein König nicht bedient.

Als er nach seinem Palaste zurückkam, erzählte er die so wundersam demüthigen und äußerst stolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hätte, und die ihm sehr aufgefallen waren in Gegenwart der Madam d'Estampes und des Herrn Sanct Paul, eines großen Barons von Frankreich. Dieser hatte sonst für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich dießmal zeigte er es trefflich auf französische Weise; denn als der König sich weitläufig über den Kardinal von Ferrara beschwerte, dem er mich in Aufsicht gegeben, der sich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, so, daß ich beynahe durch seine Schuld aus dem Königreiche gegangen wär, fügte Seine Majestät hinzu: Er wolle mir nun wirklich einen andern Aufseher geben, der mich besser kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen mich zu verlieren. Darauf bot sich Herr von Sanct Paul gleich an und sagte zum König: er solle mich in seine Gewahrsam geben, er wolle es schon so einrichten, daß ich nicht Ursache haben solle mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf versetzte der König, er sey es wohl zufrieden, wenn ihm Sanct Paul sagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedenke, um mich fest zu halten. Madam, die gegenwärtig war, zeigte sich äußerst verdrüßlich und Sanct Paul machte Umstände dem König seine Gedanken zu sagen; aber Seine Majestät fragte aufs

Reue und jener, Madam d'Estampes zu gefallen, versetzte: ich würde ihn aufhängen lassen, und auf diese Weise könntet ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlieren. Darauf erhub Madam d'Estampes ein großes Gelächter und sagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Gesellschaft mit, und sagte, er sey wohl zufrieden, daß Sanct Paul mich aufhängen lasse, wenn er ihm nur erst einen andern Meinesgleichen schaffte, und ob ich es gleich nicht verdient habe, so gebe er ihm doch unter dieser Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf diese Weise ging der Tag vorbey, und ich blieb frisch und gesund, dafür Gott gelobt und gepriesen sey.

In dieser Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiser gestillt, aber nicht den mit den Engländern, so daß uns diese Teufel gewaltig zu schaffen machten. Nun hatte der König ganz was anders als Vergnügen im Kopfe, und befahl Peter Strozzi, er solle einige Galeeren in die englischen Meere führen, das eine große und schwere Sache war. Dieser Herr war als Soldat einzig in seiner Zeit und auch eben so einzig unglücklich. Nun waren verschiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte, noch Befehl zu arbeiten, so daß ich alle meine Gesellen fortschickte, außer den zwey Italienern, die ich an den beyden Gefäßen von meinem Silber arbeiten ließ, denn sie verstunden sich nicht auf die Arbeit in Erz. Als sie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt die der Königin von

Navarra gehörte, sie hieß Argentan, und liegt viele Tagreisen von Paris. Als ich daselbst ankam, fand ich den König krank, und als der Kardinal von Ferrara zu ihm sagte, daß ich angekommen sey, antwortete der König nichts, daher musste ich viele Tage an gedachtem Orte, mit vieler Beschwerlichkeit, aushalten und gewiß ich bin nicht leicht verdrüßlicher gewesen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König sehen, und zeigte ihm die beyden Gefäße, die ihm außerordentlich gefielen. Als ich ihn so wohl aufgelegt sah, bat ich ihn, er möchte so gnädig seyn, und mir einen Spazierritt nach Italien erlauben, ich wollte sieben Monate Besoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklassen, die mir Seine Majestät, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen lassen. Ich bäte um diese Gnade, weil es jetzt Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen sey; auch habe Seine Majestät Bologna dem Maler ein Gleiches erlaubt, und ich bät nur mir dieselbe Gnade zu erzeigen. Indessen ich diese Worte sprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerksamkeit die beyden Gefäße, und traf mich manchmal mit einem seiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort ihn zu bitten, so gut ich wusste und konnte. Auf einmal sah ich ihn erzürnt, er stand auf und sagte mir auf Italienisch: Benvenuto! ihr seyd ein großer Thor! bringt diese Gefäße nach Paris, denn ich will sie vergoldet haben. Weiter erhielt ich keine Antwort und er ging weg. Ich näherte mich dem Kardi-

nal von Ferrara und bat ihn, da er mir so viel Gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerkern von Rom befreyet, und mich so viele andere Wohlthaten genießen lassen, so möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien könnte. Der Kardinal versicherte, daß er Alles in der Welt thun wollte, um mir gefällig zu seyn, ich sollte ihm nur die Sorge überlassen, und könnte nur ganz frey hingehen, er wolle schon die Sache mit dem König ausmachen. Darauf versetzte ich, da Seine Majestät ihm die Aufsicht über mich anvertraut habe; so würde ich verreisen, sobald er mir Urlaub gäb, jedoch auf den geringsten Wink Seiner Hochwürden wiederkommen. Der Kardinal sagte darauf, ich solle nur nach Paris gehen, und daselbst acht Tage bleiben, in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Wäre Seine Majestät es ja nicht zufrieden, so wolle er mich gleich davon benachrichtigen, wenn er aber weiter nichts schriebe, so könnte ich nur frey meines Weges gehen.

---

# Viertes Buch.

# Erstes Capitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwey Gesellen Haus und Habe, und macht sich auf den Weg nach Italien. — Askanio wird ihm nachgeschickt, um zwey Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarschaft von Lion. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterlist des Kardinals von Ferrara und seiner zwey Gesellen entdeckt. — In Plazenz begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bey dieser Zusammenkunft vorkömmt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester, mit ihren sechs jungen Töchtern, findet.

---

Auf diese Worte des Kardinals ging ich nach Paris, und ließ zwey tüchtige Kasten zu meinen silbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbey waren, machte ich Anstalt und lud die beyden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lion, der Bischof von Pavia borgte, dem ich aufs Neue die Wohnung in meinem Kastell gegeben hatte, und so machte ich mich auf, mit Herrn Hippolitus Gonzaga, der in dem Dienste des Königs stund und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Gesellschaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonard Tedaldi, ein Floren-

tiner. Ich überließ meinen Gesellen die Sorge für mein Kastell, und alle meine Sachen, worunter sich einige Gefäße befanden welche sie endigen sollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich sehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl fünfzehnhundert Scudi werth seyn. Da sagte ich zu Askanio, er solle sich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt sey er ein Knabe ohne Kopf gewesen, es sey nun Zeit sich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben, und meine Ehre zugleich, und wenn die Bestien, die Franzosen, sich nur irgend etwas gegen mich vermessen sollten, so hätte er mir gleich Nachricht zu geben, denn ich möchte seyn wo ich wollte, so würde ich mit Post auf der Stelle zurückkommen, sowol wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König, als wegen meiner eignen Ehre.

Askanio sagte darauf unter verstellten, schelmischen Thränen: Ich kannte nie einen bessern Vater als euch, und Alles, was ein guter Sohn thun soll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreiste mit einem Diener und einem kleinen französischen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeister auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieses nichtswürdige Volk sagte sogleich zu Herrn Guido und dem

Bischof von Pavia, sie sollten schnell nach den Gefäßen des Königs schicken, wo nicht, so würden sie es selbst thun und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Bischof und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und schickten mir den Verräther Askanio mit der Post nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich schlief nicht, sondern lag in traurigen Gedanken. Wem lasse ich, sagte ich zu mir selbst, meine Sachen und mein Kastell? o! welch ein Geschick ist das, das mich zu dieser Reise zwingt! Wahrscheinlich ist der Kardinal mit Madam d'Estampes einverstanden, die nichts mehr wünscht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indessen ich so mit mir selbst uneins war, hörte ich die Stimme des Askanio, stand sogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! sagte der Schelm, nur müßt ihr die Gefäße zurückschicken, denn die schelmischen Schatzmeister schreyen und laufen, so daß der Bischof und Herr Guido euch sagen lassen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weise zurückschicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich diese Reise. Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderm Silber, und was ich sonst bey mir hatte, in die Abtey des Kardinals zu Lion bringen wollte. Denn ob sie mir gleich nachsagten, es sey meine Absicht gewesen, sie nach Italien zu schaffen, so weiß doch Jeder, daß man weder Geld

noch Gold und Silber, ohne ausdrückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwey solche Gefäße, die mit ihren Kisten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbringen wollen? Wahr ists, sie waren schön, und von großem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich sehr krank zurückgelassen hatte, und ich glaubte bey einem solchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Kardinals wär.

Genug ich schickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und setzte den andern Morgen, mit gedachter Gesellschaft, meinen Weg fort, und zwar unter beständigem Seufzen und Weinen. Doch stärkte ich mich einigemal mit Gebet und sagte: Gott! dir ist die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reise allein zur Absicht hat, sechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almosen zu bringen, so auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schwester; zwar haben sie noch ihren Vater, er ist aber so alt, und verdient nichts in seiner Kunst, und so könnten sie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieses gute Werk thue, so hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majestät. Auf diese Weise stärkte und tröstete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreise von Lion befanden, es war ohngefähr zwey Stunden vor Sonnen-Unter-

gang, that es bey ganz klarem Himmel, einige trockne Donnerschläge. Ich war wohl den Schuß einer Armbrust weit vor meinen Gesellen hergeritten. Nach dem Donnern entstand am Himmel ein so großer und fürchterlicher Lärm, daß ich dachte, das jüngste Gericht sey nahe; als ich ein wenig stille hielt, fielen Schloßen, ohne einen Tropfen Wasser, ohngefähr in der Größe der Bohnen, die mir sehr wehe thaten, als sie auf mich fielen. Nach und nach wurden sie größer, wie Armbrustkugeln, und da mein Pferd sehr scheu ward, so wendete ich es um, und ritt mit großer Hast, bis ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, die, um sich zu schützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schloßen wurden immer größer, und endlich wie dicke Zitronen. Ich sang ein Miserere, und indessen ich mich andächtig zu Gott wendete, schlug der Hagel einen sehr starken Ast der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, so daß es beynah zur Erde gefallen wäre, mich streifte ein solches Stück und hätte mich todtgeschlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der wie ich auf den Knien lag, vor sich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Ast weder mich noch Andere mehr beschützen könne, und daß nebst dem Miserere man auch thätig seyn müsse. Ich fing daher

an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehn, und sagte zu Leonarden, der immer nur Jesus! Jesus! schrie: Gott werde ihm helfen, wenn er sich selbst hälfe und ich hatte mehr Noth ihn, als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeitlang gedauert hatte, hörte es auf, und wir, die wir Alle zerstoßen waren, setzten uns so gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unsern Quartieren ritten, und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir, eine Meile vorwärts, ein viel größeres Unheil als das was wir erduldet hatten, so daß es unmöglich scheint, es zu beschreiben. Denn alle Bäume waren zerschmettert, alle Thiere erschlagen, so viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genug solches Hagels, den man nicht mit zwey Händen umspannt hätte. Da sahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen waren, und daß unser Gebet und unser Miserere wirksamer gewesen war, als Alles was wir zu unserer Rettung hätten thun können; so dankten wir Gott und kamen nach Lion. Nachdem wir daselbst acht Tage ausgeruht und uns sehr vergnügt hatten, reisten wir weiter, und kamen glücklich über die Berge; daselbst kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreise in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der

der mit Post vorbey fuhr, und da er bey uns stille hielt, mir sagte: ich habe unrecht gehabt wegzugehen, ich solle nun nicht weiter reisen, denn wenn ich schnell zurückkehrte, würden meine Sachen besser stehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, so gäbe ich meinen Feinden freyes Feld, und alle Gelegenheit mir Uebles zu thun; käm ich aber sogleich wieder, so würde ich ihnen den Weg verrennen, den sie zu meinem Schaden einschlagen wollten; diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen setzte, seyen eben die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir nichts sagen, ob er gleich sehr gut wusste, daß der Kardinal von Ferrara mit den beyden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch bestand er darauf, daß ich auf alle Weise wieder zurückkehren sollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte demohngeachtet mit meiner Gesellschaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bey mir aber eine solche Beklemmung des Herzens, und wünschte entweder schnell nach Florenz zu kommen, oder nach Frankreich zurückzukehren, und weil ich diese Unschlüssigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Post nehmen, um nur desto geschwinder in Florenz zu seyn. Auf der ersten Station ward ich nicht einig, doch nahm ich mir fest vor, nach Florenz zu gehen, und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Gesellschaft des Herrn Hippolito Gonzaga, der seinen Weg nach Mi-

randola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piazenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farnese, der mich scharf ansah und erkannte, und da ich wohl wusste, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Kastell Sanct Angelo zu Rom ausgestanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung als ich ihn sah; da ich aber kein ander Mittel wusste ihm aus den Händen zu kommen, so entschloß ich mich, ihn zu besuchen, und kam eben als man das Essen weggenommen hatte, und die Personen aus dem Hause Landi bey ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Erzellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigsten Liebkosungen die sich nur denken lassen, und kam von selbst auf den Umstand, indem er zu denen sagte die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen gesessen. Darauf wendete er sich zu mir und sagte: mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet ist, thut mir sehr leid, ich wusste, daß ihr unschuldig war't, aber ich konnte euch nicht helfen; denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu gefallen, die ihm zu verstehen gaben, als wenn ihr übel von ihm gesprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch sagte, und mir thut euer Unglück äußerst leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben diese Er-

klärung sehr oft, und es sah fast aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken die ich für den allerchristlichsten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerksam zu, und war überhaupt so gefällig, als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke die ich vor den König angefangen hätte, könnte unvollendet lassen, wären sie aber fertig, so würde ich jeden großen Herrn verlassen, nur um Seiner Exzellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bey dieser Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menschen niemals ungestraft lässt, welche, stark und mächtig, die Unschuldigen ungerecht behandeln. Dieser Mann bat mich gleichsam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, so wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das Vollkommenste rächten. Und so mag kein Herr, so groß er auch sey, über die Gerechtigkeit Gottes spotten, wie Einige thun die ich kenne, und die mich so schändlich verletzt haben, wie ich an seinem Orte sagen werde. Alles dieses schreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern um Gott zu danken, der mich aus so großen Nöthen erlöst hat. Auch bey Allem was mir täglich Uebles begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beschützer, und empfehle mich ihm. Ich helfe mir

selbst, so viel ich kann, wenn man mich aber zu sehr unterdrücken will, und meine schwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt sich sogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet Diejenigen überfällt, die Andere unrechtmäßig verletzen, und das große und ehrenvolle Amt das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshause zurück, und fand, daß gedachter Herzog mir schöne und ehrenvolle Geschenke an Essen und Trinken gesandt hatte, ich genoß die Speisen mit Vergnügen, dann setzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daselbst anlangte, fand ich meine Schwester mit sechs Töchtern, die älteste mannbar, und die jüngste noch bey der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verschiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an seiner Kunst arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelsteine und französische Kleinode für mehr als zweytausend Dukaten an Werth geschickt, und ich hatte ohngefähr für tausend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß ob ich ihnen gleich vier Goldgülden des Monats gab, sie noch großes Geld aus meinen Geschenken nahmen, die sie täglich verkauften. Mein Schwager war so ein rechtschaffner Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu seinem Unterhalt schickte, nicht hinreichte, er lieber Alles versetzte, und sich von den Interessen aufzehren

ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war; daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

---

## Zweytes Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister.

---

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit, wir waren eben im August 1545, auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehen Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten, und ich mehr als Jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber dießmal nicht die geringste Absicht bey ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der Alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebkosungen erzeigte, und sowol als die Herzogin, nach den Werken fragte die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern Alles und Jedes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu mir: ich habe

das alles auch gehört und du redest die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn hast du für diese schönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich thun wolltest, so würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich so sehr lobst. Darauf erzählte ich den großen Dank den ich Seiner Majestät schuldig sey, daß Sie mich aus einem so ungerechten Kerker gezogen, und mir sodann Gelegenheit gegeben hatte so wundersame Arbeiten zu verfertigen als jemals ein Künstler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich so sprach, machte der Herzog allerley Geberden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, sagte er: wenn du ein Werk für mich machen willst, so werde ich dich dergestalt behandeln, daß du vielleicht darüber erstaunen wirst; wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im Geringsten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unsrer wundersamen Schule zu zeigen daß ich indessen mich in andern Künsten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf seinen schönen Platz machen wolle. Darauf versetzte er, daß er von mir, als erste Arbeit, einen Perseus begehre, ein solches Bildniß habe er sich schon lange gewünscht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen,

das in wenig Wochen ohngefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunst gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verschiedene Tage vorbey, so daß es ganz eigentlich schien, als wenn er mich weder gesehen noch gekannt hätte, weßhalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herrn, die Arbeit anzusehen. Sie gefiel ihm sogleich, und er lobte sie außerordentlich. Da schöpfte ich ein wenig Hoffnung, daß er sich einigermaßen darauf verstehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt sagte er; wenn du, mein Benvenuto, dieses kleine Modell in einem großen Werk ausführtest, so würde es die schönste Arbeit seyn die auf dem Platze stünde. Darauf sagte ich: gnädigster Herr! auf dem Platze stehen die Werke des großen Donatello und des verwundersamen Michel Agnolo, welches Beyde die größten Männer von den Alten her bis jetzt gewesen sind; indessen erzeigen Ew. Excellenz meinem Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir das Werk dreymal besser zu machen. Darüber stritt der Herzog ein wenig mit mir und sagte: er verstehe sich

recht gut darauf, und wisse genau was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten seine Zweifel über diese Streitfrage auflösen, und gewiß wollte ich ihm mehr leisten, als ich versprách, er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieselbe wár ich nicht im Stande das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbánd. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm schriftlich anzeigen was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfnisse bemerken, er wolle alsdann deßhalb umständlichen Befehl ertheilen. Gewiß! wär ich damals so verschmitzt gewesen, Alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, so hätte ich mir nicht selbst so großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben musste, denn in diesem Augenblick schien der Herzog den besten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu besitzen, theils alles Nöthige deßhalb zu befehlen. Freylich wusste ich nicht daß dieser Herr auch sonst noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das Freymüthigste gegen ihn.

Als ich nun mein Bittschreiben eingereicht, und der Herzog darauf, vollkommen günstig, geantwortet hatte, sagte ich zu demselben: Gnädigster Herr! das wahre Bittschreiben und unser wahrer Contract besteht weder in diesen Worten, noch in diesen Papieren, sondern Alles kömmt darauf an, ob mir meine Arbeit so gelingt, wie ich versprochen habe? Geschieht das, so

kann ich hoffen, daß Ew. Excellenz sich auch meiner Person und Ihrer Versprechungen erinnern werde. Bezaubert von diesen Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und seine Gemalin die äußerste Gunst die sich in der Welt denken lässt. Ich, der ich große Begierde hatte meine Arbeit anzufangen, sagte Seiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte worin Platz genug sey, um meine Oefen aufzustellen und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgesonderte Räume sich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten, denn da ich wisse, wie geneigt er sey auch von solcher Arbeit zu bestellen, so bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um Alles mit Ordnung anlegen zu können, und damit Seine Excellenz sähe, welches Verlangen ich trüge, ihr zu dienen, so habe ich schon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend die mir sehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder sonst was von Seiner Excellenz verlange, bis sie meine Werke gesehen hätten, so bät ich, zwey Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben, bis ich sie mit meinen Arbeiten wieder gewinnen würde. Es waren aber diese Kleinode sehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung

gaben: nimm Benvenuto deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und nicht sie, du sollst dein Haus frey erhalten. Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: Man besehe gedachtes Haus und erkundige sich um den Preis, denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauses gewiß zu seyn, und war sicher daß meine Werke mehr gefallen sollten, als ich versprochen hatte.

Nächst diesem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl seinem Hofmeister gegeben, der Peter Franziskus Riccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs gewesen war. Ich sprach mit dieser Bestie, und sagte ihr Alles, was ich bedürfte. Denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Cassier den Auftrag, der ein trockner und spitzfindiger Mensch war, und Lactantio Gorini hieß. Dieses Menschchen, mit seinen Spinnemanieren und einer Mückenstimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir, mit genauer Noth, nur so viel Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenschlag daraus hätte bauen können. Da ich sah, daß die Sachen so böslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen, doch sagte ich manchmal zu mir selbst: kleine Anfänge haben ein großes Ende! und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie

randola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piazenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farnese, der mich scharf ansah und erkannte, und da ich wohl wusste, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Kastell Sanct Angelo zu Rom ausgestanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung als ich ihn sah; da ich aber kein ander Mittel wusste ihm aus den Händen zu kommen, so entschloß ich mich, ihn zu besuchen, und kam eben als man das Essen weggenommen hatte, und die Personen aus dem Hause Landi bey ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Erzellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigsten Liebkosungen die sich nur denken lassen, und kam von selbst auf den Umstand, indem er zu denen sagte die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen gesessen. Darauf wendete er sich zu mir und sagte: mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet ist, thut mir sehr leid, ich wusste, daß ihr unschuldig war't, aber ich konnte euch nicht helfen; denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu gefallen, die ihm zu verstehen gaben, als wenn ihr übel von ihm gesprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch sagte, und mir thut euer Unglück äußerst leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben diese Er-

klärung sehr oft, und es sah fast aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken die ich für den allerchristlichsten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerksam zu, und war überhaupt so gefällig, als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke die ich vor den König angefangen hätte, könnte unvollendet lassen, wären sie aber fertig, so würde ich jeden großen Herrn verlassen, nur um Seiner Exzellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bey dieser Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menschen niemals ungestraft lässt, welche, stark und mächtig, die Unschuldigen ungerecht behandeln. Dieser Mann bat mich gleichsam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, so wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das Vollkommenste rächten. Und so mag kein Herr, so groß er auch sey, über die Gerechtigkeit Gottes spotten, wie Einige thun die ich kenne, und die mich so schändlich verletzt haben, wie ich an seinem Orte sagen werde. Alles dieses schreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern um Gott zu danken, der mich aus so großen Nöthen erlöst hat. Auch bey Allem was mir täglich Uebles begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beschützer, und empfehle mich ihm. Ich helfe mir

vor mir sehen. Da wurde der Mensch so zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närrisch werden, um früher zu seinem Schicksale zu gelangen das ihm der Himmel schon bestimmt hatte, und sagte zu mir, mit einigen schimpflichen Worten: er verwundere sich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne Seinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich, und sagte: nun hört mich, Franziskus del Riccio, ich will euch sagen wer Meinesgleichen sind; aber vorher sollt ihr wissen: Euresgleichen sind Schulmeister, die Kindern das Lesen lehren. Als ich diese Worte gesprochen hatte, erhub der Mann mit zornigem Gesichte die Stimme, und wiederholte seine Worte, auch ich machte ein Gesicht wie unter den Waffen, und weil er so groß that, so zeigte ich mich auch übermüthig und sagte: Meinesgleichen seyen würdig, mit Päpsten, Kaisern und großen Königen zu sprechen, Meinesgleichen ginge vielleicht nur Einer durch die Welt, und von seiner Art durch jede Thür ein Dutzend aus und ein. Als er diese Worte vernahm, sprang er auf ein Fenstermäuerchen das im Saal war, dann sagte er mir, ich solle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte sie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner sagte ich: es kümmere mich gar nicht dem Herzog zu dienen, ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frey stehe. So blieb die Bestie erstaunt und erdfarb, und ich entfernte mich, voller Ver-

ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war; daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

---

## Zweytes Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister.

---

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit, wir waren eben im August 1545, auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehen Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten, und ich mehr als Jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber dießmal nicht die geringste Absicht bey ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der Alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebkosungen erzeigte, und sowol als die Herzogin, nach den Werken fragte die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern Alles und Jedes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu mir: ich habe

das alles auch gehört und du redest die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn hast du für diese schönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich thun wolltest, so würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich so sehr lobst. Darauf erzählte ich den großen Dank den ich Seiner Majestät schuldig sey, daß Sie mich aus einem so ungerechten Kerker gezogen, und mir sodann Gelegenheit gegeben hatte so wundersame Arbeiten zu verfertigen als jemals ein Künstler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich so sprach, machte der Herzog allerley Geberden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, sagte er: wenn du ein Werk für mich machen willst, so werde ich dich dergestalt behandeln, daß du vielleicht darüber erstaunen wirst; wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im Geringsten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unsrer wundersamen Schule zu zeigen daß ich indessen mich in andern Künsten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf seinen schönen Platz machen wolle. Darauf versetzte er, daß er von mir, als erste Arbeit, einen Perseus begehre, ein solches Bildniß habe er sich schon lange gewünscht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen,

ten beyde zugleich, ich schriebe ihnen, daß ich mich aufs Beste befände, und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge in Ihro Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegene Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: da er sich von uns, ohne irgend eine Ursache, entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen, er bleibe wo er ist. So hatten die Erzschelmen die Sache zu dem Punkte gebracht den sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wär, hätten sie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich aber hinweg, so lebten sie frey und auf meine Kosten, und so wendeten sie Alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschosse des Hauses, und machte das Modell von Gyps, und zwar von derselbigen Größe, wie die Statue werden sollte, in der Absicht, sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein Bischen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel, so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowol, als auch die Meduse, vom Geripp an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon,

recht gut darauf, und wisse genau was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten seine Zweifel über diese Streitfrage auflösen, und gewiß wollte ich ihm mehr leisten, als ich versprách, er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieselbe wár ich nicht im Stande das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbánd. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm schriftlich anzeigen was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfnisse bemerken, er wolle alsdann deßhalb umständlichen Befehl ertheilen. Gewiß! wár ich damals so verschmitzt gewesen, Alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, so hätte ich mir nicht selbst so großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben musste, denn in diesem Augenblick schien der Herzog den besten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu besitzen, theils alles Nöthige deßhalb zu befehlen. Freylich wusste ich nicht daß dieser Herr auch sonst noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das Freymüthigste gegen ihn.

Als ich nun mein Bittschreiben eingereicht, und der Herzog darauf, vollkommen günstig, geantwortet hatte, sagte ich zu demselben: Gnädigster Herr! das wahre Bittschreiben und unser wahrer Contract besteht weder in diesen Worten, noch in diesen Papieren, sondern Alles kömmt darauf an, ob mir meine Arbeit so gelingt, wie ich versprochen habe? Geschieht das, so

und da mein Garten sehr verwildert war, suchte ich zwey Tagelöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein alter Mann von siebenzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich sie drey Tage gehabt hatte, sagte mir der Jüngling, der Alte wolle nicht arbeiten, und ich thät besser ihn wegzuschicken; denn er sey nicht allein faul, sondern verhinderte auch ihn, den Jungen, etwas zu thun; dabey versicherte er mir, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich sah daß dieser Mensch, der Bernardino Mannellini von Lugello hieß, so ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bey mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden sogleich darüber einig; dieser Jüngling besorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten, und gab sich alle Mühe, mir auch in der Werkstatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunst mit so vieler Geschicklichkeit lernte, daß ich nie eine bessere Beyhülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit diesem Alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinello gelogen habe, und daß ich recht gut, ohne seine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derselben Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortsetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Goldschmieden, die Johann Paul und Domeniko Poggini hießen. Diese ließ ich ein

goldnes Gefäßchen, ganz mit erhabenen Figuren und andern schönen Zierrathen gearbeitet, verfertigen; Seine Excellenz hatte dasselbe der Herzogin zum Wasserbecher bestellt. Zugleich verlangte er von mir daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen solle; und auch dieses Werk war aufs Reichste mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen vollendet. Der Herzog kam sehr oft in die Garderobe, und fand ein großes Vergnügen, bey der Arbeit zuzusehen, und mit mir zu sprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indessen der Herzog auf und ab ging, portraitirte ich ihn weit über Lebensgröße. Diese Arbeit gefiel Seiner Excellenz so wohl, und er warf so große Neigung auf mich, daß er sagte: es werde ihm das größte Vergnügen seyn, wenn ich im Palast arbeiten wollte, und mir darin Zimmer aussuchte, wo ich meine Oefen aufbauen, und was ich sonst bedürfte, aufs Beste einrichten könnte; denn er habe an solchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf sagte ich Seiner Excellenz, es sey nicht möglich, denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unschätzbare Liebkosungen, und hätte gewünscht, daß ich nur allein für sie gearbeitet und weder an den Perseus noch an etwas anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieser eitlen Gunst nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böses und widerwärtiges Schicksal ein solches Glück nicht

lange dulden, sondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie sehr übel ich gethan hatte, um zu einem so großen Gute zu gelangen.

Denn was meine französischen Angelegenheiten betraf, so konnte der König den großen Verdruß nicht verschlucken, den er über meine Abreise gehabt hatte, und doch hätte er gewünscht, daß ich wieder käm, freylich auf eine Art die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber so viel Ursachen zu haben, um mich nicht erst zu demüthigen, denn ich wusste wohl, wenn ich diesen ersten Schritt gethan hätte, und vor den Leuten als ein gehorsamer Diener erschienen wäre, so hätten sie gesagt: ich sey der Sünder! und verschiedene Vorwürfe die man mir fälschlich gemacht hatte, seyen gegründet. Deßwegen nahm ich mich zusammen und schrieb, als ein Mann von Verstande, in strengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beyden verrätherischen Zöglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumschränkte Herrn von Florenz seyen.

Mit einem solchen Briefe gingen sie zum König, und drangen in Seine Majestät, ihnen mein Kastell zu überlassen, auf die Weise wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war,

wollte niemals die verwegenen Forderungen dieser beyden Spitzbübchen verwilligen; denn er sah wohl ein, worauf ihre boshaften Absichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben, und mich zur Rückkehr zu veranlassen, ließ er mir, auf eine etwas zornige Weise, durch einen seiner Schatzmeister schreiben. Dieser hieß Herr Julian Buonacorso, ein Florentinischer Bürger. Dieser Brief enthielt: daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtschaffnen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, so sey ich nun, da ich für meine Abreise keine Ursache anführen könne, ohne weiteres verbunden, Rechenschaft von Allem zu geben was ich von Seiner Majestät in Händen gehabt, und was ich für sie gearbeitet habe.

Als ich diesen Brief erhielt, war ich äußerst vergnügt, denn ich hätte selbst nicht mehr, noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran, und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle die mir dabey begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwey Notarien und eines Schatzmeisters gegangen, und Alles von denen Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, sie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Tasche gefallen war, und daß ich für meine geendigten

Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Versprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu: daß ich mich nicht rühmen könne, etwas Anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sey man mir noch über siebenhundert Goldgülden schuldig, die ich deßwegen habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshafte neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben, aber die Wahrheit muß doch siegen, und es ist mir um die Gunst des allerchristlichsten Königs, und nicht um Geld zu thun. Denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben, als ich antrug, und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, dergleichen ich immer war, und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen, und mit meinem eignen Leben Rechenschaft ablegen; da ich aber sehe, daß man so wenig aus mir mache, so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten, denn ich wisse, daß ich immer Brod finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten wissen. Uebrigens waren in diesen Briefen noch manche Nebenumstände

bemerkt, die vor einen so großen König gehören, und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufriedenheit durchlas, dann schickte ich ihn sogleich nach Frankreich, unter der Addresse des Kardinals von Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler Seiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünf und dreyßig Karat wog, auch hatte Antonio Vittorio Landi einiges Interesse, diesen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erst eine Rosette gewesen, weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte wie man an einem solchen Juwel verlangen konnte, so hatten die Herrn die Spitze wegschleifen lassen, und nun nahm er sich, als Brilliant, auch nicht sonderlich aus; unser Herzog, der die Juwelen äußerst liebte, gab dem Schelm Bernardo gewisse Hoffnung, daß er diesen Diamant kaufen wolle, und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte den Herzog zu hintergehen, so sprach er mit seinem Gesellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein großer Freund gewesen, und weil er sah, daß ich bey unserm Herzog immer aus und einging, so rief er mich eines Tages bey Seite, es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes, und sagte zu mir: Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird euch einen gewissen Diamant zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr

werdet einen herrlichen Diamant sehen, helft zu dem Verkaufe, ich kann ihn vor siebenzehntausend Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon was thun lassen, daß er ihn behalten kann. Antonio zeigte große Sicherheit, dieses Juwel los zu werden, und ich versprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, so wollte ich Alles sagen was ich verstünd, ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer, und ohngefähr acht Tage, nachdem Antonio Landi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tische den gedachten Diamant, den ich, an den Zeichen die mir Antonio gegeben hatte, sowol der Gestalt als dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie schon gesagt, von etwas trüblichem Wasser war, und man die Spitzen deßhalb abgeschliffen hatte, so wollte mir die Art und Weise desselben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von diesem Handel abgerathen haben. Daher, als mir Seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich was er wolle, daß ich sagen solle? Denn es sey ein Unterschied bey den Juwelieren, einen Stein zu schätzen, wenn ihn ein Herr schon gekauft habe; oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf sagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich sollte

nur meine Meinung sagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine bescheidene Weise, das Wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelstein verstand. Er sagte mir, ich solle die Schönheit der langen Façetten sehen, die der Stein habe; darauf sagte ich, es sey das eben keine große Schönheit, sondern vielmehr nur eine abgeschliffene Spitze; darauf gab mein Herr, welcher wohl einsah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdrusses von sich, und sagte, ich solle den Werth des Edelsteins betrachten, und sagen was ich ihn schätze. Da nun Antonio Landi den Stein für siebenzehntausend Scudi angeboten hatte, glaubte ich der Herzog habe höchstens fünfzehntausend dafür bezahlt, und weil ich sah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit sagte, so wollte ich ihn in seiner falschen Meinung erhalten, und sagte, indem ich ihm den Diamant zurückgab, achtzehntausend Scudi habt ihr bezahlt; da that der Herzog einen großen Ausruf, und machte mit dem Munde ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens, und sagte: nun sehe ich, daß du dich nicht darauf verstehst. Ich versetzte: Gnädiger Herr! ihr seht nicht recht. Wenn ihr euch bemüht den Ruf eures Edelsteins zu erhalten, so werde ich bemüht seyn mich drauf zu verstehn. Sagt mir wenigstens, wie viel ihr bezahlt habt, damit ich auf Weise Ew. Excellenz mich drauf verstehn lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrüßlichen Miene weg,

und sagte: fünf und zwanzigtausend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geschah in der Gegenwart von den beyden Poggini, den Goldschmieden. Bachiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf diesen Lärm herbeygelaufen, zu diesem sagte ich, ich würde dem Herzog nicht gerathen haben den Stein zu kaufen, hätte er aber ja Lust dazu gehabt, so hat mir ihn Antonio Landi vor acht Tagen, für siebenzehntausend Scudi angeboten, und ich glaube für fünfzehntausend, ja noch für weniger, hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will seinen Edelstein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen so abscheulichen Betrug gespielt hat, er wird es niemals glauben wie die Sache sich eigentlich verhält. So sprachen wir unter einander und lachten über die Leichtglaubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte schon die Figur der Meduse, wie gesagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eisen war die Gestalt, gleichsam anatomisch übergezogen, ohngefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte sie aufs Beste, dann brachte ich das Wachs drüber, um sie zu vollenden, wie sie dereinst in Erz werden sollte; der Herzog, der oft gekommen war mich zu sehen, war so besorgt der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünschte, ich möchte einen Meister zu Hülfe nehmen, der diese Arbeit verrichtete. Diese Gunst des Herrn

ward mir sehr beneidet, und weil er oft mit Zufrieden-heit von meiner Unterhaltung sprach, so dachte sein Haushofmeister nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte diesem schlechten Mann, der von Prato, und also ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewissen und elenden Pedanten, blos weil er ihn in seiner Jugend unterrichtet hatte als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufseher der Poliзeydiener und aller Gerichtsstellen der Stadt Florenz gemacht. Dieser, als er mit aller seiner Wachsamkeit mir nichts Uebles thun, und seine Klauen nirgends einschlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg zu seinem Zweck zu gelangen. Er suchte die Mutter meines Lehrburschen auf, der Cencio hieß, ein Weib der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantische Schelm mit der höllischen Spitzbübin einen Anschlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewisser Bologneser war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem schelmischen pedantischen Narrn, dem Haushofmeister erhalten hatte, kam sie eine Sonnabendsnacht, mit ihrem Sohn, zu mir, und sagte, sie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeschlossen.

Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen solle sie ihn gehen lassen wohin er wolle. Ich lachte sie aus und fragte, warum sie ihn eingeschlossen habe? Sie antwortete: weil er mit mir gesündigt habe, so sey ein Befehl ergangen, uns Beyde einzuziehen. Darauf sagte ich, halb erzürnt, wie hab ich gesündigt? fragt den Knaben selbst. Sie fragte darauf den Sohn, ob es nicht wahr sey? Der Knabe weinte, und sagte Nein! Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und sagte zum Sohne: du Schelm, ich weiß wohl nicht, wie das zugeht! Dann wendete sie sich zu mir, und sagte, ich solle ihn im Hause behalten, denn der Bargell suche ihn, und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte ich: ich habe bey mir eine verwittwete Schwester, mit sechs frommen Töchtern, und ich will Niemand bey mir haben. Darauf sagte sie: der Haushofmeister habe dem Bargell die Kommission gegeben, man solle suchen mich auf alle Weise gefangen zu nehmen. Da ich aber den Sohn nicht im Hause behalten wolle, so sollte ich ihr hundert Scudi geben und weiter keine Sorge haben, denn der Haushofmeister sey ihr größter Freund, und sie werde mit ihm machen was sie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indessen ganz wüthend geworden, und rief: weg von hier, nichtswürdige Hure! Thät ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld ei-

nes unglücklichen Kindes, so hätte ich dich schon mit diesem Dolche ermordet, nach dem ich zwey, dreymal gegriffen habe. Mit diesen Worten, und mit viel schlimmen Stößen, warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

---

## Viertes Capitel.

Der Autor, verdrüßlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begibt sich nach Venedig, wo ihn Titian, Sansovino und andere geschickte Künstler, sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum Besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber, aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

---

Da ich aber nachher bey mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sey, dieser Teufeley ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge, für ohngefähr zweytausend Scudi, aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardin von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Excellenz dem Herzog, so wie ich ohne Urlaub weggegangen sey, so wollte ich auch ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete,

auf

auf wie verschiedene Weise mein grausames Schicksal mich verfolgte, tröstete ich mich, da ich mich so munter und frisch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weise zu scharmuzziren. Indessen ich so an meine Umstände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieser schönen und reichen Stadt. Ich besuchte den wundersamen Titian, den Maler, und Meister Jacob del Sansovino einen trefflichen Bildhauer und Baumeister; einen unserer Florentiner, den die venezianischen Obern sehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Rom und Florenz, in unserer Jugend genau gekannt. Diese beyden trefflichen Männer erzeigten mir viel Liebkosungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich sogleich bey der Hand nahm, und mir aufs Freundlichste zusprach, denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander verfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienste des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonakorsi und weil er, ohne seine größte Gefahr, sich nicht überall durfte sehen lassen, brachte er die meiste Zeit in meinem Schlößchen zu, und sah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieser alten Bekanntschaft nahm er mich bey der Hand und führte mich in sein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peters. Sie freuten sich, und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle? Denn sie dachten es sey meine Absicht nach Frank-

reich zurück zu kehren. Da erzählte ich ihnen die Ursache, warum ich aus Florenz gegangen sey, und daß ich in zwey, drey Tagen wieder zurück gehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf diese Worte wendeten sich Beyde mit so viel Ernst und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerst fürchtete, und sagten: du thätest besser nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt bist; was du da gewonnen hast, wirst du Alles in Florenz verlieren, und daselbst nur Verdruß haben.

Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verreiste den andern Tag, so geheim als ich konnte und nahm den Weg nach Florenz.

Indessen legten sich die Teufeleyen meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Ursache geschrieben die mich von Florenz entfernt hatte. So ernst und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien besuchen. Nach einer kurzen ernsthaften Stille, redete er mich freundlich an, und fragte, wo ich gewesen sey? Ich antwortete, mein Herz sey nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt gewesen, ob mich gleich die Umstände genöthigt hätten, den Körper ein wenig spazieren zu lassen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und so discurirten wir ein wenig. Endlich sagte er zu mir, ich solle fleißig seyn und ihm seinen Perseus endigen.

So ging ich nach Hause, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schwester nämlich, mit

ihren sechs Töchtern; nahm meine Werke wieder vor, und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das Erste was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldschmiede bossirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieses Werk gefiel, ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu versuchen welche zu den Formen geschickt seyen, denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bey seinen Arbeiten in Erz sich auch der Florentinischen Erden bedient hatte, dabey sehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, so wollte ich ehe ich den Guß meines Perseus unternahm, keinen Fleiß sparen, um die beste Erde zu finden welche der wundersame Donatell nicht musste gekannt haben, weil ich eine große Mühseligkeit an seinen Werken bemerkte. So setzte ich nun zuletzt auf künstliche Weise die Erde zusammen, die mir aufs Beste diente und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkstatt des Meister Zanobi, von Pagno, des Glockengießers, und da ich sah, daß der Kopf sehr rein ausgefallen war, erbaute ich sogleich einen kleinen Ofen in der Werkstatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung, in dem Hause das er mir geschenkt hatte errichtet worden war, und sobald mein Ofen, mit aller möglichen Sorgfalt, sich in Ordnung befand, machte ich Anstalt die Statue der Meduse zu gießen, die Figur

nämlich des verdrehten Weibchens, das sich unter den Füßen des Perseus befindet. Da dieses nun ein sehr schweres Unternehmen war, so unterließ ich nichts von allem dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möge. Und so gerieth mir der erste Guß aus meinem Ofen auf das Allerbeste, er war so rein, daß meine Freunde glaubten ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verstanden es aber so wenig, als gewisse Deutsche und Franzosen, die sich der schönsten Geheimnisse rühmen, und behaupten dergestalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe es auszuputzen. Das ist aber ein närrisches Vorgeben, denn jedes Erz, wenn es gegossen ist, muß mit Hammer und Grabstichel nachgearbeitet werden, wie es die wundersamen Alten gethan haben, und auch die Neuen. Ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verstanden. Dieser Guß gefiel Seiner Excellenz gar sehr, als sie in mein Haus kamen ihn zu sehen, wobey sie mir großen Muth einsprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der rasende Neid des Bandinello zu viel, der immer Seiner Excellenz in den Ohren lag, und ihr zu verstehen gab, daß wenn ich auch dergleichen Statuen gösse, so sey ich doch nie im Stande sie zusammenzusetzen, denn ich sey neu in der Kunst, und Seine Excellenz solle sich sehr in Acht nehmen, ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Diese Worte vermochten so viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, so daß ich genöthigt war, mich gegen Seine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn, in der Straße der Serviten, und redete ihn folgendergestalt an: Gnädiger Herr! ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr, und besorge daher Ew. Excellenz mißtraue mir; deßwegen sage ich von Neuem, ich halte mich für fähig das Werk dreymal besser zu machen, als das Modell war, so wie ich gesprochen habe. Als ich bemerkte, daß diese Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, so ärgerte ich mich dergestalt, und fühlte eine unerträgliche Leidenschaft, so daß ich den Herzog aufs Neue anging und sagte: Gnädiger Herr! diese Stadt war auf alle Weise die Schule der Talente, wenn aber einer einmal bekannt ist, und etwas gelernt hat, so thut er wohl, um den Ruhm seiner Stadt und seines Fürsten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Excellenz ist bekannt, was Donatello und Leonardo da Vinci waren, und was jetzt der wundersame Michel Agnolo Buonarotti ist, diese vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Excellenz. Und so hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun, und bitte deßwegen mich gehen zu lassen; aber ich bitte euch sehr den Bandinello fest zu halten, und ihm immer mehr zu geben als er verlangt, denn wenn er auswärts geht, so wird seine Anmaßung und

Unwissenheit dieser edlen Schule auf alle Weise Schande machen. Und so gebt mir Urlaub, denn ich verlange nichts anders für meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Ew. Excellenz.

Da der Herzog mich also entschieden sah, kehrte er sich halb zornig um, und sagte: Benvenuto, wenn du Lust hast das Werk zu vollenden, soll dirs nicht abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande sey das versprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf diese Weise von Seiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beyhülfe, so daß ich genöthigt war, in meinem eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen sollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Excellenz, wo Dominikus und Johann Paul Poggini fortfuhren an dem goldnen Gefäß für die Herzogin, und einem goldenen Gürtel zu arbeiten, auch hatte Seine Excellenz das Modell eines Gehänges machen lassen, worin obgedachter großer Diamant gefasst werden sollte. Und ob ich gleich vermied so etwas zu unternehmen, so hielt mich doch der Herzog mit so vieler Anmuth alle Abend bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit, und verlangte von mir, auf die gefälligste Weise, daß ich sie bey Tage fortsetzen solle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verstehen; ob ich gleich voraus sah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde.

Denn eines Abends unter andern, da ich etwas später als gewöhnlich hereintrat, sagte er zu mir: du bist unwillkommen! (Malvenuto) Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr, das ist mein Name nicht, denn ich heiße Benvenuto, aber ich denke, Ew. Excellenz scherzt nur: und ich will also weiter nichts sagen. Darauf sagte der Herzog, er scherze nicht, es sey sein völliger Ernst, ich sollte mich nur in meinen Handlungen in Acht nehmen, denn er höre daß ich, im Vertrauen auf seine Gunst, dieses und jenes thue, was sich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir Jemand anzeigen dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und sagte: gib erst wieder was du von Bernardone borgtest. Da hast du eins! Darauf versetzte ich: gnädiger Herr, ich danke euch, und bitte daß ihr mich nur vier Worte anhören wollt; es ist wahr, daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwey Ambose, und drey kleine Hämmer, und es sind schon fünfzehn Jahre, daß ich seinem Georg von Cortona sagte: er möge nach diesem Geräthe schicken. Da kam gedachter Georg selbst, sie abzuholen, und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich, von meiner Geburt an, von irgend einer Person auf diese Weise etwas besitze, in Rom oder in Florenz, es sey von denen die es ihnen selbst hinterbringen, oder von Andern, so strafen Sie mich nach dem Kohlenmaße.

Als der Herzog mich in dieser heftigen Leidenschaft sah, wendete er sich auf eine gelinde und liebevolle Weise

zu mir und sagte: wer nichts verschuldet hat, dem ist es nicht gesagt. Verhält es sich wie du versicherst, so werde ich dich immer gerne sehen, wie vorher. Darauf versetzte ich: die Schelmstreiche des Bernardone zwingen mich, Ew. Excellenz zu fragen, und zu bitten, daß Sie mir sagen, wie viel Sie auf den großen Diamant mit der abgeschliffenen Spitze, verwendet haben, denn ich hoffe die Ursache zu zeigen, warum dieser böse Mensch mich in Ungnade zu bringen sucht. Darauf antwortete der Herzog, der Diamant kostet mich fünf und zwanzigtausend Scudi, warum fragst du darnach? Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: weil mir Antonio Landi gesagt, wenn ich suchen wollte diesen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, so wolle er ihn vor sechzehntausend Scudi geben. Das war nun sein erstes Gebot, und Ew. Excellenz weiß nun was sie gezählt hat. Und daß mein Angeben wahr sey, fragen sie den Dominiko Poggini, und seinen Bruder, die hier gegenwärtig sind, ob ich es damals nicht gleich gesagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Excellenz sagten, daß ich es nicht verstehe, und ich wohl sah, daß Sie Ihren Stein bey Ruhm erhalten wollten. Allein wisset, gnädiger Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, so gut als einer auf die Welt gekommen ist, und ich werde euch niemals acht bis zehntausend Scudi stehlen, vielmehr werde ich sie

mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befinde mich hier, Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen Anderer zu hinterbringen, und daß ich dieses jetzt sage, geschieht zu meiner Vertheidigung, ich habe weiter nichts dabey, und ich sage es in Gegenwart so vieler wackren Leute die hier sind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er sagt.

Sogleich stund der Herzog entrüstet auf, und schickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genöthigt wurde, bis Venedig zu reisen. Antonio behauptete, er habe nicht von diesem Diamant gesprochen. Als sie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und sagte: Gnädiger Herr! was ich gesagt habe, ist wahr, und was Bernardone wegen der Geräthschaften sagt, ist nicht wahr, wenn er es beweist, will ich ins Gefängniß gehen. Darauf wendete sich der Herzog zu mir und sagte: Benvenuto! bleibe ein rechtschaffner Mann, und sey übrigens ruhig. So verrauchte die Sache und es ward niemals mehr davon gesprochen. Ich hielt mich indessen zu der Fassung des Edelsteins; und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, sagte sie mir selbst, sie schätze meine Arbeit so hoch als den Diamant den ihr der Bernabaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwele selbst an die Brust stecken sollte, und gab mir dazu eine große Stecknadel, darauf befestigte ich den Edelstein, und ging unter vielen Gnadenbezeu-

gungen die sie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß sie ihn wieder habe umfassen lassen, durch einen Deutschen, oder einen andern Fremden. Denn Bernardone behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefasst wäre.

Die beyden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten, nach meinen Zeichnungen, gewisse goldne Gefäße mit halberhabenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich, bey Gelegenheit, zu dem Herzog: wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen, mit Ihrem Bildnisse, machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen Papsts Clemens des Siebenten gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden, als die Münzen die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich Sr. Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen, wie dem wundersamen König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Colossen, oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf sagte der Herzog: thue nur und

ich werde sehen; er gab mir weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beyhülfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zustellen, und sagte: das ist Silber aus meinem Bergwerk, mache mir ein schönes Gefäß. Weil ich aber meinen Perseus nicht zurücklassen wollte, und doch großes Verlangen hatte ihm zu dienen, gab ich das Metall, mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen, einem Schelm, der Peter Martini der Goldschmied hieß, der die Arbeit ungeschickt anfing und sie nicht einmal förderte, so daß ich mehr Zeit verlor, als wenn ich sie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich sah, daß er, weder selbst, noch durch Andere, die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich sie zurück, und ich hatte große Mühe einen übelangefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von diesem Handel vernahm, schickte nach den Gefäßen und Modellen und sagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch, nach meinen Zeichnungen, verschiedene Personen in Venedig und an andern Orten, arbeiten lassen, und ward immer schlecht bedient.

Die Herzogin sagte mir oft, ich sollte Goldschmiedearbeiten für sie verfertigen. Darauf versetzte ich öfters: die Welt und ganz Italien wisse wohl daß ich ein guter Goldschmied sey, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand gesehen, und einige rasende

Bildhauer verspotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling sey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perseus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz, geendigt aufzustellen. So ging ich nach Hause, arbeitete Tag und Nacht, und ließ mich nicht im Palast sehen; doch um mich bey der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine silberne Gefäße machen, groß wie ein Zweypfennigtöpfchen mit schönen Masken, auf die reichste antike Weise. Als ich die Gefäße brachte, empfing sie mich auf das Freundlichste, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat sie, sie möchte dem Herzog sagen, daß ich zu einem so großen Werke zu wenig Beyhülfe hätte, und daß er der bösen Zunge des Bandinells nicht glauben solle, die mich verhindere meinen Perseus zu vollenden. Zu diesen meinen kläglichen Worten zuckte sie die Achsel und sagte: fürwahr der Herzog sollte nur zuletzt einsehen, daß sein Bandinello nichts taugt.

---

## Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch, da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganimed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narziß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.

---

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palast und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider musste ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir durch Lattantio Gorini, etwa achtzehn Monate lang, gewisse Arbeiter gut gethan, nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich [illegible] Lattantio, warum er mich nicht [illegible] mir mit seinem Mückenstimm[illegible] nenfinger bewegte: warum en[illegible] man glaubt, daß du nie damit [illegible]

den ger ich

Bildhauer verspotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling sey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perseus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz, geendigt aufzustellen. So ging ich nach Hause, arbeitete Tag und Nacht, und ließ mich nicht im Palast sehen; doch um mich bey der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine silberne Gefäße machen, groß wie ein Zweypfennigtöpfchen mit schönen Masken, auf die reichste antike Weise. Als ich die Gefäße brachte, empfing sie mich auf das Freundlichste, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat sie, sie möchte dem Herzog sagen, daß ich zu einem so großen Werke zu wenig Beyhülfe hätte, und daß er der bösen Zunge des Bandinells nicht glauben solle, die mich verhindere meinen Perseus zu vollenden. Zu diesen meinen kläglichen Worten zuckte sie die Achsel und sagte: fürwahr der Herzog sollte nur zuletzt einsehen, daß sein Bandinello nichts taugt.

---

## Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch, da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganimed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narziß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palast und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider musste ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir durch Lattantio Gorini, etwa achtzehn Monate lang, gewisse Arbeiter gut gethan, nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lattantio, warum er mich nicht bezahle? Er antwortete mir mit seinem Mückenstimmchen, indem er seine Spinnenfinger bewegte: warum endigest du nicht das Werk? man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirst! Ich

sagte darauf erzürnt: hol euch der Henker und Alle die glauben, daß ich es nicht vollenden könnte! So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hause zu meinem unglücklichen Perseus, und nicht ohne Thränen, denn ich erinnerte mich des glücklichen Zustandes den ich in Paris im Dienste des verwundernswürdigen Königs verlassen hatte, der mich in Allem unterstützte, und hier fehlte mir Alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern stieg ich auf ein schönes Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fiesole, meinen natürlichen Sohn zu besuchen, den ich bey einer Gevatterin, der Frau eines meiner Gesellen, in der Kost hatte. Ich fand das Kind wohl auf, und küsste es in meinem Verdrusse. Da ich wegwollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich fest mit den Händen, unter einem wüthenden Weinen und Geschrey, das, in dem Alter von ohngefähr zwey Jahren, eine äußerst verwundersame Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut über St. Domeniko, zu gehen pflegte, wenn ich ihn fänd, verzweiflungsvoll auf den Boden zu strecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in seinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von Sanct Domeniko gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein und ich, sogleich ent-

schlossen das blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier, wie einen Esel sitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bey sich. Sobald er mich sah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederträchtigen Zustand erblickte, sagte ich: fürchte nichts, feige Memme, du bist meiner Stiche nicht werth. Er sah mich mit niedergeschlagenen Augen an und sagte nichts. Da fasste ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch seine Kraft verhindert hatte eine solche Unordnung anzurichten; und fühlte mich befreyt von der teuflischen Raserey. Ich fasste Muth und sagte zu mir selber: wenn mir Gott so viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, so hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden und meine Rache wird größer und herrlicher seyn, als wenn ich sie an einem einzigen ausgelassen hätte, und mit diesem guten Entschluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hause.

Nach Verlauf von drey Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erstickt hatte; worüber ich solche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Demohngeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und sagte: Gott und Herr, du gabst mir ihn und hast mir ihn nun genommen, für Alles danke ich dir von Herzen. Und ob-

schon der große Schmerz mich fast ganz aus der Fassung gebracht hatte, so machte ich doch aus der Noth eine Tugend und schickte mich so gut als möglich in diesen Unfall.

Um diese Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinell verlassen, er hieß Franziskus, Sohn Mattheus des Schmiedes, dieser Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben? Ich war es zufrieden und stellte ihn an, die Figur der Meduse auszuputzen, die schon gegossen war. Nach vierzehn Tagen sagte mir dieser junge Mensch, er habe mit seinem vorigen Meister gesprochen, der mich fragen liesse: ob ich eine Figur von Marmor machen möchte? er wolle mir ein schönes Stück Stein dazu geben; darauf versetzte ich: sag' ihm, daß ich es annehme und es könnte ein böser Stein für ihn werden, denn er reizt mich immer und erinnert sich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Platze St. Domeniko entronnen ist. Nun sag ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weise verlange. Ich rede niemals von dieser Bestie und er kann mich nicht ungehudelt lassen. Fürwahr ich glaube, er hat dich abgeschickt bey mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuspähen; nun gehe und sag ihm, ich werde den Marmor, auch wider seinen Willen, abfordern, und du magst wieder bey ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaste sehen lassen. Einst kam mir die Grille wieder und ich ging

hin.

hin. Der Herzog hatte beynah abgespeist und wie ich hörte, so hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir gesprochen, besonders hatte er mich sehr über das Fassen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ sie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, ersuchte sie mich, ihr eine kleine Rosette in einen Ring zu passen und setzte hinzu, daß sie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maß und den Diamant, der ohngefähr hundert Scudi werth war, und bat mich, ich solle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu sprechen und sagte: gewiß war Benvenuto in dieser Kunst ohne gleichen, jetzt, da er sie aber bey Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen, deßwegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieser Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung ist, zu große Arbeit verursachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir diesen kleinen Dienst für seine Gemalin erlauben solle. Alsbald legte ich Hand an, und in wenig Tagen war der Ring fertig; er passte an den kleinen Finger und bestand aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebst Bändchen von Schmelz, so daß der Edelstein und die Fassung sich sehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten sagte: ich habe ihr eine sehr

schöne Arbeit gemacht und sie werde an mich denken. Sie schickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geschenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar so liebevoll, daß ich mich immer anstrengte ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Gesichte kam, und Gott weiß, daß ich es brauchte; denn ich wünschte nichts eifriger, als meinen Perseus zu endigen.

Es hatten sich gewisse Gesellen gefunden die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen musste, und ich fing von Neuem an mich mehr im Palast sehen zu lassen als vorher. Eines Sonntags, unter andern, ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, sah ich die Garderobenthür offen, und als ich mich sehen ließ, rief der Herzog und sagte mir, auf eine sehr freundliche Weise, du bist willkommen! siehe, dieses Kästchen hat mir Herr Stephan von Palästrina zum Geschenke geschickt, eröffne es und laß uns sehen, was es enthält. Als ich das Kästchen sogleich eröffnet hatte, sagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das ist eine Figur von griechischem Marmor, die Gestalt eines Kindes, wundersam gearbeitet, ich erinnere mich nicht unter den Alterthümern ein so schönes Werk und von so vollkommener Manier gesehen zu haben, deßwegen biete ich mich an, zu dieser verstümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen

Ganimed nennen kann. Zwar schickt sich nicht für mich Statuen auszuflicken, denn das ist das Handwerk gewisser Pfuscher die ihre Sache schlecht genug machen, indessen fordert mich die Vortrefflichkeit dieses Meisters zu solcher Arbeit auf. Der Herzog war sehr vergnügt, daß die Statue so schön sey, fragte mich viel darüber und sagte: mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Fürtrefflichkeit dieses Meisters bestehe? worüber du dich so sehr verwunderst. Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, so gut ich nur konnte und wusste, alle Schönheiten und suchte ihm das Talent, die Kenntniß und die seltne Manier des Meisters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich sehr viel gesprochen, und es um so lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indessen ich nun den Herzog auf diese angenehme Weise unterhielt, begab sichs, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Bandinello herein. Der Herzog erblickte ihn, schien ein wenig unruhig und sagte mit ernsthaftem Gesichte: was wollt ihr, Bandinello? Ohne etwas zu antworten, warf dieser sogleich die Augen auf das Kästchen worin die aufgedeckte Statue lag, und sagte, mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfschütteln, indem er sich gegen den Herzog wendete: Herr, das ist auch eins von denen Dingen, über die ich Ew. Excellenz so oft gesprochen habe. Wisst nur, daß die Alten nichts von

der Anatomie verstunden, deßwegen auch ihre Werke voller Fehler sind. Ich war still und merkte nicht auf das, was er sagte, ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Bestie ihr ungefälliges Gewäsch geendiget hatte, sagte der Herzog zu mir: das ist ganz das Gegentheil von dem, was du, mit so viel schönen Gründen, mir erst aufs Beste bewiesen hast, vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf diese herzoglichen Worte, die mir mit so vieler Anmuth gesagt wurden, antwortete ich sogleich: Ew. Excellenz wird wissen, daß Baccio Bandinelli ganz aus bösen Eigenschaften zusammengesetzt ist, so wie er immer war, dergestallt, daß Alles, was er auch ansieht, selbst Dinge die im allerhöchsten Grad vollkommen gut sind, sich vor seinen widerlichen Augen, sogleich in das schlimmste Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher ist das, was ich Ew. Excellenz von dieser fürtrefflichen Statue gesagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinell von ihr behauptet, das ist nur ganz allein das Böse, woraus er zusammengesetzt ist.

Der Herzog stand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indessen als ich sprach, verzerrte Bandinell seine Geberde und machte die häßlichsten Gesichter seines Gesichts, das häßlicher war, als man sichs in der Welt denken kann. Sogleich bewegte sich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm

Bandinell; die Kämmerer nahmen mich bey der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam wo er sich niedersetzte. Bandinell und ich standen zu seiner Rechten und Linken. Ich hielt mich still, und die Umstehenden, verschiedene Diener Seiner Excellenz, sahen den Bandinell scharf an, und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte die ich in den Zimmern oben gesagt hatte. Nun fing Bandinell zu reden an und sagte: als ich meinen Herkules und Kakus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert schlechte Sonette darauf gemacht die das Schlimmste enthielten was man von einem solchen Pöbel erwarten kann. Gnädiger Herr! versetzte ich dagegen: als euer Michel Agnolo Buonarotti seine Sacristey eröffnete, wo man so viele schöne Figuren sieht, machte diese wundersame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und Jeder wetteiferte, wer etwas Besseres darüber sagen könnte. Und so wie jener das Gute verdiente, das man von ihm aussprach, so verdient dieser alles das Uebel was über ihn ergangen ist. Auf diese Worte wurde Bandinell so rasend, daß er hätte bersten mögen, kehrte sich zu mir und sagte: und was wüßtest du noch mehr? Ich antwortete: das will ich dir sagen, wenn du so viel Geduld hast mir zuzuhören. Er versetzte: rede nur!

Der Herzog, und die Andern die gegenwärtig wa-

ren, zeigten große Aufmerksamkeit, und ich fing an: wisse, daß es mir unangenehm ist, dir die Fehler deines Werkes herzuerzählen, aber ich werde nichts aus mir selbst sagen, vielmehr sollst du nur hören, was in dieser trefflichen Schule von dir gesprochen wird.

Nun sagte dieser ungeschickte Mensch bald verdrüßliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, so daß ich auch auf eine sehr unangenehme Weise anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er sich besser betragen hätte. Daher fuhr ich fort: diese treffliche Schule sagt, daß, wenn man dem Herkules die Haare abschöre, kein Hinterkopf bleiben würde um das Gehirn zu fassen, und was das Gesicht betrifft, so wisse man nicht, ob es einen Menschen oder Löw-Ochsen vorstellen solle? Er sehe gar nicht auf das was er thue, der Kopf hänge so schlecht mit dem Hals zusammen, mit so wenig Kunst und so übler Art, daß man es nicht schlimmer sehen könne. Seine abscheulichen Schultern glichen, sagt man, zwey hölzernen Bogen von einem Eselssattel, die Brust mit ihren Muskeln seyen nicht nach einem Menschen gebildet, sondern nach einem Melonensacke, den man gerade vor die Wand stellt; so sey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbisse modellirt. Wie die beyden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne Niemand einsehen, man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt

zeige. Auch sehe man nicht, daß er etwa auf beyden Füßen stehe, wie es manchmal solche Meister gebildet haben die etwas zu machen verstunden, man sehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein sey der größte und unerträglichste Fehler den nur ein Dutzendmeister aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen sagt man, sie seyen beyde ohne die mindeste Zierlichkeit herunter gestreckt, man sehe daran keine Kunst, eben als wenn ihr niemals lebendige, nackte Menschen erblickt hättet; an dem rechten Fuße des Herkules und des Kakus seyen die Waden in einander versenkt, daß, wenn sich die Füße von einander entfernten, nicht einer, sondern beyde ohne Waden bleiben würden. Ferner sagen sie: einer der Füße des Herkules stecke in der Erde, und es scheine, als wenn Feuer unter dem andern sey.

Nun hatten diese Worte den Mann so ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Kakus anzeigte. Denn ich sagte nicht allein die Wahrheit, sondern ich machte sie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anschaulich, so daß sie die größte Verwunderung zeigten und einsahen, daß ich vollkommen Recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Mensch an und sagte: O! du böse Zunge! und wo bleibt meine Zeichnung? Ich antwortete: wer gut zeichne, könne nichts Schlechtes hervorbringen, deßwegen glaub ich, deine Zeichnung ist

wie deine Werke. Da er nun das Herzogliche Gesicht und die Gesichter der Andern ansah, die ihn mit Blicken und Mienen zerrissen, ließ er sich zu sehr von seiner Frechheit hinreißen, kehrte sein häßlichstes Gesicht gegen mich und sagte mit Heftigkeit: o! schweige still, du Sodomit!

Der Herzog sah ihn auf diese Worte mit verdrüßlichen Augen an, die Andern schlossen den Mund und warfen finstere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wuth getrieben, fasste mich und ergriff ein geschicktes Mittel. O du Thor! sagte ich, du überschreitest das Maß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine so edle Kunst verstünde; denn wir lesen, daß Jupiter sie mit Ganimeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber als ein niedriges und geringes Menschlein wüsste mich nicht in einen so wundersamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte sich Niemand halten, der Herzog und die Uebrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bey dieser Gelegenheit munter und gleichgiltig bezeigte, so wisset nur, geneigte Leser, daß mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn seyn sollte, mir in Gegenwart eines so großen Fürsten, einen solchen Schimpf zu erzeigen. Aber wisst, er beleidigte den Herzog

und nicht mich. Denn hätte er diese Worte nicht in so großer Gegenwart ausgesprochen, so hätte er mir todt auf der Erde liegen sollen.

Da der schmutzige, dumme Schurke nun sah daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, sich wieder in eine neue Albernheit einzulassen, indem er sagte: dieser Benvenuto rühmt sich, als wenn ich ihm einen Marmor versprochen hätte. Darauf sagte ich schnell: wie? hast du mir nicht durch Franzen, den Sohn Matthäus des Schmieds, deinen Gesellen sagen lassen, daß, wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu schenken bereit seyst? Ich habe es angenommen und verlange es. Er versetzte darauf: rechne nur, daß du es nicht sehen wirst. Noch voll Raserey über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, so daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth versetzte: ich sage dir ausdrücklich, wenn du mir nicht den Marmor bis ins Haus schickst, so suche dir eine andere Welt, denn in dieser werde ich dich auf alle Weise erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines so großen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu Seiner Excellenz und sagte: Gnädiger Herr! Ein Narr macht Hundert! Ueber der Narrheit dieses Menschen, habe ich die Herrlichkeit von Ew.

Excellenz und mich selbst vergessen; deßwegen verzeiht mir! Darauf sagte der Herzog zum Bandinell: ist es wahr, daß du ihm den Marmor versprochen hast? Dieser antwortete, es sey wahr. Der Herzog sagte darauf zu mir: geh in seine Werkstatt und nimm dir ein Stück nach Belieben. Ich versetzte, er habe versprochen, mir eins ins Haus zu schicken. Es wurden noch schreckliche Worte gesprochen, und ich bestand darauf, nur auf diese Weise den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins Haus; ich fragte, wer mir ihn schicke? Sie sagten, es schicke ihn Bandinello und es sey das der Marmor, den er mir versprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkstatt tragen und fing an ihn zu behauen, und indessen ich arbeitete, machte ich auch das Modell, denn so groß war meine Begierde in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entschluß genug hatte, ein Modell, mit so viel Ueberlegung zu machen, als eine solche Kunst erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte daß der Marmor einen stumpfen und unreinen Klang von sich gab, gereute es mich oft daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte, nämlich den Apollo und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkstatt sieht. Indessen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und sagte mir öfters: laß das Erz ein wenig stehen und arbeite am Marmor, daß ich dir

zusehe. Darauf nahm ich sogleich die Eisen und arbeitete frisch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell, ich antwortete: dieser Marmor ist voller Stiche, demohngeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entschließen können ein Modell zu machen, und will mir nur so gut als möglich heraushelfen.

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganimed restauriren möchte, der Ursache des Streites mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Sünde sey es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beywesen zum Ganimed zu verfertigen. Ich sah mich nach anderm Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narziß. Nun hatte der Marmor leider zwey Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwey Finger breit waren, deßhalb machte ich die Stellung die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre die es darauf geregnet hatte, so daß die Oeffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeit dergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwächt und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arno überging und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen stieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Un-

tersatz stand, so warf ihn das Wasser um, darüber
unter der Brust zerbrach, und als ich ihn wieder he
stellte, machte ich, damit man den Riß nicht seh
sollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Brust ha
so arbeitete ich an seiner Vollendung gewisse Stund
vor Tag, oder auch an Festtagen, nur um keine Z
an meinem Perseus zu verlieren, und als ich un
andern eines Morgens gewisse kleine Eisen, um da
zu arbeiten, zurechte machte, sprang mir ein Split
vom feinsten Stahl ins rechte Auge, und drang
tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine W
herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß,
Licht dieses Auges zu verlieren. Nach verschiede
Tagen rief ich Meister Raphael Pilli, den Chirurg
der zwey lebendige Tauben nahm, und, indem
mich rückwärts auf den Tisch legte, diesen Thie
eine Ader durchstach die sie unter dem Flügel ha
so daß mir das Blut in die Augen lief, da ich
denn schnell wieder gestärkt fühlte. In Zeit von z
Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frey,
mein Gesicht war verbessert. Als nun das Fest
heiligen Lucia herbeykam, es war nur noch drey T
ge bis dahin, machte ich ein goldnes Auge aus ei
französischen Münze, und ließ es der Heiligen durch e
meiner sechs Nichten überreichen. Das Kind w
ohngefähr zehn Jahr alt, und durch sie dankte
Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun ei

Zeitlang keine Lust an gedachtem Narziß zu arbeiten; denn da ich den Perseus unter so vielen Hindernissen doch so weit gebracht hatte, so war ich entschlossen ihn zu endigen, und mit Gott, hinwegzugehen.

---

## Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfasser gibt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen, mit großer Anstrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduse so gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perseus in Wachs aus, und versprach mir, daß er eben so gut wie jene in Erz ausfallen solle. So ward er in Wachs wohl vollendet, und zeigte sich sehr schön. Der Herzog sah ihn, und die Arbeit gefiel ihm sehr wohl. Nun mochte ihm aber Jemand eingebildet haben, die Statue könne so von Erz nicht ausfallen, oder er mochte sich es selbst vorgestellt haben, genug er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und sagte mir einmal unter Anderm: Benvenuto! die Figur kann dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunst erlaubt es nicht. Ueber diese Worte war ich sehr verdrüßlich und sagte: ich weiß daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen, und das mag daher kommen, weil sie entweder denen zu viel glauben die

von mir Uebles reden, oder daß Sie die Sache nicht verstehen. Er ließ mich kaum ausreden, und versetzte: ich gebe mir Mühe mich darauf zu verstehen, und verstehe es recht gut. Darauf antwortete ich: ja als Herr, aber nicht als Künstler; denn wenn Ew. Excellenz es auf diese Weise verstünden, wie Sie glauben, so würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der schöne Kopf von Erz gerathen ist, das große Portrait von Ew. Excellenz, das nach Elba geschickt wurde, und da ich den Ganimed von Marmor mit so großer Schwierigkeit, restaurirt, und dabey mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen sollen; so auch, weil ich die Meduse gegossen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwärtig sehen. Dieß war ein sehr schwerer Guß, wobey ich gethan habe, was Niemand vor mir in dieser verteufelten Kunst leistete. Sehet, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn, außer manchen Abänderungen und kunstreichen Einrichtungen die man daran bemerkt, habe ich zwey Oeffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wär, wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist, und wie es keiner von den Geübten in dieser Kunst glauben wollte. Ja, gewiß, mein Herr, alle die großen und schweren Arbeiten die ich in Frankreich unter dem wundersamen König Franziskus gemacht habe, sind mir trefflich gerathen,

blos weil dieser gute König mir immer so großen Muth machte, mit dem vielen Vorschuß, und indem er mir so viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, so daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deßwegen habe ich, in so kurzer Zeit, so eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beyhülfe deren ich bedarf, so hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das euch gefallen soll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geist erniedrigt, und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, so ist es unmöglich daß weder ich, noch irgend ein Mensch in der Welt, etwas leisten könne das recht sey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern, und wendete sich bald da, bald dort hin, und ich Unglücklicher, Verzweifelter, betrübte mich äußerst, denn ich erinnerte mich des schönen Zustands, den ich in Frankreich verlassen hatte. Darauf versetzte der Herzog: nun sage, Benvenuto, wie es möglich, daß der schöne Kopf der Meduse da oben in der Hand des Perseus jemals kommen könne? Sogleich versetzte ich: nun sehet, gnädiger Herr, daß ihr es nicht versteht! denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunst hätte, wie sie behauptet, so würde sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten so weit entfernt steht.

Auf

Auf diese meine Worte wendete sich der Herzog, halb erzürnt, gegen einige Herrn, die mit ihm waren: Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerey, daß er von Allem das Gegentheil behauptet. Dann kehrte er sich schnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm Alle die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: ich will so viel Geduld haben die Ursache anzuhören, die du dir ausdenken kannst, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf: ich will Ew. Excellenz so eine wahre Ursache angeben, daß sie die Sache vollkommen einsehen soll. Denn wisset, gnädiger Herr! es ist nicht die Natur des Feuers abwärts, sondern aufwärts zu gehen, deßwegen verspreche ich, daß der Kopf der Meduse trefflich kommen soll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunst, sechs Ellen hinabgetrieben werden muß, so sage ich Ew. Excellenz, daß er sich unmöglich vollkommen ausgießen, aber leicht auszubessern seyn wird. Da versetzte der Herzog: warum dachtest du nicht dran es so einzurichten, daß er eben so gut als der Kopf sich ausgießen möge. Ich sagte: ich hätte alsdenn einen weit größern Ofen machen müssen, und eine Gußröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Ast der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwey Finger ist; aber es hat nichts zu bedeuten, denn Alles soll ausgebessert seyn; wenn aber meine Form halb voll seyn

wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieser Hälfte an, nach seiner Natur in die Höhe steigen, und der Kopf des Perseus und der Meduse werden aufs Beste gerathen, wie ich euch ganz sicher verspreche. Da ich nun meine gründlichen Ursachen gesagt hatte, nebst noch unendlichen vielen andern, die ich nicht aufschreibe, um nicht zu lang zu werden, schüttelte der Herzog den Kopf, und ging in Gottes Namen weg.

Nun sprach ich mir selbst Sicherheit und Muth ein, und verjagte alle Gedanken die sich mir stündlich aufdrangen, und die mich oft zu bittern Thränen bewegten, und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlassen hatte, und nach Florenz meinem süßen Vaterland gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almosen zu bringen. Nun sah ich freylich für eine solche Wohlthat den Anfang eines großen Uebels vor mir, demohngeachtet versprach ich mir, daß, wenn ich mein angefangenes Werk, den Perseus, vollendete, sich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zustand verwandeln würde, und griff muthig das Werk, mit allen Kräften des Körpers und des Beutels, an. Denn ob mir gleich weniges Geld übrig geblieben war, so schaffte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serristori zunächst Monte Lupo, erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit sie ihre Zeit

hätten vollkommen zu werden, und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an das Wachs heraus zu ziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß die ich gemacht hatte; denn je mehr man deren macht, desto besser füllt sich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte, alsdann legte ich ganz sachte Holz an, und machte zwey Tage und zwey Nächte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an die Grube zu graben, um meine Form herein zu bringen, und bediente mich aller schönen Vortheile die uns diese Kunst anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfseilen, eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frey über die Mitte der Grube zu schweben kam; als ich sie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt die man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und so wie ich damit nach und nach

herauf kam, vergaß ich nicht die Luftkanäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich sah daß die Form gut befestigt war, und meine Art sie mit Erde zu umgeben, sowol als die Röhren am schicklichsten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabey ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging; so wendete ich mich, überzeugt, daß ich trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunstmäßig eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammenflösse; so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben!

Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein, das, wegen seines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen so lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war bald von einer, bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war so groß, daß sie mir fast unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicher Weise, daß das Feuer die Werkstatt ergriff, und wir fürchten mussten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten, jagte mir der Himmel so viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen sich abkühlte.

So stritt ich mit diesen verkehrten Zufällen mehrere Stunden, und ermüdete mich dergestalt, daß meine starke Natur nicht widerstand. Es überfiel mich ein Fieber, so heftig, als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte wegzugehen, und mich ins Bette zu legen. Da wendete ich mich sehr verdrüßlich zu denen die mir beystanden, das ohngefähr zehen oder mehrere waren, sowol Meister im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die besondern Arbeiter meiner Werkstatt, unter denen sich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verschiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu diesem sagte ich, nachdem ich mich Allen empfohlen hatte: siehe, lieber Bernardin! beobachte die Ordnung die ich dir gezeigt habe, halte dich dazu, was du kannst, denn das Metall wird bald gar seyn, du kannst nicht irren; die andern braven Männer machen geschwind die Kanäle und mit diesen beyden Eisen könnt ihr die Löcher aufstechen, und ich bin gewiß, daß meine Form sich zum Besten anfüllen wird. Ich empfinde ein größeres Uebel, als jemals in meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich höchst mißvergnügt von ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, sie sollten Allen zu essen und zu trinken in die Werkstatt bringen, und setzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und sagten, dieses große Uebel würde vorbey gehen

das mich nur wegen zu gewaltsamer Anstrengung überfallen habe, und so litt ich zwey ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu sagen, ich fühle mich sterben.

Diejenige die meinem ganzen Hauswesen vorstand, und den Namen Frau Fiore, von Castell del Rio hatte, war die trefflichste Person von der Welt und zugleich äußerst liebevoll. Sie schalt mich, daß ich so außer mir sey, und suchte mich dabey wieder auf das Freundlichste und Gefälligste zu bedienen; da sie mich aber mit diesem unmäßigen Uebel befallen sah, konnte sie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm sie sich so viel als möglich in Acht, daß ich es nicht sehen sollte.

Da ich mich nun in diesen unendlichen Nöthen befand, sah ich einen gewissen Mann in mein Zimmer kommen, der von Person so krumm war, wie ein großes S. Dieser fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen die den armen Sündern die zum Gericht geführt werden, zusprechen, an zu reden, und sagte: Armer Benvenuto! Euer Werk ist verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen ist. Sobald ich die Worte dieses Unglücklichen vernahm, that ich einen solchen Schrey, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich stand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an sie anzulegen, und wer

sich näherte mir zu helfen, Mägde oder Knabe, nach dem trat und schlug ich, dabey jammerte ich, und sagte: o! ihr neidischen Verräther! dieses Unheil ist mit Fleiß geschehen, und ich schwöre bey Gott, ich will es wohl herausbringen, und ehe ich sterbe, will ich noch so ein Beyspiel auf der Welt lassen, daß mehr als Einer darüber erstaunen soll. Als ich angezogen war, ging ich mit schlimmen Gedanken gegen die Werkstatt, wo ich alle Leute, die ich so munter verlassen hatte, erstaunt und höchst erschrocken fand. Da sagte ich: nun versteht mich. Weil ihr die Art und Weise die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, so gehorchet mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widersetzte sich mir, denn in solchen Fällen braucht man Beystand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewisser Meister Alessandero Lastrikati und sagte: sehet, Benvenuto, ihr bestehet vergebens darauf, ein Werk zu machen wie es die Kunst nicht erlaubt, und wie es auf keine Weise gehen kann. Auf diese Worte wendete ich mich mit solcher Wuth zu ihm und zum Allerschlimmsten entschlossen, so daß er und alle die Uebrigen mit einer Stimme riefen: auf! befehlt uns nur, wir wollen euch in Allem gehorchen, und mit allen Leibes- und Lebenskräften beystehn. Diese freundlichen Worte, denk ich, sagten sie nur, weil sie glaubten ich würde in Kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich den Ofen zu besehen, und fand das Metall stehend, und zu einem Kuchen geronnen. Ich sagte zwey Handlangern, sie sollten zum Nachbar Capretta, dem Fleischer gehen, dessen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen versprochen hatte, die schon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren, und als nur die ersten Trachten heran kamen, fing ich an den Feuerherd damit anzufüllen. Diese Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andere, und man bedient sich Erlen- und Fichtenholz zum Stückgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieses gewaltige Feuer empfand, fing er an zu schmelzen und blitzen, von der andern Seite betrieb ich die Kanäle, andere hatte ich auf das Dach geschickt, dem Feuer zu wehren, das bey der großen Stärke des Windes wieder aufs Neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen aufbreiten, die mir das Wasser abhalten sollten. Nachdem ich nun alles dieses große Unheil, so viel als möglich, abgewendet hatte, rief ich mit starker Stimme bald diesem bald jenem zu: bringe dieß! nimm das! so daß die ganze Gesellschaft, als sie sahe daß der Kuchen zu schmelzen anfing, mir mit so gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für Drey verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ohngefähr sechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerley Beyhülfe, durch frisches Feuer und

Anstoßen mit eisernen Stangen, in kurzer Zeit ganz flüssig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten, und fühlte in mir eine solche Lebhaftigkeit, daß ich weder ans Fieber dachte, noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöse, mit einem gewaltsamen Leuchten des Feuers, so daß es schien als wenn sich ein Blitz in unserer Gegenwart erzeugt hatte. Ueber diese unerwartete fürchterliche Erscheinung war ein Jeder erschrocken, und ich mehr als die Andern. Als der große Lärm vorbey war, sahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war, und sich in die Höhe hob, dergestalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen, und zu gleicher Zeit die beyden Gußlöcher aufstoßen. Da ich aber bemerkte daß das Metall nicht mit der Geschwindigkeit lief, als es sich gehörte, überlegte ich daß vielleicht der Zusatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden seyn, und ließ sogleich meine Schüsseln und Teller von Zinn, deren etwa zweyhundert waren, herbeyschaffen, und brachte eine nach der andern vor die Kanäle, zum Theil ließ ich sie auch in den Ofen werfen, so daß jeder nunmehr das Erz auf das Beste geschmolzen sah, und zugleich bemerken konnte, daß die Form sich füllte. Da halfen sie mir froh und lebhaft und gehorchten mir, ich aber befahl und half bald da,

und bald dort, und sagte: o Gott! der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferstanden, und herrlich gen Himmel gefahren bist, verschaffe, daß meine Form sich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüssel, die nicht weit von mir auf einer Bank stand, aß und trank mit großem Appetit, und so auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und gesund zu Bette, es waren zwey Stunden vor Tag, und, als wenn ich nicht das mindeste Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe sanft und süß.

Indessen hatte mir jene wackre Magd aus eigenem Antrieb, einen guten fetten Kapaun zurechte gemacht, und als ich aufstund, war es eben Zeit zum Mittagessen. Sie kam mir fröhlich entgegen und sagte: Ist das der Mann, der sterben wollte? ich glaube, ihr habt das Fieber diese Nacht mit euren Stößen und Tritten vertrieben. Denn als die Krankheit sah daß ihr in eurer Raserey uns so übel mitspieltet, ist sie erschrocken und hat sich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch so gehen. So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verschwunden, und wir erholten uns wieder von so saurer Arbeit. Ich schickte geschwind, meine zinnernen Teller zu ersetzen, nach Töpferwaare, wir aßen Alle zusammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit besserem Appetit gespeist zu haben. Nach Tische kamen alle diejeni-

gen, die mir geholfen hatten, erfreuten sich und dankten Gott für Alles was begegnet war, und sagten, sie hätten Sachen gesehen und gelernt, die alle andere Meister für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig stolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang, dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinem Beutel, bezahlte und befriedigte sie Alle.

Sogleich suchte mein tödtlicher Feind, der abscheuliche Haushofmeister des Herzogs, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet sey, und die Beyden, die ich im Verdacht hatte als wenn sie am Gerinnen des Metalls schuld seyen, sagten ihm: ich sey kein Mensch, sondern eigentlich ein großer Teufel; denn ich habe das verrichtet, was der Kunst unmöglich sey; das brachten sie nebst so viel andern großen Dingen vor, die selbst für einen bösen Geist zu viel gewesen wären. So wie sie nun wahrscheinlich mehr als geschehen war, vielleicht um sich zu entschuldigen, erzählten, so schrieb der Haushofmeister geschwind an den Herzog, der sich in Pisa befand, noch schrecklicher und noch wundersamer, als Jene erzählt hatten.

Als ich nun zwey Tage mein gegossenes Werk hatte verkühlen lassen, fing ich an es langsam zu entblößen, und fand zuerst den Kopf der Meduse, der sehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog sagte, die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort das Uebrige auf-

zudecken, und fand den zweyten Kopf, nämlich den Perseus, der gleichfalls sehr gut gekommen war. Hierbey hatte ich Gelegenheit mich noch mehr zu verwundern, denn wie man sieht, ist dieser Kopf viel niedriger als das Medusenhaupt, und die Oeffnungen des Werks waren auf dem Kopfe des Perseus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß grade auf dem Kopfe des Perseus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, so daß nicht das mindeste drüber stand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich sehr verwunderte und diese seltsame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten musste. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand Alles auf das Beste gekommen und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferse ausgegossen, so wie den Fuß selbst, so daß ich mich von einer Seite ergötzte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufrieden gestellt, denn die Zehen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, so war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog sehen sollte, daß ich verstehe, was ich vornehme. Und wenn viel mehr von diesem Fuß gekommen war, als ich geglaubt hatte, so war die Ursache, daß viele Dinge zusammen kamen, die eigentlich nicht

in der Ordnung der Kunst sind, und weil ich auf die Weise, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen musste, eine Art und Weise, die von Andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk so schön gerathen fand, ging ich geschwind nach Pisa, um meinen Herzog zu finden, der mich so freundlich empfing, als sichs nur denken lässt; deßgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeister ihm die ganze Sache geschrieben hatte, so schien es Ihren Excellenzien noch viel erstaunlicher und wundersamer die Geschichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perseus kam, der sich nicht angefüllt hatte, wie ich Seiner Excellenz voraussagte, so war er voll Erstaunen und erzählte der Herzogin, was zwischen uns vorgefallen war. Da ich nun sah daß meine Herrschaft so freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen lassen; da gab er mir gnädigen Urlaub und sagte mir, ich möchte bald zurückkommen, seinen Perseus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten, welcher Averardo Serristori hieß. Es war in den ersten Jahren der Regierung Papst Julius des Dritten. (1550. 1551.)

---

## Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß, nach Rom zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toskana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab, mit der Entschuldigung, weil er bey Sanct Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bey dem Herzog, woran die Verläumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bey einem Perlenhandel nicht beysteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es beym Herzog durch, daß dieser gegen Cellini's Rath, die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin.

Ehe ich verreiste, befahl ich meinen Arbeitern daß sie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perseus fortfahren sollten. Die Ursache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Portrait in Erz von Bindo Altoviti, in natürlicher Größe, gemacht und es ihm nach Rom geschickt; er hatte dieses Bild in sein Schreibzimmer gestellt, das sehr reich mit Alterthümern und andern schönen Dingen verziert war;

aber dieser Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Mahlerey. Denn die Fenster standen zu tief, die Kunstwerke hatten ein falsches Licht und zeigten sich keineswegs auf die günstige Weise, wie sie bey einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tages begab sichs, daß gedachter Bindo an seiner Thür stand und den Michelagnolo Buonarotti, der vorbeyging, ersuchte, er möchte ihn würdigen in sein Haus zu kommen, um sein Schreibzimmer zu sehen. Und so führte er ihn hinein. Jener, sobald er sich umgesehen hatte, sagte: wer ist der Meister, der euch so gut und mit so schöner Manier abgebildet hat? Wisset, daß der Kopf mir gefällt; ich finde ihn besser, als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu sehen sind; stünden die Fenster oben, so würde sich Alles besser zeigen, und euer Bildniß würde sich, unter so schönen Kunstwerken viel Ehre machen.

Als Michelagnolo nach Hause kam, schrieb er mir den gefälligsten Brief, der Folgendes enthielt: Mein Benvenuto! ich habe euch so viele Jahre als den trefflichsten Goldschmied gekannt, von dem wir jemals gewusst hätten, und nun werde ich euch auch für einen solchen Bildhauer halten müssen. Wisset, daß Herr Bindo Altoviti mir sein Portrait von Erz zeigte und mir sagte, daß es von eurer Hand sey. Ich hatte viel Vergnügen dran, nur müsste ich tadeln daß die Büste in schlechtem Lichte stand; denn wenn sie vernünftig be-

leuchtet wäre, so würde sie als das schöne Werk erscheinen, das sie ist.

Diesen Brief, der so liebevoll und so günstig für mich geschrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und sagte: Benvenuto! wenn du ihm schreibst, so suche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme, ich will ihn zu einem der Achtundvierzig machen. Darauf schrieb ich ihm einen sehr gefälligen Brief und sagte ihm darin, im Namen des Herzogs, hundertmal mehr als mir aufgetragen war. Doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt seiner Excellenz, ehe ich siegelte und fragte, ob ich vielleicht zu viel versprochen habe? Er antwortete mir dagegen: du hast nach seinem Verdienste geschrieben; gewiß er verdient mehr, als du ihm versprochen hast, und ich will ihm noch mehr halten. Auf diesen Brief antwortete Michelagnolo niemals, und deßwegen war der Herzog sehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hause des gedachten Bindo Altoviti, der mir sogleich erzählte, wie er sein Bild von Erz dem Michelagnolo gezeigt und wie dieser es außerordentlich gelobt habe, und wir sprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir zwölfhundert Goldgülden in Händen, die sich mit unter den fünftausend befanden, welche er unserm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Interessen richtig. Das war die Ursache, daß ich

sein

sein Bildniß machte, und als Bindo es von Wachs sah, schickte er mir zum Geschenk funfzig Goldgülden durch einen seiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte, und durch denselben Mann zurückschickte. Dann sagte ich zu gedachtem Bindo: mir ists genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.

Nun sah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich gesinnt sey. Anstatt mich liebzukosen, wie er sonst gewohnt war, zeigte er sich verschlossen gegen mich, und ob ich gleich in seinem Hause wohnte, sah ich ihn doch niemals heiter, sondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Verdienst an seinem Bildnisse und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bey ihm auf Leibrenten lassen wollte, und er sollte mir so lang ich lebte, funfzehn pro Cent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papst den Fuß zu küssen und glaubte, nach der Art, wie er mit mir sprach, würde ich leicht mit ihm überein kommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzugroße Hindernisse fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Gesandte gegen mich gewirkt hatte. Dann besuchte ich Michelagnolo Buonarotti und erinnerte ihn an jenen Brief den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs, geschrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bey der Peterskirche angestellt

sey und deßhalb sich nicht entfernen könne. Ich sagte darauf: da er sich entschlossen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, so könne er nur seinen Urbino da lassen, der fürtrefflich Alles befolgen würde, was er ihm befehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Versprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal fasste er mich ins Auge und sagte mit einem spöttischen Lächeln: und ihr? wie seyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf versetzte, daß ich äußerst vergnügt sey und sehr wohl behandelt werde, so ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne und antwortete mir: er werde sich unmöglich losmachen können. Darauf setzte ich hinzu, er würde besser thun nach Hause in sein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem so großen Liebhaber der Künste, als die Welt niemals gesehen hätte.

Nun hatte er, wie oben gesagt, einen Knaben bey sich, der von Urbino war; dieser hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weise gedient, welches man sehr wohl merken konnte, weil der junge Mensch gar nichts von der Kunst gelernt hatte. Als ich nun den Michelagnolo mit so vielen guten Gründen festhielt, daß der nicht wusste was er sagen sollte, wendete er sich schnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu sage. Da rief dieser Mensch auf seine bäuerische Weise und mit lauter Stimme: ich

lasse nicht von Michelagnolo, bis ich ihn schinde oder er mich. Ueber diese dummen Reden musste ich lachen und ohne weiter Abschied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich um und ging.

Da ich nun so schlecht mein Geschäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobey ich die eherne Büste verlor und ihm mein Geld noch als Leibrente lassen musste, lernte ich einsehen, von was für einer Art der Kaufleute Treue und Glauben sey, und kehrte verdrüßlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Kastell an der Brücke zu Rifredi, war. Im Palast zu Florenz fand ich Herrn Peter Franziskus Ricci, den Haushofmeister, und als ich ihm nähern wollte, um ihm, nach Gewohnheit, mein Compliment zu machen, sagte er, mit unmäßiger Verwunderung: wie? du bist zurück gekommen? Darauf schlug er in die Hände und sagte, noch immer voll Erstaunen: der Herzog ist zu Castello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging weg, und ich konnte nicht begreifen warum die Bestie sich so gebärdete. Sogleich ging ich nach Kastell, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, sah ich ihn in einiger Entfernung, er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verstehen, daß ich mich wegbegeben sollte. Ich, der ich gedacht hatte Seine Excellenz sollten mich so freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als sie mich entlassen hatten, musste nun

so ein wunderliches Betragen sehen, kehrte sehr verdrüßlich nach Florenz zurück, und suchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu so einem Betragen hätte Anlaß geben können, und dabey auf die Art merkte womit Herr Sforza und die Uebrigen welche zunächst um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Lust an, Herrn Sforza selbst zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten sollte? Er sagte darauf lachend zu mir: Benvenuto! bleibe ein wackrer Mann und bekümmre dich um weiter nichts. Erst viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verschaffen, der, auf eine trübe Weise, freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache? Ich fing, so gut ich nur wusste, meine Erzählung an, sprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem, was daraus gefolgt. Dabey konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Gleichfalls sagte ich ihm Alles wegen Michelagnolo Buonarotti, worüber er sich ein wenig verdrüßlich zeigte; doch lachte er wieder sehr über die Worte des Urbino und über die Schinderey von der dieser Bursche gesprochen hatte; allein er sagte zu allem dem nichts weiter, als: es ist sein eigner Schade! ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeister wieder etwas Böses gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein

Freund der Wahrheit ist und mich aus so unsäglichen Gefahren bis zu diesem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch dessen Mühseligkeiten ich allein mit Beyhülfe seiner Kraft muthig hindurchgehe, und weder die Wuth des Glücks noch ungünstige Sterne befürchte, so lange mir Gott seine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leser, einen schrecklichen Vorfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldschmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten, und fast alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog sah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen mit mir zu sprechen, deßwegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach seiner Gewohnheit und besonders da er wusste daß ich zugegen sey. Sogleich fing er an mit mir zu sprechen und ich hatte ihm dießmal so wohl gefallen, daß er sich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von seinen Sekretären eilig und sagte ihm etwas ins Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog stand auf und sie gingen zusammen in ein andres Zimmer. Indessen hatte die Herzogin geschickt, um zu sehen, was Seine Excellenz mache? Der Page sagte zu ihr, er spricht und lacht mit Benvenuto und ist sehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin selbst in die

Garderobe, und als sie den Herzog nicht fand, setzte sie sich zu uns, und als sie uns eine Weile zugesehen hatte, wendete sie sich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich sehr selten war und fragte mich, was ich davon hielte? ich lobte ihr ihn. Darauf sagte sie: ich will, daß mir sie der Herzog kauft, darum, mein Benvenuto, lobe sie ihm, so viel du kannst. Darauf versetzte ich mit aller Bescheidenheit und Aufrichtigkeit: ich dachte, dieser Schmuck gehöre schon Ew. Excellenz, und da verlangt es die Vernunft von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu sprechen; jetzt aber muß ich sagen, daß ich, vermöge meiner Profession, viele Fehler an diesen Perlen wahrnehme und deßwegen nicht rathen wollte, daß Ew. Excellenz sie kaufte. Darauf sagte sie: der Kaufmann gibt mir sie für sechstausend Scudi; wenn sie ohne Mängel wären, würden sie zwölftausend werth seyn. Darauf versetzte ich: wäre dieser Schmuck auch von unendlicher Güte, so würde ich doch Niemand rathen, mehr als fünftausend Scudi dafür zu geben, denn Perlen sind keine Juwelen, sie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelstein altert nicht, und den sollte man kaufen. Darauf sagte die Herzogin ein wenig verdrüßlich: ich will aber diese Perlen! lobe sie dem Herzog, ich bitte dich drum, und wenn du ja zu lügen glaubst, so thue es mir zu dienen, es soll dein Vortheil seyn. Ein solcher Auftrag war mir, als einem beständigen

Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchst beschwerlich; aber um die Gnade einer so großen Prinzessin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt. Ich ging daher mit diesen verfluchten Perlen in das Zimmer wo sich der Herzog befand, der, als er mich sah, zu mir sagte, Benvenuto, was willst du? Ich deckte den Schmuck auf und versetzte: ich komme, euch einen Schmuck von den schönsten Perlen zu zeigen! Und als ich sie noch sehr gelobt hatte, setzte ich hinzu: deßhalb solltet ihr sie kaufen! Darauf sagte der Herzog: ich kaufe sie nicht, weil sie nicht von unendlicher Güte sind. Ich aber versetzte: verzeiht, denn sie übertreffen andere Perlen sehr an Schönheit.

Die Herzogin stand hinten und musste gehört haben was ich sagte, so wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete sich freundlich zu mir und sagte: Benvenuto! ich weiß, daß du die Sache recht gut verstehst, und wenn die Perlen von solcher Schönheit wären, so würde ich sie gern kaufen, sowol um die Herzogin zufrieden zu stellen, als auch um sie zu besitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort, und widersprach Allem was der Herzog sagte, indem ich mich auf seine Gemalin verließ, daß sie mir zur rechten Zeit beystehen sollte. Ja sie hatte mir sogar merken lassen, daß ich zweyhundert Scudi haben sollte, ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der

Herzog fing wieder an und sagte: ich verstünde mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtschaffene Mann wäre, wie er überzeugt sey, so sollte ich ihm die Wahrheit sagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich sagte: Gnädiger Herr! wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit sage, so wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen und die Ehre meines Perseus, die ich unserer herrlichen Schule versprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutze Ew. Excellenz. Der Herzog sah wohl ein, daß ich Alles nur aus Zwang gethan hatte, versetzte: wenn du mir traust, so sorge für nichts weiter. Darauf sagte ich: wie ist es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? Er verdoppelte seine Zusicherung und sagte: rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkästchen vergraben hast. Darauf sagte ich ihm, wie ichs verstand, und daß sie nicht mehr als zweytausend Scudi werth seyen.

Als die Herzogin hörte daß wir still wurden, denn wir redeten ziemlich leise, kam sie hervor und sagte: Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen! denn ich habe große Lust dazu und euer Benvenuto wird euch gesagt haben, daß er nie einen schönern gesehen hat. Darauf versetzte der Herzog: ich will ihn nicht kaufen! Sie versetzte: warum will Ew. Excellenz mir den Gefallen nicht thun, und diese Perlen an-

schaffen? Er antwortete: weil ich nicht Lust habe mein Geld wegzuwerfen. Wie? sagte die Herzogin von Neuem, warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht so viel Vertrauen habt, mir versichert, daß über dreytausend Scudi noch ein wohlfeiler Preis ist. Darauf sagte der Herzog: Signora! mein Benvenuto hat mir gesagt: daß ich, wenn ich sie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn diese Perlen sind weder rund noch gleich, und es sind auch genug alte darunter, und daß das wahr ist: so seht nur diese, sehet jene, sehet hier, sehet da! das ist keine Waare für mich. Auf diese Worte sah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, so daß ich verursacht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren, weil aber mein Perseus beynahe geendigt war, so wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzustellen.

Nun bedenke ein Jeder, in welcher großen Noth ich mich befand! Der Herzog hatte seinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, sie sollten mich immer durch die Zimmer lassen, wo sich Seine Excellenz befinde, und die Herzogin hatte ebendenselbigen aufgegeben, so oft ich in den Palast käme, sollten sie mich wegjagen. Wenn sie mich nun sahen, verliessen sie ihren Posten und jagten mich weg; sie nahmen sich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, so daß, wenn er mich eher als diese Schel-

men erblickte, er mir entweder zurief, oder mir winkte daß ich herein kommen sollte.

Indessen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über dessen Feigheit und Schlechtigkeit sie sich gegen mich so sehr beklagt hatte, und empfahl ihm, so wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, lasst mich nur gewähren! Darauf zeigte sich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, sobald er ihn erblickte, sagte: er solle sich wegheben! Der Schelm sagte darauf, mit einer häßlichen Stimme die ihm durch seine Eselsnase klang: o, gnädiger Herr, kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die für Verlangen darnach stirbt und ohne denselben nicht leben kann. Da er nun noch andere seiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Last, der zu ihm sagte: entweder du gehst, oder du kriegst Ohrfeigen. Dieser Lumpenhund wusste sehr gut was er that, denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverschämtheiten, die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und sich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Provision, erwerben könne, die einige Hundert Scudi betrug, und so blies er aus Possen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulschellen, um ihn los zu werden, und zwar ein Bischen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Au-

gen und so fing er an: ach, gnädiger Herr! ein treuer Diener, der Gutes zu thun sucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden gestellt wird. Hierüber wurde der Mensch dem Herzog äusserst zur Last, und, sowol wegen der Ohrfeigen, als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünschte, sagte er sogleich: hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! geh und mache den Handel, ich bin Alles zufrieden, was meine Gemalin wünscht.

Da sehe man nun die Wuth des bösen Glückes gegen einen armen Mann, und die schändliche Gunst des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Person! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs; jener dagegen gewann sich die große Provision und ihre Gnade. So ist es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu seyn, wenn das Glück uns übel will.

## Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. — Der Verfasser wird, mit andern, zu Ausbesserung der florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellinis Händel mit einem lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer, in Erz, in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobey er Hindernisse, von Seiten der Herzogin, findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beyden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beyfall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camaldoli.

---

Zu der Zeit entstand der Krieg von Siena und der Herzog, der Florenz befestigen wollte, vertheilte die Thore unter geschickte Bildhauer und Baukünstler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen gehet; dem Cavalier

Bandinell das Thor bey S. Friano; Pasqualiano von Ankona ward bey dem Thor S. Pier Gattolini angestellt; Julian von Baccio d'Agnolo, der Zimmermeister bey St. Georg; Particino, der Zimmermeister bey St. Nikolas; Franceskus von S. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beym Kreuze, und Johann Baptista, Tasso genannt, bey dem Thore Pinti. Und so wurden andere Bastionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geschichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die besten Einsichten zeigte, ging selbst um die Stadt, und da Seine Excellenz Alles wohl überlegt und sich entschlossen hatte, rief er Lactantio Gorini, seinen Kassier, der sich auch ein wenig mit dieser Profession abgab, und ließ ihn alle die Art und Weise zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befestigt werden sollten, und schickte einem Jeden sein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Risse betrachtete, die man mir zugeschickt hatte, schien es mir, daß sie keineswegs nach den Umständen eingerichtet, sondern äußerst fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzusuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieser Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog sich ergrimmt zu mir wendete und sagte: wenn die Rede ist, wie man treffliche Figuren machen soll, so will ich dir

nachgeben; aber in dieser Kunst musst du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe. Auf diese kurzen Worte antwortete ich, so gelind als ich in der Welt nur wusste, und sagte: gnädiger Herr, auch die gute Art Figuren zu machen, habe ich von Ew. Excellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber gestritten; nun ist die Rede von der Befestigung eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen, deßhalb bitte ich Ew. Excellenz mich anzuhören, und wenn ich so mit Ihnen spreche, werden Sie mir die Art und Weise zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Diese meine gefälligen Worte nahm der Herzog sehr gütig auf und fing an mit mir über die Sache zu disputiren; ich zeigte sodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art die man mir vorgeschrieben hatte, nicht gut sey. Darauf sagte der Herzog: nun gehe und mache selbst eine Zeichnung und ich will sehen, ob sie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beyden Thore befestigt werden mussten und brachte sie ihm; er unterschied das Wahre vom Falschen und sagte mir sehr freundlich: nun gehe, und mach es nach deiner Art, ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein Lombardischer Capitain, von schrecklicher, starker Gestalt und von gemeinen Redensarten. Dabey war er ein-

gebildet und äußerst unwissend; dieser fragte mich sogleich: was ich machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen sehen und mit der äußersten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun schüttelte die Bestie den Kopf, wendete sich da und dort hin, trat von einem Bein aufs andere, wickelte seinen ungeheuren Knebelbart, strich sich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und sagte nur immer: zum Henker, ich verstehe das alles nicht! Verdrüßlich über diese Bestie, sagte ich: so lasst es mich machen, der ichs verstehe, dabey wendete ich ihm den Rücken, das er höchst übel nahm und sagte: du willst gewiß, daß ich mit dir aufs Blut rechten soll. Ich wendete mich erzürnt herum und sagte: es sollte mir lieber seyn mit dir als mit der Bastion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten sie aber nicht einmal ganz gezogen, als sich viele wackere Leute von unsern Florentinern und andern Hofleuten, dazwischen legten. Der große Theil schalt ihn aus und sagte: er habe unrecht! ich sey ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, sollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er sich um seine Geschäfte und ich fing meine Bastion an. Als ich nun die gehörige Anstalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitain von Cesena fand, den artigsten Mann den ich

jemals von dieser Profession gekannt hatte. Aeußerlich zeigte er sich wie ein zierliches Mädchen, und im Nothfalle war er einer der bravsten und tödtlichsten Menschen die man sich denken kann. Dieser Edelmann beobachtete mich so genau, daß er mir oft Nachdenken erregte; er wünschte meine Arbeit zu verstehen, und ich zeigte ihm alles aufs Gefälligste. Genug wir wetteiferten, wer sich gegen den Andern freundlicher bezeigen könne, so daß ich diese Bastion weit besser als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Festungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande gestreift, und das ganze Gebiet von Prato war so in Furcht gesetzt, daß Alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen sie mit allen ihren Karren herbey und Jeder fuhr seine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern und es war eine unendliche Menge. Da ich nun solche Unordnung sah, sagte ich zur Thorwache: sie sollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem solchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und seinen Dienst nicht leisten konnte. Als das Ungeheuer von Capitain diese meine Worte hörte, wendete er sich mit Schimpfreden gegen mich die ich ihm sogleich zurückgab, so daß es zwischen uns hätte schlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder.

Da

Da ich nun meine Bastion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf, und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perseus zu vollenden.

In diesen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter sich auch die Chimäre befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächsten Zimmern am großen Saal des Palastes noch sehen kann, und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Rost bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände, oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen sie selbst mit gewissen Grabsticheln rein zu machen, und einst, als ich mit Seiner Excellenz sprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meiselchen, die er in der Hand hielt, schlug, so daß die Figuren von Erde und Rost gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlasste mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herstellte, und da er so viel Vergnügen an dem wenigen Meiseln hatte, so ließ er mich auch des Tages arbeiten, und wenn ich mich verspätete, so musste ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Excellenz zu verstehen, daß ich mich von meinem Perseus abzöge, und daß daraus gar manches Unangenehme entstehen könnte. Erstlich fürchtete ich daß die lange Zeit die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrüßlich fallen möchte, wie es

denn auch wirklich nachher geschah; das Andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben, theils so wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte sich der Herzog, daß ich nur beym Einbruche der Nacht in den Palast kommen sollte. Seine Excellenz war äußerst sanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkosungen zu.

In diesen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, so daß Seine Excellenz, um abgesondert zu seyn, sich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ, mir aber hatte er befohlen: ich sollte durch seine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Gallerie des großen Saals ging und durch gewisse Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um diese Zugänge und ließ alle diese Thüren verschließen, so daß ich alle Abende, wenn ich in den Palast kam, eine Weile warten musste, weil sie sich selbst in diesen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbey musste, und weil sie nicht wohl war, so kam ich niemals ohne sie zu stören. Nun warf sie deßwegen, und wegen der schon bekannten Ursache den äußersten Groll auf mich und konnte mich auf keine Weise weder sehen noch leiden. Doch mit aller dieser großen Noth und diesem unendlichen Verdruß fuhr ich gelassen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befoh-

len, daß man mir, wenn ich an die Thür pochte, so=
gleich aufmachen sollte, und so liessen sie mich, ohne
mir etwas weiter zu sagen, durch alle Zimmer. Nun
begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwar=
tet durchging, daß ich die Herzogin bey ihrer Bequem=
lichkeit fand, die sich denn mit einem so wüthenden
Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entsetzte.
Sie sagte mir immer: wann wirst du denn einmal
mit den kleinen Figuren fertig seyn! dein Kommen
wird mir allzu lästig. Darauf antwortete ich mit der
größten Gelassenheit: gnädige Frau und einzige Gön=
nerin! ich verlange nichts mehr, als Ihnen mit Treue
und äußerstem Gehorsam zu dienen. Die Werke die
mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Mo=
nate brauchen; wenn aber Ew. Excellenz nicht will,
daß ich mehr hierher kommen soll, so werde ich auch
nicht kommen, es rufe mich wer will, und wenn der
Herzog zu mir schickt, so will ich sagen daß ich krank
bin, und Sie sollen mich auf keine Weise hier wieder
sehen. Darauf versetzte sie: ich sage nicht, daß du
dem Herzog nicht gehorchen sollst, aber mir scheint,
daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Mochte
nun der Herzog hievon etwas gemerkt haben, oder
auf andere Weise veranlasst worden seyn, genug wenn
vier und zwanzig Uhr herbeykam, so ließ er mich ru=
fen und der Bote sagte jederzeit: verfehle nicht zu
kommen, der Herzog erwartet dich; und so fuhr ich

men erblickte, er mir entweder zurief, oder mir winkte daß ich herein kommen sollte.

Indessen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über dessen Feigheit und Schlechtigkeit sie sich gegen mich so sehr beklagt hatte, und empfahl ihm, so wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, lasst mich nur gewähren! Darauf zeigte sich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, sobald er ihn erblickte, sagte: er solle sich wegheben! Der Schelm sagte darauf, mit einer häßlichen Stimme die ihm durch seine Eselsnase klang: o, gnädiger Herr, kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die für Verlangen darnach stirbt und ohne denselben nicht leben kann. Da er nun noch andere seiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Last, der zu ihm sagte: entweder du gehst, oder du kriegst Ohrfeigen. Dieser Lumpenhund wusste sehr gut was er that, denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverschämtheiten, die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und sich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Provision, erwerben könne, die einige Hundert Scudi betrug, und so blies er aus Possen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulschellen, um ihn los zu werden, und zwar ein Bischen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Au-

gen und so fing er an: ach, gnädiger Herr! ein treuer Diener, der Gutes zu thun sucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden gestellt wird. Hierüber wurde der Mensch dem Herzog äußerst zur Last, und, sowol wegen der Ohrfeigen, als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünschte, sagte er sogleich: hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! geh und mache den Handel, ich bin Alles zufrieden, was meine Gemalin wünscht.

Da sehe man nun die Wuth des bösen Glückes gegen einen armen Mann, und die schändliche Gunst des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Person! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs; jener dagegen gewann sich die große Provision und ihre Gnade. So ist es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu seyn, wenn das Glück uns übel will.

---

mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich sie aufs Beste will halten lassen, wie ihre seltne Tugend verdient. Gegen diese Worte setzte ich mich mit unendlichen Gründen, weil ich aber sah, wie fest sie entschlossen war, daß ich die Figuren nicht an die Base wo sie sich jetzo befinden, aufstellen sollte, so wartete ich den andern Tag ab, und ging um zwey und zwanzig in den Palast, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinunter tragen, und weil ich an der Base schon Alles zurechte gemacht hatte, so löthete ich sie sogleich ein, wie sie bleiben sollten. Als die Herzogin es hörte, wurde sie so zornig, daß sie mir, wenn ihr Gemal nicht gewesen wär, gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieser Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen und sie wirkte so viel, daß der Herzog sein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam also Abends nicht mehr hin, denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palast wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perseus schon hingebracht hatte, und arbeitete an seiner Vollendung, unter allen den Hindernissen, deren ich schon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter so vielen andern Vorfällen, deren Hälfte schon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perseus schon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag das Werk zu

Bandinell das Thor bey S. Friano; Pasqualiano von Ankona ward bey dem Thor S. Pier Gattolini angestellt; Julian von Baccio d'Agnolo, der Zimmermeister bey St. Georg; Particino, der Zimmermeister bey St. Nikolas; Franceskus von S. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beym Kreuze, und Johann Baptista, Tasso genannt, bey dem Thore Pinti. Und so wurden andere Bastionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geschichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die besten Einsichten zeigte, ging selbst um die Stadt, und da Seine Excellenz Alles wohl überlegt und sich entschlossen hatte, rief er Lactantio Gorini, seinen Kassier, der sich auch ein wenig mit dieser Profession abgab, und ließ ihn alle die Art und Weise zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befestigt werden sollten, und schickte einem Jeden sein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Risse betrachtete, die man mir zugeschickt hatte, schien es mir, daß sie keineswegs nach den Umständen eingerichtet, sondern äußerst fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzusuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieser Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog sich ergrimmt zu mir wendete und sagte: wenn die Rede ist, wie man treffliche Figuren machen soll, so will ich dir

schalt und betrübte mich und verwünschte den verfluchten Tag, der mich veranlasst hatte nach Florenz zu gehen. Denn ich sah freylich den großen Verlust den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und sah und wusste noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten sollte, denn Alles, was ich, von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geschehen. Und so mit größtem Verdrusse deckte ich die Bildsäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß sobald als sie gesehen wurde, sich ein unmäßiges Geschrey zum Lobe des Werks erhub, wobey ich mich ein wenig getröstet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften, wodurch gleichsam ein festliches Ansehen entstand. Indessen suchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demselben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und griechische Verse; denn eben waren Ferien auf der Universität Pisa und alle die vortrefflichsten Lehrer und Schüler bemühten sich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Gesinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunst, nämlich Maler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiste Gute davon sagen könnte, und unter Andern, der geschickte Maler Jacob von Pontormo; am höchsten

aber schätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Malers, dem es nicht genug war, verschiedene Gedichte öffentlich anheften zu lassen, sondern der mir derselben auch noch ins Haus schickte, worin er so viel Gutes, auf seine seltne und angenehme Weise sagte, daß ich mich wieder einigermaßen beruhigte. Und so hatte ich das Werk wieder bedeckt, und suchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunst erfuhr welche mir die treffliche Schule bey diesem kurzen Anblick erzeigt hatte, sagte er: ich freue mich, daß Benvenuto diese kleine Zufriedenheit gehabt hat, so wird er desto geschwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn sie ganz aufgedeckt ist, daß die Leute noch immer auf gleiche Weise sprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler die daran sind, aufgedeckt seyn, und man wird andere, die nicht daran sind, hinzuthun, so mag er sich mit Geduld waffnen. An diesen Reden war Bandinell schuld, denn er hatte bey dieser Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, der den schönen Christus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Façade Orsanmichele sieht, und noch andere Werke, sogar den verwundernswürdigen David des göttlichen Michelagnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige sich nur von vorn gut. Dann sprach er von seinem Herkules und seinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und sprach alles Uebel vom

Volk. Der Herzog hatte ihn zu diesen Reden veranlasst und glaubte wirklich, die Sache werde auch so ablaufen, denn der neidische Bandinell hörte nicht auf Uebles zu reden. So sagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardon, der Mäkler, nur um dem Bandinell zu schmeicheln: wisst, gnädiger Herr! große Figuren zu machen, ist eine andere Kunst, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht sagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet sehen, die große gelingt ihm nicht. Und unter diese hämischen Worte mischte er, nach seiner Spinnenart, noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiels aber meinem glorreichen Herrn und unsterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und sie an einem Donnerstag ganz aufdecken konnte. Alsobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte sich eine solche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und Alle wetteiferten, das Beste davon zu sprechen. Der Herzog stand an einem niedern Fenster des Palastes das über der Thüre war, und so vernahm er, halb verborgen, Alles was man sagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, stand er mit so viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete sich zu Herrn Sforza und sagte: Sforza! geh zu Benvenuto, und sag ihm von meinetwegen, daß er mich, mehr als ich hoffte, befriedigt hat, ich will ihn auch zufrieden stellen, er soll sich verwundern, und sag ihm, er soll gutes Muths seyn.

Herr Sforza brachte mir diesen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerst gestärkt ward und denselben Tag sehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies, und mich dem und jenem, als eine neue und wundersame Sache, zeigte. Unter Andern waren zwey Edelleute, die der Vicekönig von Sicilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beyden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen sie heftig auf mich los, und, mit ihren Mützen in der Hand, hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zu viel gewesen wär. Ich demüthigte mich so viel ich konnte, aber sie deckten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Platze wegzugehn, weil die Leute bey uns still standen und mich schärfer ansahen als unsern Perseus selbst. Unter diesen Ceremonien waren sie so kühn, und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da sie mir denn einen solchen Contract versprachen, mit dem ich zufrieden seyn sollte. Sie sagten mir, Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber sie seyen lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Perseus und er sey dabey reich geworden. Ich ließ sie nicht Alles was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: ich verwundere mich sehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt, als irgend ein andrer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr,

da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wär ich in Frankreich geblieben, im Dienste des großen Königs Franziskus, der mir tausend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner sämmtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgülden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen. Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herrn für das große Lob, das sie mir gegeben hatten, und versicherte sie, das sey die größte Belohnung für Jeden, der sich ernsthaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust gut zu arbeiten, so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren, ein anderes Werk aufzustellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen florentinischen Schule, noch mehr als mit diesem, zu gefallen gedächte. Die beyden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonien wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mützenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm sogleich von ihnen Abschied.

Auf diese Weise ließ ich zwey Tage vorübergehen, und als ich sah, daß das große Lob immer zunahm, entschloß ich mich meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte: mein Benvenuto, du hast mich und das ganze Volk zufrieden gestellt; aber

ich verspreche dir, daß ich dich auf eine Weise befriedigen will, über welche du dich verwundern sollst, und ich sage dir, der morgende Tag soll nicht vorüber gehen. Auf diese herrlichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in Einem Augenblick zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend für Freude küsste ich ihm das Kleid und sagte: mein glorreicher Herr, freygebig gegen alle Talente und gegen die Menschen, die sie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge, denn ich weiß wohl wie übermäßig ich mich angestrengt habe, und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen hat. Wegen diesem so manchem andern wunderbaren Beystand, will ich acht Tage, als Pilgrim, auswandern und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte? und ich versetzte, morgen früh will ich weggehen, auf Valombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Sestile, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über S. Francesko della Vernia zurückkehren, unter beständigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaftem Wunsch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf sagte mir der Herzog

mit heiterem Gesichte: geh und kehre zurück! Wirklich so gefällst du mir; lasse mir zwey Verse zum Andenken und sey unbesorgt.

Sogleich machte ich vier Verse, in welchem ich Seiner Excellenz dankte, und gab sie Herrn Sforza, der sie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieser empfing sie, gab sie sodann zurück und sagte: lege sie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäm und seine Sache nicht ausgefertigt fänd, ich glaube er brächte mich um. Auf diese scherzhafte Weise verlangte der Herzog erinnert zu werden. Diese bestimmten Worte sagte mir Herr Sforza noch selbigen Abend, verwunderte sich über die große Gunst, und sagte mir auf eine sehr gefällige Weise: Geh', Benvenuto, und komme bald wieder. Ich beneide dich.

---

# Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchimisten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt, und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, de ihn wegen seines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog, wegen des Preises des Perseus. — Man überlässt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache, keineswegs zu des Autors Zufriedenheit, vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten, in Erz, für das Chor von Santa Maria del Fiore, unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Vorsatz auf. — Der Autor erbietet sich, zwey Pulte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

---

Nun ging ich, im Namen Gottes, von Florenz weg, immer Psalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens, auf der ganzen Reise, singend und aussprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die schönste Sommerzeit und die Aussicht in ein Land wo ich nie gewesen war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergetzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werk-

statt mitgenommen, der von Bagno war und Cäsar hieß, von dessen Eltern ich auf das Freundschaftlichste aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über siebenzig Jahre, vom gefälligsten Wesen, ein Oheim des gedachten Cäsars, eine Art von chirurgischem Arzt der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieser Mann zeigte mir daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele schöne Sachen des Landes sehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf diese Weise, mit mir bekannt geworden war, sagte er, unter andern, eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was sehr Nützliches entstehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli ist ein so verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein sicher durchkommen, sondern auch Poppi ohne Widerstand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte; zog er ein Blatt aus der Tasche worauf der gute Alte die ganze Gegend dergestalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr sehr wohl sehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging sogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesko della Vernia, und so kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaste und begegnete dem Herzog der eben aus dem Palaste des Podesta zurückkehrte, bey der Abtey.

Als

Als er mich sah, empfing er mich aufs Freundlichste, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte: warum bist du so geschwind zurückgekommen? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf versetzte ich, zum Dienst Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringst du denn bey deiner schnellen Wiederkehr? fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: mein Herr, es ist nöthig daß ich euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige, und so ging ich mit ihm nach dem Palast. Daselbst führte er mich in ein Zimmer, wo wir allein waren. Ich sagte ihm Alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen und es schien ihm angenehm zu seyn. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sey nöthig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wisse, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bey dir. Und so kehrte ich, mit großen Zeichen seiner Gnade, wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deßwegen sey gutes Muths. Ich hielt es nun für gewiß, und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhn-

lich ist, daß man böse Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jacob Guidi, Secretair Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzem Ton; dabey zog er sich auf sich zurück, stand wie angepfählt und wie ein erstarrter Mensch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: der Herzog, sagte er, wolle von dir wissen, was du für deinen Perseus verlangst. Ich stand erstaunt und erschrocken, und antwortete sogleich: es sey meine Art nicht den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwey Tagen ganz was Andres versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: ich befehle dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir sagst was du verlangst, bey Strafe völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geschmeichelt, bey den großen Liebkosungen die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowol etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte nur seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wuth, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kröte, nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich: wenn der Herzog mir zehntausend Scudi gäb, so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf solche Weise behandelt zu werden, so wär ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrüßliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich that

deßgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige bauet man mit zehntausend Dukaten. Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte: Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden die Ihr Städte und Paläste zu vollenden verstünden, aber Statuen, wie der Perseus, möchte vielleicht Niemand in der Welt so zu machen im Stande seyn. Sogleich ging ich weg ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir: ich solle den Zwist den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen, denn sie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden seyn würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs, Seine Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig ihnen beyderseits gänzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit schon gethan habe. Dann setzte ich hinzu: wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth sey, so würde ich vergnügt und zufrieden seyn, wenn ich mich dabey nur seiner Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin lächelnd, du würdest am besten thun, wenn du meinem Rathe

folgtest. Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein Bestes gethan zu haben, indem ich so demüthige Worte brauchte: denn ob sie gleich vorher ein wenig über mich gezürnt hatte, so war ihr doch eine gewisse gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine schlimme Wendung. Ich war zu der Zeit sehr vertraut mit Hieronimus Albizzi, Vorgesetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter Anderm sagte. O Benvenuto! es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog hast, ins Gleiche zu bringen. Hättest du Vertrauen in mich, so glaubte ich wohl damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich sage. Wird der Herzog wirklich einmal böse; so wirst du dich dabey sehr übel befinden; das sey dir genug, ich kann dir nicht Alles sagen. Nun hatte mich vorher schon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauisch gemacht, denn er erzählte mir, er habe sie bey irgend einer Gelegenheit sagen hören: er will ja für weniger als zwey Pfennige den Perseus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt seyn.

Wegen dieses Verdachts sagte ich Herrn Albizzi: ich überlasse ihm Alles, und ich würde mit dem, was er thue, völlig zufrieden seyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieser Ehrenmann, der sich recht gut auf die Soldatenkunst verstand, besonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe

Menschen sind, hatte keine Lust an der Bildhauerey und verstand auch deßwegen nicht das Mindeste davon. Als er nun mit dem Herzog sprach, sagte er; Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf sagte der Herzog, auch ich will euch die Entscheidung übertragen, und mit Allem was ihr bestimmt, zufrieden seyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte: der Herzog solle mir dreytausend fünfhundert Goldgülden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt gesorgt sey, und womit ich zufrieden seyn könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsatz unterschrieb der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie: es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte, ich würde ihm wenigstens fünftausend Goldgülden verschafft haben, und dieselbigen Worte sagte sie mir eines Tages, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Alamanni Salviati; sie lachte mich aus und sagte: das Uebel das mir begegne, treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen mir sollten hundert Goldgülden monatlich bezahlt werden, nachher fing

Herr Antonio de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur funfzig zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur fünf und zwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich aufs Höflichste an ihn und bat ihn mir die Ursache zu sagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir so gütig, und es schien mir daß er sich gar zu weit herausliesse, denn er sagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortsetzen, weil man im Palast nicht zum Besten mit Geld versehen sey, er verspreche aber, daß er mich bezahlen wolle, sobald er Geld erhalte. Dann setzte er hinzu: ich müsste ein großer Schelm seyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein solches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich sobald als möglich befriedigt sehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich so aufziehen sah, erzürnte ich mich mit ihm und sagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an seine eigne Ausdrücke. Indessen starb er, und man blieb mir fünfhundert Goldgülden schuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 sind.

Auch war ein Theil meiner Besoldung rückständig geblieben, und ich dachte nicht diesen Rest jemals zu erhalten, denn es waren schon drey Jahre verflossen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in acht und vierzig Stunden das Wasser

nicht lassen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er sich vielleicht zu Gott, und beschloß, daß Jeder seinen Rückstand erhalten solle, da wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Perseus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Fast hatte ich mir vorgesetzt dem Leser von meinem unglücklichen Perseus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umstand nicht verschweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin sprach, und mit aller Demuth zu erkennen gab daß ich mit Allem zufrieden seyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Absicht mich wieder allmählig in Gunst zu setzen, und bey dieser Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu besänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Accord machte, hatte sich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bey Seiner Excellenz über die äußerst schlechte Behandlung beklagte die ich von Alfonso Quistello, Herrn Jacob Polverino, dem Fiskal, und besonders von Baptista Bandini von Voltera, dulden musste, und mit einiger Leidenschaft meine Gründe vortrug, sah ich den Herzog in so großen Zorn gerathen, als man sich denken kann. Er sagte mir dabey: das ist ein Fall wie mit deinem Perseus, für den du mir zehntausend Scudi gefordert hast. Du bist zu sehr

auf deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue schäzzen lassen, und was man recht findet, sollst du haben. Hierauf antwortete ich, ein wenig kühn und halb erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: wie wäre es möglich, daß mein Werk nach seinem Werth geschätzt würde, da gegenwärtig Niemand in Florenz ist, der ein gleiches machen kann. Darauf ward der Herzog noch zorniger und sagte mir viele heftige Worte, unter andern rief er aus: ja es ist gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein solches Werk machen könnte, und deßwegen wird er es auch zu beurtheilen wissen! Er meinte den Bandinell, Cavalier von St. Jacob. Darauf versetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand gesetzt in der größten Schule der Welt ein großes und schweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden ist als irgend eins das jemals in dieser göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am meisten schmeichelte, war, daß die trefflichen Männer die von der Kunst sind und sich darauf verstehen, wie z. B. Bronzino der Mahler, mir allen Beyfall gaben. Dieser treffliche Mann bemühte sich und machte mir vier Sonette, worin er die edelsten und herrlichsten Worte sagte die man nur ausdrücken kann und eben dieser wundersame Mann war schuld, daß die ganze Stadt so sehr in Bewegung kam. Freylich wenn sich dieser Mann so gut mit der Bildhauerkunst als der Malerey abgeben wollte, so

würde er vielleicht ein solches Werk vollenden können. Auch gestehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meister Michelagnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anstrengung als ich selbst; nun aber, da er sehr alt ist, wird ihm eine solche Arbeit gewiß nicht gelingen, so daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unserer Zeit Niemand bekannt sey, der sie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da Ew. Excellenz sich davon so zufrieden zeigten und mir sie, mehr als ein Andrer, lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß Ew. Excellenz konnte mir sie nicht mit einer herrlichern Münze bezahlen, denn keine Art von Schatz kann sich mit diesem vergleichen: so bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.

Darauf antwortete der Herzog: du denkst nicht, daß ich reich genug bin dich zu bezahlen, aber ich sage dir, du sollst mehr haben, als sie werth ist. Darauf versetzte ich: ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu sehen.

Wir waren eben bey S. Felice, denn der Herzog

ging nach dem Paläste zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er sich schnell in großem Zorne gegen mich und sagte: Du gehst nicht weg! hüte dich wohl wegzugehen! Halb erschrocken begleitete ich ihn nach dem Palast, dort gab er dem Erzbischof von Pisa, Bartholini, und Herrn Pandolfo della Stuffa den Auftrag, sie sollten Baccio Bandinelli von seinetwegen sagen, er möge meinen Perseus wohl betrachten und das Werk schätzen, denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Diese beyden wackern Männer gingen sogleich zum Bandinell und verrichteten ihren Auftrag. Er wusste sehr gut was sie werth war, aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, so wollte er sich in meine Angelegenheiten auf keine Weise mischen. Darauf fügten die beyden Edelleute hinzu: der Herzog hat uns gesagt, daß er bey Strafe seiner Ungnade euch befiehlt, ihm den Preis zu bestimmen. Wollt ihr zwey, drey Tage, um sie recht zu betrachten, so nehmt euch die Zeit und dann sagt uns, was die Arbeit verdiene. Darauf antwortete jener: er habe sie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen, das Werk sey reich und schön gerathen, so daß es wohl sechszehntausend Goldgülden und mehr werth sey. Diese Worte hinterbrachten sogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher sich sehr darüber erzürnte. Auch sagten sie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weise das Lob des Bandinells annehmen wolle,

da er nur Uebles von Jedermann spreche. Diese meine Worte sagte man dem Herzog wieder, und deßhalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlassen sollte. Das ist nun alles die reine Wahrheit; genug ich hätte besser gethan die Herzogin walten zu lassen, denn ich wär in Kurzem bezahlt gewesen, und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Torelli, seinen Auditor sagen: er verlange, daß ich gewisse Geschichten, in halb erhobener Arbeit, von Erz, rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen solle. Weil aber dieser Chor ein Unternehmen des Bandinells war, so wollte ich sein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er selbst die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verstand nichts in der Welt von Architectur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb. Genug, es ist nicht die mindeste Kunst daran. Aus dieser doppelten Ursache wollte ich das Werk nicht machen, doch hatte ich immer auf das Ergebenste dem Herzog versichert, daß ich Alles thun würde, was Seine Excellenz mir befehle. Nun hatte der Herzog den Werkmeistern von Santa Maria del Fiore befohlen sie sollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Besoldung von zweyhundert Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit sollten sie mir aus der Baukasse bezahlen.

So erschien ich vor gedachten Werkmeistern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe ihnen sicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen daß so viele Geschichten von Erz eine große Ausgabe machen würden die völlig weggeworfen wär; dabey führte ich meine Ursachen an, welche sie Alle sehr wohl begriffen. Die erste war, die Zeichnung des Chors sey ganz falsch und ohne die mindeste Vernunft gemacht, man sehe weder Kunst noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweyte Ursache war, weil gedachte Geschichten so niedrig zu stehen kämen daß sie unter dem Auge blieben, von Hunden besudelt und immer von Staub und allem Unrath voll seyn würden, deßwegen wollte ich sie nicht machen, denn ich möchte nicht gern den Ueberrest meiner besten Jahre wegwerfen und dabey Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen lassen; dieses Werk würde gesehen werden und Seiner Excellenz zu größerm Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Kontrakt verbinden, daß wenn ich sie nicht besser machte als die schönste Thüre von Sanct Johann, so verlange ich nichts für meine Arbeit, wenn ich aber sie nach meinem Versprechen vollendete, so wäre ich zufrieden daß man sie schätzen lasse, und man solle mir alsdann tausend

Scudi weniger geben, als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Denen Bauherrn gefiel mein Vorschlag sehr wohl, und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das Angenehmste zu sagen glaubte, es war aber gerade das Gegentheil, denn dieser versetzte: ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange. Und so ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entschieden worden wäre.

Als ich das vernahm, suchte ich schnell den Herzog auf, der einigermaßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er versprach mir's. So fing ich umständlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit so viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen seyn, daß ich ihn endlich besänftigt hatte. Dann setzte ich hinzu: wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwey Kanzeln, welches zwey große Werke seyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geschichten in erhabner Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen; dergestalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene, mit der äußersten Anstrengung, unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich

hatte sie oft in den Palast getragen, und der Herzog ließ mir durch seinen Kämmerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, bemerkte ich wohl daß Seine Excellenz nicht das beste gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Gespräch über die Modelle, zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemste zum Dienst und das schönste zur Ansicht sey. Der Herzog antwortete mir: daß ihm das zu vier Seiten besser gefalle, und daß er es so haben wolle, und sprach lange auf eine freundliche Weise mir mir. Ich that Alles was mir möglich war, um die Kunst zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einsah daß ich wahr redete, und es doch auf seine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter gesagt wurde.

# Zehntes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen, vorräthigen Stück Marmor, machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung: daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellinis Modell wird vorgezogen und Bandinell stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltsamer Contract des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Sbietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bey und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bey Hof von Ammanato verdrängt.

---

Zu dieser Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht, man fuhr ihn sodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn besser auf der flachen Straße, nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu besehen, und ob ich gleich gewiß wusste, daß die Herzogin, aus ganz besonderer Gunst, ihn dem Cavalier Bandinell zugedacht hatte, so jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die besten Absichten für ihn. Denke nur aber Niemand einer Sache, die unter der Herrschaft eines bösen Geschicks liegt, auf irgend eine

Weise zu Hülfe zu kommen! denn wenn er sie auch aus einem offenbaren Uebel gerettet, so wird sie doch in ein viel schlimmeres fallen, so wie dieser Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanato kam, wie ich zu seiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den schönen Marmor gesehen hatte, nahm ich sogleich seine Höhe und seine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verschiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo sich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen ihrem Sohn befanden. Sie waren sämmtlich bey Tafel, jene aber speisten allein, und ich suchte diesen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen gesprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer saß, und ließ mich, mit sehr günstigen Ausdrücken, rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Gespräch auf den schönen Marmor den ich gesehen hatte, und sagte: wie Ihre Vorfahren diese edelste Schule nur dadurch so vollkommen gemacht hätten, daß sie den Wetteifer aller Künstler unter einander zu erregen gewusst; auf diese Weise sey die wundersame Kuppel und die schönen Thüren von S. Johann, und so viel andere schöne Tempel und Statuen fertig, und Ihre Stadt durch Talente so berühmt geworden, als seit den Alten keine bisher gewesen. Sogleich sagte die Herzogin mit

Vor-

Verdruß: sie wisse recht gut alles was ich sagen wolle, ich solle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor sprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber versetzte: also mache ich Euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz besorgt bin, und Alles bedenke, damit Sie besser bedient seyn mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau! wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptuns machte, wenn Ihr auch schon entschlossen seyd, daß Bandinell denselben machen soll, so würde dieser, um seiner Ehre willen, mit größerm Fleiße arbeiten ein schönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitwerber hat. Auf diese Weise werdet Ihr besser bedient seyn, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen, und denjenigen kennen lernen der nach dem Guten strebt; ich meine nach der schönen Art dieser wundersamen Kunst, Ihr werdet zeigen, daß Ihr Euch daran ergötzt und sie versteht. Darauf sagte die Herzogin in großem Zorne: meine Worte wären umsonst, sie wolle, daß Bandinell den Marmor haben solle. Frage den Herzog, setzte sie hinzu, ob dieß nicht auch sein Wille sey? Darauf sagte der Herzog, der bisher immer still gewesen war: es sind zwanzig Jahre, daß ich diesen schönen Marmor ausdrücklich für Bandinell brechen ließ, und so will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten soll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte: ich bitte Ew. Excellenz mir die Gnade zu erzeigen daß ich nur wenige Worte zu

Ihrem eignen Vortheil sage. Der Herzog versetzte: ich solle sagen was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: wisset, mein Herr, der Marmor woraus Bandinell seinen Herkules und Kakus machte, ward für den trefflichen Michelagnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simsons mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und Bandinell brachte nur zwey einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt, deßwegen schreyt die treffliche Schule noch über das große Unrecht das man jenem Marmor angethan. Ich glaube daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser schlechten Arbeiten angeschlagen worden, und ich weiß, daß Ew. Excellenz dieses Vorfalls sich sehr gut erinnert, deßwegen mein trefflicher Herr, wenn die Männer denen das Geschäft aufgetragen war, so unweise handelten dem Michelagnolo seinen schönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinell zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht, könntet ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugedacht ist, von ihm verdorben werde? und wolltet ihr ihn nicht lieber einem andern geschickten Manne geben, der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Lasst, mein Herr, einen jeden der will, ein Modell machen, lasst sie vor der Schule sämmtlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören was man sagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das Beste wählen. Auf diese Weise werft ihr euer Geld nicht weg,

und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst! einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den schönen Marmor, denn du sagst mir die Wahrheit und ich erkenne sie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und murmelte, erzürnt, ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwey Modelle zeigte, die beyde von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth: Es kam nämlich der Kardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Kardinal

unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr, und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey? Der Herzog antwortete sogleich: meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deßhalb ging ich die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie was ich arbeite? Darauf versetzte ich: gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen; ein Cruzifix, von dem weissesten Marmor, auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweytausend Goldgülden hingäb. Denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterstanden sie für irgend einen Herrn zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deßwegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwey Jahre gehalten, der mir helfen musste, und wenn ich Alles rechne, Marmor und Eisen, besonders da der Stein hart ist, dazu das Arbeitslohn, so kömmt er mich über dreyhundert Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für zweytausend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen

gern damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir, bey Gelegenheit der Modelle die zum Neptun befohlen sind, weder Gunst noch Ungunst erzeigen. Darauf sagte sie zornig: also schätzest du weder meine Hülfe noch meinen Widerstand? Ich antwortete: ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweytausend Goldgülden werth halte; aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarotti selbst gegenwärtig wär, von welchem und von sonst Niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der so viel versteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wissen; denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu besehen und mit ihm zwey Gesandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: wirklich, Benvenuto verdients. Da begünstigten mich beyde gar sehr, am meisten der Gesandte

von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie Alles sagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: Ew. Excellenz sollte noch eine andere wundersame Vorsicht brauchen und befehlen: daß Jeder ein Modell von Erde, und gerade so groß als es der Marmor fordert, verfertigen solle! Dadurch würden Sie sich am besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Schaam und großen Schande gereichen; im Gegentheil wenn die Arbeit an den rechten kömmt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Luccesische Abgesandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch. Der Herzog sagte darauf: er ist viel schrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht gewesen wär, denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind. Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schien mich über meine Handelsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: ich will meinem Herrn

wohl; als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello, und man glaubte, daß, außer seiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sey. Denn als er vernommen hatte daß ich obengedachtes Cruzifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schoße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht; nun hatte ich mein Cruzifix nach Santa Maria Novella bestimmt, und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes, eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherrn die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: warum verlanget ihr nicht erst die Erlaubniß eurer Bauherrn, um das Cruzifix aufstellen zu lassen? und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe? Deßhalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr überlassen, wenn gleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Cruzifix dahin zu verehren gedächte, so waren die

trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen, und mein Grab auf alle Weise, wie es mir gefalle, darinne zurichten sollte. Bandinello hatte dieses gemerkt und eilte sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Kapelle welche den Pazzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alsobald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin: sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beystehen, und ob er gleich weg sey, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäkler, eines Tages als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinells wärest du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird dirs noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, so groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte

das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wusste wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müsste, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle. Johann Fiammingo, im Kloster Santa Croce, Vincenzio Danti, von Perugia, im Hause des Herrn Octavio Medici, der Sohn des Moschino zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter, mit Giorgetto dem Maler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage, nebst Ammanato und allen seinen Gesellen, gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Ge-

schwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: geh' und frage den Benvenuto, ob sein Koloß so weit vorwärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne? Herr Stephan richtete, sehr gefällig und gütig, den Auftrag des Herzogs aus, und sagte mir dazu: wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frey sagen, denn der Herzog wisse wohl daß ich wenig Hülfe bey einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte: daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sey, so würde doch der Geist Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und sobald Seine Excellenz in den Verschlag trat, und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders als der erfahrenste Künstler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen und Geberden des Beyfalls sehen, wobey er die wenigen Worte sagte: Benvenuto! du musst ihm nun die letzte Oberhaut geben. Dann wendete er sich zu denen, die bey ihm waren und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: das kleine Modell das ich in seinem Hause gesehen habe, gefiel mir wohl, aber dieses Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein gewisser Schelm von Vicchio, der Peter Maria von Anterigoli hieß, und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bey diesem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als so viel Scheffel Korn, so viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Castanien und was sonst noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit in der wir lebten, mir sehr zu statten kamen; denn diese Dinge waren wohl hundert Goldgülden werth, und ich gab ihm hundert und sechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift: daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es schien mir, wie ich sagte, nicht nöthig das Gut zu besehen, sondern ich erkundigte mich nur aufs Beste: ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leiblicher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten könnte? und mehrere Personen, welche die beyden

Brüder kannten, sagten mir: ich könne ganz ohne Sorge seyn.

Nun ersuchten wir beyde Herrn Peter Franziskus Bertold, Notar bey der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte, als daß diese Schrift im Contract angeführt werden müßte, aber der Notarius hörte nur auf zwey und zwanzig Punkte, die ihm gedachter Sbietta vorsagte, und rückte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indessen als der Notarius schrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, so machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptuns. Da nun also der Contract geschlossen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkosungen, und ich that ihm *ein* Gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäse, Kapaunen, weichen Käse und viele Früchte, so daß ich anfing mich zu schämen, und ihn, so oft er nach Florenz kam, aus dem Gasthause in meine Wohnung holte, so wie auch seine Verwandten, die er oft bey sich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen an: es sey nicht erlaubt, daß ich vor so viel Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entschließen könnte meine Arbeiten, nur auf drey Tage ruhen zu lassen; ich solle doch ja kommen und es besehen. Endlich vermochte er so viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiste. Mein Neptun war durch vielen Fleiß schon ziem-

lich weit gekommen, er war nach guten Grundsätzen entworfen, die Niemand vor mir weder genutzt noch gewusst hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vorfällen, gewiß war den Marmor nicht zu erhalten, so dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz, zu meiner Genugthuung, sehen zu lassen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in seinem Hause so freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkosungen als er; so blieb es eine Weile, bis sie das ausführen konnten, was er und sein Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, so daß ich mich eines Mittwochs, da zwey Feyertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daselbst ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet schien, denn er begegnete mir aufs Freundlichste, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich sein schamloses Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr einen sehr feinen Strohhuth, weil sie versicherte, keinen schönern gesehen zu haben. Als der Abend herbeykam, speisten wir sehr vergnügt zusammen, dann gab er mir ein anständiges Zimmer, und ich legte

mich in das reinlichste Bett. Meinen beyden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens als ich aufstand, wieder dieselbe Freundlichkeit.

Ich ging mein Gut zu besehen, das mir sehr wohl gefiel. Man bestimmte mir so viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, sagte der Priester Herr Philipp zu mir: Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht so ganz gefunden hättet, wie man es euch beschrieben hat, seyd versichert, man wird euch über das Versprochene befriedigen; denn ihr habt es mit rechtschaffnen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unsern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Mensch ist. Dieser Arbeiter nannte sich Mariano Roselli, und sagte mir mehr als Einmal: sehet nur zu euren Sachen! es wird sich zeigen, wer von uns der traurigste seyn wird. Als er diese Worte aussprach, lächelte der Bauer auf eine gewisse unangenehme Weise die mir nicht ganz gefallen wollte, aber dennoch dachte ich auf keine Weise an das, was mir begegnen sollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwey Meilen von Vicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geistlichen, der mich mit seinen gewöhnlichen Liebkosungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühstück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt schon angegangen war, und alle Einwohner sahen mich mit Verwunderung, wie einen seltenen Gegenstand an, besonders aber ein

wackrer Mann, der sich schon lange Zeit an dem Ort befindet, dessen Frau Brod auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern besitzt, liegt ohngefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag sich gern im Ort aufhalten. Dieser gute Mann nun wohnte zur Miethe, in einem Hause, dessen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewiesen waren, und sagte zu mir: ich bin in eurem Hause, und ihr sollt zur rechten Zeit euren Zins erhalten, oder wollt ihr ihn voraus? Denn ich wünschte, daß ihr auf jede Weise mit mir zufrieden seyn möget. Indeß wir so sprachen, bemerkte ich daß dieser Mann mich ganz besonders betrachtete, so daß es mir auffiel und ich zu ihm sagte: sagt mir, lieber Johann, warum ihr mich so stark anseht? Darauf sagte der wackre Mann: ich will es euch gern eröffnen, wenn ihr mir, zuverlässig wie ihr seyd, versprecht, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Ich versprachs ihm, und er fuhr fort: so wisset denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen sich gerühmt hat, was sein Bruder Sbietta für ein gescheuter Mann sey! Er habe sein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt euch mit Schelmen eingelassen, drum lebt nur so lange es gehen will, thut die Augen auf, denn ihr habts Ursache; ich sage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt spazieren, und fand Johann Baptista Santini, und gedachter Priester führte uns Beyde zu Tische. Es war ungefähr 20 Uhr,

und man speiste meinetwegen so früh, weil ich gesagt hatte ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man Alles geschwind zurecht. Die Frau des Sbietta war äußerst geschäftig, und unter andern auch ein gewisser Cecchini Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man sich eben zu Tische setzen wollte, sagte der leidige Pfaffe, mit so einer gewissen vertracten Miene: ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht speisen kann, denn es ist mir ein Geschäft von Wichtigkeit das meinen Bruder betrifft vorgefallen, und weil er nicht da ist, muß ich statt seiner eintreten. Durch unsere Bitten, doch bey uns zu bleiben, ließ er sich auf keine Weise bewegen, und wir fingen an zu speisen. Als wir die Salate, die in gewissen Schüsselchen aufgetragen wurden, gegessen hatten, und man anfing das gesottne Fleisch zu geben, kam ein Schüsselchen für Einen Mann. Sandino, der mir gegenüber saß, sagte darauf: habt ihr jemals so gute Kost gesehen? und euch geben sie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, versetzte ich darauf. Dann sagte er zu mir: ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tische rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, Beyde ganz ordentlich beschäftigt. Endlich bat ich das Weib so sehr, daß sie zu uns kam, aber sie beklagte sich, und sagte: meine Speisen schmecken euch nicht, denn ihr esst so wenig. Ich lobte aber ihr Gastmahl über die Maßen und sagte, daß ich hinreichend

chend gegessen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Ursache dieses Weib mich so außerordentlich nöthigte. Als wir aufstanden, waren schon die ein und zwanzig vorbey, und ich wünschte noch den Abend nach Trespiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich Allen, dankte der Frau und reiste fort. Ich war nicht drey Miglien entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entsetzlich, und mir schienen es tausend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Noth langte ich daselbst an, und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mit großen Schmerzen geschah, ging ich, als es Tag ward, nachzusehen, und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müsse etwas Giftiges gegessen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speisen und Tellerchen ein, die mir das Weib besonders vorgesetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir so viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bey Tische bleiben wollte, ja daß er sollte gesagt haben: sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich daß sie mir in einem Schüsselchen Brühe, die sehr gut gemacht, und angenehm zu essen war, ein Dosis Sublimat

gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachte Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze genieße, so aß ich auch nur ein paar Bissen hiervon, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beygebracht.

Ob ich mich nun schon, auf solche Weise, angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergestalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben musste. Sobald als die Herzogin hörte daß ich krank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanato, frey zur Arbeit übergeben, der mir darauf sagen ließ: ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es sollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bey dieser Gelegenheit wie Bandinell betragen, der in Reden ausbrach die einem Künstler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten: ich habe es immer vermuthet; er solle nur dankbar gegen das Glück seyn, da es ihm nach Würden eine solche Gunst erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franziskus da Monte Varchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meister Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergestalt

meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bey mir behalten konnte; aber der geschickte Meister Franziskus sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine starke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tags: Benvenuto! danke Gott, du hast gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdrusse der Schelmen, welche dir zu schaden gedachten, durchbringen. Darauf versetzte Meister Raphael, das wird eine von den besten und schwersten Kuren seyn; denn du musst wissen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verschluckt hast. Sogleich unterbrach ihn Meister Franziskus, und sagte: es war vielleicht ein giftiges Insekt. Da versetzte ich: ich weiß recht wohl daß es Gift ist, und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

---

# Eilftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Franzesko, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht das er von dem Magistrat in einem Prozeß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begibt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bey Sbietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit die er in seinem Rechtsstreite mit Sbietta, durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bey dieser Gelegenheit, ein trefflich gearbeitetes Kruzifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beystand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Catharina von Medicis verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihren Gemal Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Kardinal von Medicis stirbt, worüber am florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa.

---

Um diese Zeit war der Herzog verreist, um seinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanato schon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bey der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptuns, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bey

Don Franzesko dem Sohn des Herzogs, zu beschweren, der mir sonst einiges Wohlwollen bezeugte. Ich sagte: sie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen sey; wenn sie fertig wär, so hätte es mir gleichgültig seyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene: Benvenuto bekümmer euch nicht daß sie aufgedeckt ist, denn sie haben es zu ihrem eignen Schaden gethan; wollt ihr aber daß ich sie soll bedecken lassen, so soll es gleich geschehen. Außer diesen Worten sagte Seine Excellenz noch Manches zu meinen Gunsten, in Gegenwart vieler Herrn, ich aber versetzte: er möge doch die Gnade haben und mir Gelegenheit verschaffen, daß ich das Modell endigen könnte, denn ich wünschte, sowol mit dem großen als dem kleinen, ihm ein Geschenk zu machen. Er antwortete mir: daß er Eins wie das Andere annehme, und ich solle alle Bequemlichkeit haben die ich verlange. Diese geringe Gunst richtete mich wieder auf, und war Ursache, daß ich wieder nach und nach gesund wurde; denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergestalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung fürs Leben zu schöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbey, daß ich jenes Gut von Sbietta, auf gedachte Weise, besaß, und ich musste nun, nach ihren Giftmischereyen, und andern Schelmstreichen bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug als sie mir versprochen hatten. Da ich nun, außer dem

Hauptkontrakte, von Sbietta selbst, noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir, vor Zeugen, die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herrn Räthen, welche der Zeit Averardo Serristori und Friedrich Ricci waren. Alfonzo Quistello war Fiskal, und kam auch mit in ihre Sitzung; die Namen der Uebrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Alessandri darunter, genug alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herrn vorgelegt hatte, entschieden sie Alle mit Einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben; der einzig Friedrich Ricci widersprach, denn er bediente sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrüßlich daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhinderte, und einen erstaunlichen Lärm machte, indem Averardo Serristori und die Andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verflossen war. Nachdem sie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze der Nunciata, und sagte, ohne Rücksicht, mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat so viel über uns Andere vermocht, daß du wider unsern Willen bist verletzt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen; denn der oberste Gewalthaber der Regierung müsste darüber unruhig werden; genug mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, blos weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit da der Herzog in Livorno war, ging ich, ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hintan zu setzen. Mit diesen Entschliessungen kam ich nach Livorno, und fand meinen Herzog, der mich aufs Beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst, und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli zu sprechen, und sagte: ich will Ew. Excellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptuns woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun Alles aufs Genauste, und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, so sagte ich: wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hätten, so sollten sie den Sbietta, oder diejenigen welche mir den Gift gegeben, eher belohnen, als bestrafen, weil der Gift, indem er nicht so stark gewesen mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verschleimung zu reinigen,

die mich vielleicht in drey bis vier Jahren umgebracht hätte; durch diese sonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwey Miglien Wegs, mit Aufmerksamkeit zu, und sagte nur: o! die bösen Menschen! Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sey, und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tages trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perseus noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umständlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwurt bekam, vielmehr schien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Cancino, einer von den ersten Sekretären des Herzogs, und sagte mir, halb trotzig: der Herzog meint, wenn du Urlaub willst, so wird er dir ihn geben, willst du aber arbeiten, so sollst du auch zu thun finden, mehr als du gedenkst. Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche, als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend Jemand, er

möchte Papst, Kaiser oder König seyn. Ja viel lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem Andern für einen Dukaten. Dann sagte er: wenn du so denkst, so seyd ihr einig ohne weiters. Drum gehet nach Florenz zurück, und seyd gutes Muths, denn der Herzog will euch wohl. Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Kontrakt einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das Letzte geschah im December 1566. Doch ich will weiter dieser Sache nicht gedenken, und Alles Gott überlassen, der mich so oft aus manchen Gefahren gerissen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Kruzifix geendigt, nahm es von der Erde auf, und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf Jeden sehen, wer kommen wollte. Nun geschah es, nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Kruzifix zu sehen. Es gefiel so sehr, daß beyde Herrschaften sowol als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun sah daß ihre Excellenzen so wohl zufrieden mit dem Werke waren, und es so sehr lobten, auch

ich Niemand gewusst hätte der würdiger gewesen wär, es zu besitzen, so machte ich ihnen gern ein Geschenk damit, und bat nur, daß sie mit mir in das Erdgeschoß gehen möchten. Auf diese Worte standen sie gefällig auf, und gingen aus der Werkstatt in das Haus. Dort sah die Herzogin mein Modell des Neptuns, und des Brunnens zum Erstenmal, und es fiel ihr so sehr in die Augen, daß sie sich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und sagte: bey meinem Leben, ich hätte nicht gedacht daß dieses Werk den zehenten Theil so schön seyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verschiedenemal: hab ichs euch nicht gesagt. So sprachen sie unter einander zu meinen Ehren lange Zeit, und schienen mich gleichsam um Vergebung zu bitten. Darauf sagte der Herzog: ich solle mir einen Marmor nach Belieben aussuchen, und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf diese gütigen Worte versetzte ich: wenn sie mir dazu die Bequemlichkeit verschaffen wollen, so würde ich ihnen zu Liebe gern ein so schweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog schnell: du sollst alle Bequemlichkeit haben die du verlangst, und was ich dir von selbst geben werde, soll noch viel mehr werth seyn. Mit so gefälligen Worten gingen sie weg, und liessen mich höchst vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl sah, daß man zu nichts Anstalt machte, gerieth ich beynahe in Verzweiflung.

In dieser Zeit schickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unsern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man sagt. Gedachter Abgesandter war mein genauer Freund und wir sahen uns oft. Als er mir nun die Gunst erzählte die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber sagte mir, im Namen der Königin: Ihro Majestät wünsche sehr, das Grab Heinrichs (des Zweyten), ihres Gemals geendigt zu sehen; Daniel von Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, sein Termin aber sey verlaufen, und überhaupt sollten an das Grab die herrlichsten Zierrathen kommen: wollte ich nun nach Frankreich, in mein Kastell, zurückkehren; so wolle sie mir alle Bequemlichkeit verschaffen, wenn ich nur Lust hätte, ihr zu dienen. Darauf versetzte ich gedachtem Baccio: er solle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden sey, so würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf sagte Herr Baccio, fröhlich, so gehen wir zusammen! und nahm die Sache als schon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog sprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn sagte, daß wenn Seine Excellenz es zufrieden wären; so würde sich die Königin meiner bedienen. Darauf versetzte der Herzog sogleich: Ben-

venuto ist der geschickte Mann wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten! worauf er sogleich das Gespräch veränderte. Den andern Tag sagte mir Herr Baccio Alles wieder, ich aber konnte mich nicht halten, und sagte: wenn ich, seitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten gibt, eines der schwersten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweyhundert Scudi von meiner Armuth kostet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beschäftigt hätte! Ich sage, man thut mir sehr unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog Alles wieder; dieser aber sagte: das sey nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf diese Weise stand ich verschiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen lassen, weil es ihm unangenehm zu seyn schien.

Zu dieser Zeit ging der Herzog mit seinem ganzen Hof und allen seinen Kindern, außer dem Prinzen der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Pisa. Der Gift jener bösen Ausdünstungen ergriff den Kardinal zuerst, er verfiel in ein pestilenzialisches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, schön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verschiedene Tage vorbey gehen, bis ich glaubte daß die Thränen getrocknet seyen; dann ging ich nach Pisa.

---

# Anhang

zur

# Lebensbeschreibung

des

# Benvenuto Cellini,

bezüglich auf

## Sitten, Kunst und Technik.

X. Flüchtige Schilderung florentinischer Zustände.
XI. Stammtafel der Medicis.
XII. Schilderung Cellinis.
XIII. Letzte Lebensjahre.
XIV. Hinterlaßne Werke.
1. Goldschmiedearbeit.
2. Plastische.
Perseus.
Cruzifix.
Ganymed.
Cosmus I. Büste.
Bronzen von Fontainebleau.
Restaurirter Camee.
3. Zeichnungen.
XV. Hinterlassene Schriften.
1. Lebensbeschreibung.
Uebersetzung derselben.
2. Zwey Diskurse.
Ueber Goldschmiedekunst.
Ueber Sculptur.
3. Kleine Aufsätze.
4. Poetische Versuche.
5. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.
XVI. Ueber die Grundsätze, wornach man das Zeichnen lernen soll.
XVII. Ueber den Rangstreit der Sculptur und Malerey.

## I.

## Vorwort.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeschreibung Cellini's, eine Nachschrift den Leser anziehen sollte; so müsste sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhafteren Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber dieser Forderung, im ganzen Umfange, Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen; so gedenken wir, für dießmal, skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch, Einiges beyzubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

## II.

## Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten oder andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammen gefunden, wie sie sich berührt, oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen, wobey der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander ver-

halten, von der größten Bedeutung ist. Deßhalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler, in chronologischer Ordnung, dem Leser vor und überlassen ihm, sich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zusammenwirkens, selbst auszubilden.

Hiebey drängt sich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichsten, im funfzehnten Jahrhundert gebornen Künstler, auch das sechszehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genossen; durch welches Zusammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunsterscheinungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um so mehr, als man die Anfänge, deren sich schon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigsten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini geboren wurde,

Gentile Bellin,
Johann Bellin,
Luca Signorelli,
Leonard da Vinci,
Peter Perugin,
Andreas Mantegna,
Sansovino,
Fra Bartolomeo
Franz Rustici,
Albrecht Dürer,
Michelangelo,

Balthasar Peruzzi,
Titian,
Giorgione,
Rafael,
Andrea del Sarto,
Primaticcio,
Franz Penni,
Julius Roman,
Corregio,
Polidor von Caravaggio,
Rosso,
Holbein,

der Erste in einem Alter von Ein und Achtzig, der Letzte von Zwey Jahren. Ferner wurden in dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga,
Parmegianin,
Daniel von Volterra,
Jacob Bassan,
Bronzin,
Franz Salviati,
Georg Vasari,
Andrea Sciavone und
Tintoret.

In einer so reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem solchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leser rufe sich die Eigenschaf-

ten dieser Männer summarisch, in Gedanken zurück und er wird über das Gedränge von Verdiensten erstaunen, welches jene Epoche verschwenderisch hervorbrachte.

## III.

### Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unsern Blick auf die Vaterstadt des Künstlers; so finden wir in derselben eine höchst lebendige Kunstwelt.

Ohne umständlich zu wiederholen was anderwärts bey manchen Gelegenheiten über die Bildung der florentinischen Schule von mehrern, besonders auch von unsern Freunden, in dem ersten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Masaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier eine summarische Uebersicht zu geben.

Cimabue ahmet die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung daß die Natur nachzuahmen sey. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur; versucht sich also hüben und drüben.

Giotto lernt die Handgriffe der Malerey von seinem Meister, ist aber ein außerordentlicher Mensch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunst.

Seine Nachfolger, Gaddi und andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt sich höher und schließt sich an die Poesie, besonders an die Gestalten des Dante.

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drey große Männer, ergreifen dem Geist und der Form nach, die Natur und rücken die Bildhauerkunst vor.

Der Erste erfand vielleicht die Gesetze der Perspectiv, wenigstens benutzt er sie früh und befördert diesen Theil der Kunst: worauf denn aber leider eine Art technischer Raserey, das Eine Gesundne durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, fast hundert Jahre dauert und das ächte Kunststudium sehr zurücksetzt.

Masaccio steht, groß und einzig, in seiner Zeit, und rückt die Malerey vor.

Alles drängt sich nun, in der von ihm gemachten Kapelle zu studiren; weil die Menschen, wenn sie auch das Rechte nicht deutlich verstehen, es doch allgemein empfinden.

Masaccio wird nachgeahmt, in so fern er sich der Natur in Gestalt und Wahrheit der Darstellung, nähert ja sogar an Kunstfertigkeit, übertroffen, vom ältern Lippi, Boticelli, Ghirlandaio; welche abe alle in der Naturnachahmung stecken bleiben.

Endlich treten die großen Meister auf, Leonart da Vinci, Fra Bartholomeo, Michelange und Rafael.

## IV.

## Cartone.

So stark auch die Eindrücke dieser früheren meisterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künstlers mögen gewesen seyn, wie er selbst hie und da, zu bezeugen nicht unterlässt; so war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich, welche zwey gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten; Cartone des Leonard da Vinci und des Michelangelo, die sogleich bey ihrer Entstehung die Aufmerksamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunstwelt erregten.

Von jeher hatten sowol die Vorsteher des florentinischen Staats, als einzelne Gilden und Gesellschaften, sich zur Ehre gerechnet, durch Architectur, Sculptur und Malerey, die Zeiten ihrer Administration zu verherrlichen und, besonders geistlichen Gebäuden, durch bildende Kunst einen lebendigen Schmuck zu verschaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben und das schöne Kunstkapital, das Lorenz, besonders in seinem Stadtgarten, gesammelt hatte, woselbst er eine Bildhauerschule unter der Aufsicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution, durch das leidenschaftliche Ungestüm der Menge, zerstreut und vergeudet. Eine neue republikanische Verfassung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, dessen Wände durch Veranstaltung Peter Soderini's, des Gonfa-

loniers und seiner Regimentsgenossen, von den würdigsten Künstlern jener Zeit belebt werden sollten.

Leonardo da Vinci, ohngefähr im sieben und vierzigsten Jahre, hatte sich von Mailand, nach dem Einmarsch der Franzosen, auf Florenz zurückgezogen, woselbst Michelangelo, ohngefähr im sechs und zwanzigsten, mit größter Anstrengung den Studien oblag. Man verlangte von beyden Künstlern, Cartone zu großen Gemälden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf gedachten Cartonen vorgestellten Thaten und Ereignisse, in dem Kriege vorgefallen welchen die Florentiner gegen die Pisaner führten, der sich mit der Eroberung von Pisa endigte. Die Gründe warum wir von dieser Meinung abgehen, werden wir zunächst anzeigen, wenn wir vorher eine Darstellung jener Kunstwerke, mit Hülfe älterer Ueberlieferungen und neuern Nachrichten, im Allgemeinen verursacht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, einen Theil von Tuscien weggenommen und stand, gegen die päpstlichen und florentinischen Truppen, ohnfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunfälle im obern Italien, genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dieß bekannt wurde, befahlen den Ihrigen sorgfältig ein Treffen zu vermeiden,

wozu Piccinin, um bey seinem Abzug ehrenvoll zu erscheinen, sehr geneigt war.

1.

Carton des Michelangelo.

Die florentinischen Anführer standen nicht genugsam auf ihrer Hut, so wie überhaupt die lose Art Krieg zu führen, in damaliger Zeit, ingleichen die Insubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten, zum großen Theil, um sich zu erfrischen oder zu ergötzen, das Lager verlassen.

Unter diesen Umständen kommt Piccinin herangezogen. Ein Florentiner, dessen Namen uns die Geschichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerst den Feind und ruft die zerstreuten Krieger zusammen.

Wir glauben ihn in dem Manne zu sehen, der fast im Centrum des Bildes steht, und indem er vorschreitet, mit seiner kriegerischen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern scheint.

Mag nun der Künstler den Umstand, daß die Krieger sich eben im Flußbad erquicken als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geschichte vorgefunden, oder aus seinem Geiste geschöpft haben; wir finden dieses gehörigste Motiv hier angewendet. Das Baden steht, als das höchste Symbol der Abspannung, entgegengesetzt der höchsten Kraftäußerung im Kampfe, zu der sie aufgefordert werden.

„In dieser, durch den unerwarteten Aufruf belebten Menge ist beynahe jede Behendigkeit des menschlichen Alters, jede Bewegung, jeder Gesichtszug, jede Pantomime, von Bestürzung, Schreck, Haß, Angst, Eil und Eifer dargestellt. Wie Funken aus einem glühenden Eisen, unter dem Hammer, gehen alle diese Gemüthszustände aus ihrem Mittelpunkt heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere sind im raschen Fortschritt dazu begriffen; noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felsensprung. Hier tauchen zwey Arme aus dem Wasser auf die dem Felsen zutappen, dort flehen ein Paar andere um Hülfe; Gefährten beugen sich über, Gefährten zu retten, andere stürzen sich vorwärts, zum Beystand. Oft nachgeahmt ist das glutvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bey dem jede Senne, in ungeheurer Anstrengung, dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt, über die träufelnden Glieder zu ziehen, indem er, zürnend widerwillig, mit dem einen Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurch fährt.

Mit dieser kriegerischen Hast, mit diesem edlen Unmuth, hat der sinnvolle Künstler die langsam bedächtige Eleganz eines halb abgewendeten Jünglings, der eifrig bemüht ist sich die Buckeln seiner Rüstung, unterwärts der Knöchel, zuzuschnallen, in den sprechendsten Contrast gesetzt. Hier ist auch ein Eilen — aber es ist Methode darin. Ein dritter schwingt sei-

nen Küraß auf die Schulter, indeß ein vierter, der ein Anführer zu seyn scheint, unbekümmert um Schmuck, kampffertig, mit geschwungenem Speer, einen Vormann über den Haufen rennt, der sich eben gebückt hat eine Waffe aufzusammeln. Ein Soldat, der selbst ganz nackt ist, schnallt an dem Harnisch seines Kriegskameraden herum, und dieser, gegen den Feind gekehrt, scheint ungeduldig den Grund zu stampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend, oder in sich zurückgezogen, wetteifern mit einander in kraftvollen Ausbrüchen. Nur Ein Motiv beseelt diese ganze Scene des Tumults. Streitbegierde, Eifer mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anstrengung die verschuldete Fahrlässigkeit wieder abzubüßen."

Dieses gelang denn auch, wie uns die Geschichte weiter erzählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinin das verbündete Heer der päpstlich = florentinischen Truppen zu wiederholtenmalen an; hartnäckig widerstanden diese und schlugen zuletzt, begünstigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, dessen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2.

Carton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michelangelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Komposition dargestellt,

so wählte Leonardo da Vinci den letzten schwankenden Augenblick des Sieges und trug ihn, in einer künstlichen, gedrängten Gruppe vor, die wir, in so fern sie sich aus der Beschreibung des Vasari und Anderer entwickeln lässt, unsern Lesern darzustellen suchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrscheinlich Ein Paar von jedem Heere, sind mit einander in Conflict gesetzt; sie kämpfen um eine Standarte, deren Stab sie alle angefasst haben. Zwey widerstreben einander von beyden Seiten, sie heben die Schwerter empor sich zu verwunden, oder, wie es auch scheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein Dritter, wahrscheinlich im Vordergrunde, wendet sein Pferd gleichsam zur Flucht, indem er, mit umgewendetem Körper und ausgestrecktem Arm die Stange fest hält und durch diese gewaltsame Bewegung das Siegeszeichen den Uebrigen zu entreißen strebt, indessen ein Vierter, vermuthlich von hinten, gerade herwärts dringt und, indem er die Stange selbst gefasst hat, mit aufgehobenem Schwert, die Hände derer die sie ihm streitig machen, abzuhauen droht. Charakter und Ausdruck dieses Letzten, als eines entschieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erscheint, wird besonders gerühmt, so wie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier, in Geberden und Mienen der Uebrigen, zu denen die Streitlust der Pferde sich gesellt, deren zwey,

mit verschränkten Füßen auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürliche Waffen, wie ihre Reuter mit künstlichen, sich bekämpfen. Wobey der Meister, welcher diese edle Thiergattung besonders studirt hatte, mit einem seltnen Talente glänzen konnte.

So zeigte diese geschlossne, in allen ihren Theilen aufs künstlichste angeordnete Handlung, den dringenden, letzten Moment eines unaufhaltsamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwey Figuren, in Verkürzung, zwischen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beynahe auf die Erde ausgestreckt, sollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltsam ausholt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerstand mit Füßen und Armen der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug! alle Figuren, Menschen und Thiere, waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, so daß sie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchsten Meisterschaft, darstellten.

---

Beyde Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künstlerischen Zeitgenossen erregten, und höher als andere Arbeiter dieser großen Meister geschätzt wurden, sind leider verloren gegangen.

Wahrscheinlich hatte die Republik weder Kräfte

noch Ruhe genug, einen so groß gefassten Gedanken aus-führen zu lassen, und schwerlich fühlten sich die Medicis geneigt, als sie bald zur Herrschaft wieder zurückkehrten, das, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten andere Sorgen! sowol für Künstler, als für Oberhäupter! Und sehen wir nicht in unsern Tagen, das mit großem Sinne und Enthusiasmus entworfene, mit schätzbarem Kunstverdienst begonnene, revolutionäre Bild Davids, den Schwur im Ballhause vorstellend, unvollendet? Und wer weiß was von diesem Werke in drey Jahrhunderten übrig seyn wird.

Doch was überhaupt so manche Kunstunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johann's von Medicis zum Römischen Papste. Ihm, der unter dem Namen Leo X. so große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog Alles nach, was unter einem solchen Gestirn zu gedeihen werth war, oder werth zu seyn glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Sälen in welchen sie aufgehängt gewesen, unversehrt geblieben? ob sie abgenommen, versteckt, vertheilt, versendet, oder zerstört worden? ist nicht ganz gewiß.

Indessen trägt der Ritter Bandinell wenigstens den Verdacht, daß er den Carton des Michelangelo in den ersten unruhigen Zeiten des Regimentswechsels, zerschnitten habe, wodurch uns der Verlust eines solchen Werks

noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgiltigen Hand des Zufalls zuschreiben müßten.

Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente scheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung einen Originalzug wieder davon zu erblicken, ist für Liebhaber verloren.

Der Carton des Leonardo da Vinci soll erhalten und nach Frankreich geschafft worden seyn, wo er denn aber auch verschwunden ist.

Desto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieser Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, sondern auch noch in nachgebildeten Kunstwerken übrig ist.

Von der Leonardischen Gruppe findet sich *eine*, nicht allzugroße Copie, im Poggia Imperiale, wahrscheinlich von Bronzin. Ferner ist sie in dem Gemälde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorstellt, im Hintergrund, als ein Beywerk angebracht. Auch soll davon ein Kupfer von Gerhardt Edelink, jedoch nach einer schlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländers in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelangelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer, aus damaliger Zeit, bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßly, ein würdiger Bewunderer des großen Michelangelo, eine Beschreibung des Ganzen gegeben, wobey er eine kleine

Copie, welche sich zu Halkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unsere obige Beschreibung daher entlehnt und wünschen nichts mehr, als daß Füßly in England und Morghen in Italien, die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer besorgen und befördern mögen. Sie würden sich um die Kunstgeschichte ein großes Verdienst erwerben, so wie solches von dem letzten, durch den Stich des Mailändischen Abendmahls, bereits geschehen ist.

Möge doch die Kupferstecherkunst, die so oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchsten Pflicht gedenken und uns die würdigsten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltsam zu zerstören in Bewegung sind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten suchen.

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeygehen anzumerken, daß die Composition des Michelangelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht darstellt, mit der Composition des jüngsten Gerichtes große Aehnlichkeit habe; indem in beyden Stücken, die Wirkung von einer einzigen Person augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beyder Bilder wird deßhalb dereinst höchst interessant werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiste des Verfassers zollen, immer vermehren.

---

noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgiltigen Hand des Zufalls zuschreiben müssten.

Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente scheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung einen Originalzug wieder davon zu erblicken, ist für Liebhaber verloren.

Der Carton des Leonardo da Vinci soll erhalten und nach Frankreich geschafft worden seyn, wo er denn aber auch verschwunden ist.

Desto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieser Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, sondern auch noch in nachgebildeten Kunstwerken übrig ist.

Von der Leonardischen Gruppe findet sich *eine*, nicht allzugroße Copie, im Poggia Imperiale, wahrscheinlich von Bronzin. Ferner ist sie in dem Gemälde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorstellt, im Hintergrund, als ein Beywerk angebracht. Auch soll davon ein Kupfer von Gerhardt Edelink, jedoch nach einer schlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländers in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelangelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer, aus damaliger Zeit, bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßly, ein würdiger Bewunderer des großen Michelangelo, eine Beschreibung des Ganzen gegeben, wobey er eine kleine

Copie, welche sich zu Halkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unsere obige Beschreibung daher entlehnt und wünschen nichts mehr, als daß Füßly in England und Morghen in Italien, die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer besorgen und befördern mögen. Sie würden sich um die Kunstgeschichte ein großes Verdienst erwerben, so wie solches von dem letzten, durch den Stich des Mailändischen Abendmahls, bereits geschehen ist.

Möge doch die Kupferstecherkunst, die so oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchsten Pflicht gedenken und uns die würdigsten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltsam zu zerstören in Bewegung sind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten suchen.

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeygehen anzumerken, daß die Composition des Michelangelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht darstellt, mit der Composition des jüngsten Gerichtes große Aehnlichkeit habe; indem in beyden Stücken, die Wirkung von einer einzigen Person augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beyder Bilder wird deßhalb dereinst höchst interessant werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiste des Vermer vermehren.

noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgiltigen Hand des Zufalls zuschreiben müßten.

Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente scheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung einen Originalzug wieder davon zu erblicken, ist für Liebhaber verloren.

Der Carton des Leonardo da Vinci soll erhalten und nach Frankreich geschafft worden seyn, wo er denn aber auch verschwunden ist.

Desto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieser Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, sondern auch noch in nachgebildeten Kunstwerken übrig ist.

Von der Leonardischen Gruppe findet sich *eine*, nicht allzugroße Copie, im Poggia Imperiale, wahrscheinlich von Bronzin. Ferner ist sie in dem Gemälde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorstellt, im Hintergrund, als ein Beywerk angebracht. Auch soll davon ein Kupfer von Gerhardt Edelink, jedoch nach einer schlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländers in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelangelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer, aus damaliger Zeit, bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßly, ein würdiger Bewunderer des großen Michelangelo, eine Beschreibung des Ganzen gegeben, wobey er eine kleine

Copie, welche sich zu Halkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unsere obige Beschreibung daher entlehnt und wünschen nichts mehr, als daß Füßly in England und Morghen in Italien, die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer besorgen und befördern mögen. Sie würden sich um die Kunstgeschichte ein großes Verdienst erwerben, so wie solches von dem letzten, durch den Stich des Mailändischen Abendmahls, bereits geschehen ist.

Möge doch die Kupferstecherkunst, die so oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchsten Pflicht gedenken und uns die würdigsten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltsam zu zerstören in Bewegung sind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten suchen.

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeygehen anzumerken, daß die Composition des Michelangelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht darstellt, mit der Composition des jüngsten Gerichtes große Aehnlichkeit habe; indem in beyden Stücken, die Wirkung von einer einzigen Person augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beyder Bilder wird deßhalb dereinst höchst interessant werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiste des Verfassers zollen, immer vermehren.

Schliesslich rechtfertigen wir mit Wenigem, daß wir, in Darstellung der historischen Gegenstände, von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beyde Cartone solche Kriegsbegebenheiten vorstellen, welche bey Gelegenheit der Belagerung von Pisa, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vasari hingegen deutet nur den Einen Gegenstand, welchen Michelangelo behandelt, dorthin; erzählt aber daß Leonardo auf dem seinigen, einen Vorfall aus der Schlacht zwischen den verbundenen florentinisch-päpstlichen Truppen, gegen Nicolaus Piccinin, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann diese Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche seiner florentinischen Geschichte, mit folgenden Worten umständlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, Alles entfernt vom Lager, wie nur ein Jeder, entweder Luft zu schöpfen, denn die Hitze war groß, oder sonst zum Vergnügen, sich verlieren mochte.“

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michelangelo ausgeführt, zu erblicken, wobey ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchsten Symbols, einer völligen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit, zukommen dürfte.

Wir werden in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als in einer sehr ausführlichen Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Pisa, von Palmerius, so wie in den pisanischen Annalen des Tronci, welcher sonst die ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur eines solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zunächst, daß es nicht wohl schicklich für eine Regierung gewesen wär, durch Kunstwerke den alten Groll gegen die Pisaner, welche nun schon seit hundert Jahren die ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen; so lässt sich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenschaftlicher Florentiner überall wo er Krieg und Streit sah, sich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Pisaner erinnerte; anstatt daß von dem so bedeutenden Sieg, über Piccinin, keine sinnliche Spur übrig geblieben wär und kein Nationalhaß die Erinnerung an denselben schärfte.

Was hiebey noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht, bey erregter Aufmerksamkeit, bald seine Auflösung.

## V.

## Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini, von Jugend auf, an menschliche Gestalt und ihre Darstellung, im höchsten Sinne geführt worden; so zog ihn doch sein Metier, und vielleicht auch eine gewisse subalterne Neigung, zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten, und sonst, sehr häufig vor sich fand und studirte.

Schließlich rechtfertigen wir mit Wenigem, daß wir, in Darstellung der historischen Gegenstände, von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beyde Cartone solche Kriegsbegebenheiten vorstellen, welche bey Gelegenheit der Belagerung von Pisa, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vasari hingegen deutet nur den Einen Gegenstand, welchen Michelangelo behandelt, dorthin; erzählt aber daß Leonardo auf dem seinigen, einen Vorfall aus der Schlacht zwischen den verbundenen florentinisch-päpstlichen Truppen, gegen Nicolaus Piccinin, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann diese Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche seiner florentinischen Geschichte, mit folgenden Worten umständlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, Alles entfernt vom Lager, wie nur ein Jeder, entweder Luft zu schöpfen, denn die Hitze war groß, oder sonst zum Vergnügen, sich verlieren mochte."

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michelangelo ausgeführt, zu erblicken, wobey ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchsten Symbols, einer völligen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit, zukommen dürfte.

Wir werden in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als in einer sehr ausführlichen Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Pisa, von Palmerius, so wie in den pisanischen Annalen des Tronci, welcher sonst die ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur eines solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zunächst, daß es nicht wohl schicklich für eine Regierung gewesen wär, durch Kunstwerke den alten Groll gegen die Pisaner, welche nun schon seit hundert Jahren die ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen; so lässt sich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenschaftlicher Florentiner überall wo er Krieg und Streit sah, sich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Pisaner erinnerte; anstatt daß von dem so bedeutenden Sieg, über Piccinin, keine sinnliche Spur übrig geblieben wär und kein Nationalhaß die Erinnerung an denselben schärfte.

Was hiebey noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht, bey erregter Aufmerksamkeit, bald seine Auflösung.

V.

## Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini, von Jugend auf, an menschliche Gestalt und ihre Darstellung, im höchsten Sinne geführt worden; so zog ihn doch sein Metier, und vielleicht auch eine gewisse subalterne Neigung, zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten, und sonst, sehr häufig vor sich fand und studirte.

Er gedenkt seines Fleißes auf dem Campo Santo zu Pisa, und an einer nachgelassenen, unübersehlichen, Sammlung des Philippo Lippi, welcher dergleichen Gegenstände sorgfältig nachahmte; um sie in seinen Gemälden anzubringen.

## VI.

### Vorzügliches technisches Talent.

Das allgemeine technische Talent das unserm Benvenuto angeboren war, konnte bey der Goldschmiedezunft, die sich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und sehr viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gesellen forderte, genugsamen Anlaß zur Thätigkeit finden und sich stufenweise, durch vielfältige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

## VII.

### Zwey Abhandlungen, über Goldschmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in seiner Lebensbeschreibung, nächst seinen Schicksalen, auch seine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, so hat er in ein Paar Abhandlungen uns das einzelne Technische dergestalt beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich bis-

her am Leben und an der Kunst ergötzt, sich nun auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen, und so zu einem vollständigern Anschauen, wenn ihm darum zu thun ist, gelangen kann.

## VIII.

## Goldschmiedegeschäft.

### 1.

### Kenntniß der Edelsteine.

Die aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit Alles, was einigermaßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin stellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Saphyr das Wasser, und der Diamant die Luft vor. Rubinen, von einiger Größe, waren damals selten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So stand auch der Smaragd in hohem Preise. Die übrigen Edelsteine kannte man wohl, doch schloß man sie entweder an die vier genannten an, oder man versagte ihnen das Recht Edelsteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt. Man schrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem sie dieses Leuchten abgewonnen hatten, sondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte sie Carfunkel.

2.

## Fassen der Edelsteine.

Bey dem Fassen der Edelsteine, behandelte man die Folien mit der äußersten Sorgfalt. Es sind dieses gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienst, wie z. B. Cellini, durch feingeschnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkasten gefüttert, einen Rubin besonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er sich auf die Geschicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu Gute. Er tadelt, bey gefärbten Steinen, die allzudunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erscheint, wenn nicht Licht durch sie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage aus dem feinsten Lampenruß bereitet; schwächern Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3.

## Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen, oder Figuren, in Kupfer, oder Silber, wurden mit einer schwarzen Masse ausgefüllt. Diese Art zu arbeiten war schon zu Cellini's Zeiten abgekommen. Wahrscheinlich weil sie durch die Kupferstecherkunst, die sich daher ableitete, vertrieben worden war. Jeder der sich bemüht hatte kunstreiche Striche ins Metall zu graben; mochte sie lie-

der durch Abdruck vervielfacht sehen, als sie, ein für allemal, mit einer schwarzen Masse ausfüllen.

Diese Masse bestand aus Einem Theil Silber, Zwey Theilen Kupfer und Drey Theilen Bley, welche zusammengeschmolzen und nachher, in einem verschlossenen irdenen Gefäß, mit Schwefel zusammengeschüttelt worden, wodurch eine schwarze körnige Masse entsteht, welche sodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird.

Zum Gebrauch wurde sie gestoßen und die eingegrabene Metallplatte damit überschmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorschein kam und endlich die Fläche dergestalt polirt, daß nur die schwarzen Striche reinlich stehen blieben.

Thomas Finiguerra war ein berühmter Meister in dieser Arbeit, und man zeigt in den Kupferstichsammlungen Abdrücke von seinen eingegrabenen, noch nicht mit Niello eingeschmolzenen Platten.

### 4.

### Filigran.

Aus Gold- und Silberdräthen, von verschiedner Stärke, so wie aus dergleichen Körnern, wurden Zierrathen zusammengelegt, mit Drachant verbunden und die Löthe gehörig angebracht; sodann, auf einer eisernen Platte einem gewissen Feuergrad ausgesetzt und die Theile zusammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5.

## Email.

In Gold oder Silber wurden flach erhabene Figuren und Zierrathen gearbeitet, diese alsdann mit wohl geriebenen Emailfarben, gemalt und mit großer Vorsicht ins Feuer gebracht, da denn die Farben wieder als durchsichtiges Glas, zusammenschmolzen und der unterliegende metallische Grund zum Vorschein kam.

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmelzte die zwischen den Fäden bleibenden Oeffnungen mit verschieden gefärbten Gläsern zu. Eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6.

## Getriebene Arbeit.

Diese war nicht allein halb erhoben, sondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meister, unter denen Caradosso vorzüglich genannt wird, machten erst ein Urbild von Wachs, gossen dieses in Erz, überzogen das Erz sodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Gestalt hervor, bis sie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebene Figuren zulötheten. Auf diese Weise wurden Medaillen von sehr hohem Relief, um sie am Hut zu tragen, und kleine, ringsum gearbeitete Cruzifixe gefertigt.

## 7.
## Große Siegel.

Wurden besonders für Kardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gips aus und druckte in diese Form eine feine im Feuer nicht schmelzende Erde. Dieses letzte Modell ward zum Grund einer zweyten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorschein kam, welches, mit dem Grabstichel und stählernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inschriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff versehen ward.

## 8.
## Münzen und Medaillen.

Zuerst wurden Figuren, Zierrathen, Buchstaben theilweise, wie es sich zum Zweck am besten schickte, erhöht, in Stahl geschnitten, gehärtet und sodann mit diesen erhabenen Bunzen, der Münzstempel nach und nach eingeschlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel geschwind hervorzubringen. Die Medaillenstempel wurden nachher noch mit dem Grabstichel ausgearbeitet und beyde Sorten, entweder mit dem Hammer, oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man, schon zu Cellini's Zeiten, den Vorzug.

## 9.
## Grosserie.

Hierunter begriff man alle große, getriebene Ar-

heit, besonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerst gegossen und zwar bediente man sich dabey eines Ofens mit einem Blasebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen, benannte.

Die Formen wurden aus eisernen Platten, zwischen die man eiserne Stäbe legte, zusammengesetzt und mit eisernen Federn zusammengehalten. Inwendig wurden diese Formen mit Oehl und auswendig mit Thon bestrichen.

Die also gegossene Platte wird im Allgemeinen gereinigt, dann geschabt, sodann erhitzt und mit dem dünnen Theile des Hammers, aus den Ecken nach der Mitte, und dann von Innen heraus, bis sie rund wird, geschlagen. In der Mitte bleibt sie am stärksten. Im Centro wird ein Punkt gezeichnet, um welchen die Cirkel gezogen werden, wonach sich die Form des Gefäßes bestimmt. Nun wird die Platte, von gedachtem Punkt aus, in einer Schneckenlinie geschlagen, wodurch sie sich nach und nach, wie ein Hutkopf, vertieft, und endlich das Gefäß seine bestimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger ist als der Körper, werden auf besondern Ambosen, die man von ihrer Form, Kuhzungen nennt, ausgetrieben, so wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man schlägt und womit man schlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit schwarzem Pech gefüllt und die Zierrathen, welche darauf kommen sollen, erst gezeichnet und leicht eingestochen und die Umrisse, mit verschieden geformten Meiseln leicht eingeschlagen, das Pech herausgeschmolzen und, auf langen, an dem Ende besonders geformten Ambosen, die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgesotten, die Hohlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meiseln die Arbeit auswendig durchgeführt. Das Ausschmelzen des Pechs und das Aussieden des Gefäßes wird so oft wiederholt, bis es beynahe vollendet ist.

Sodann, um den Kranz und die Handhaben zu erlangen, werden sie, von Wachs, an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da sich denn die Form vom Gefäße ablöst, welche von der Hinterseite zugeschlossen, wohl getrocknet und ausgegossen wird.

Manchmal gießt man auch die Form zum erstenmal mit Bley aus, arbeitet noch feiner in dieses Metall und macht darüber eine neue Form, um solche in Silber auszugießen; wobey man den Vortheil hat, daß man das bleyerne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunst kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben war, wie aus dem Vorigen bekannt ist, hoch gebracht, man verweilte nicht lange bey diesem

kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße steigerte. Franz I. bestellte einen solchen Herkules der die Himmelskugel trug, um Karl V. als er durch Paris ging, ein Geschenk zu machen; allein, obschon in Frankreich die Grosserie sehr häufig und gut gearbeitet wurde, so konnten doch die Meister mit einer solchen Statue nicht fertig werden, bey welcher das letzte Zusammenlöthen der Glieder äußerst schwierig bleibt. Die Art solche Werke zu verfertigen ist verschieden, und es kömmt dabey auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künstlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Größe wie das Werk werden soll; diese wird in mehrere Theile getheilt und theilweise geformt, sodann einzeln in Erz gegossen, die Platten drüber gezogen und die Gestalt nach und nach herausgeschlagen; wobey vorzüglich auf die Stellen zu sehen ist, welche künftig zusammentreffen sollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, so wie Arme und Beine, jedes aus einem Vorder- und Hintertheil besteht, so werden diese erst zusammengelöthet, so daß das Ganze nunmehr in sechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit sehr gewandt war und sich auf seine Einbildungskraft, so wie auf seine Hand verlassen konnte, goß das Modell nicht in Erz, sondern arbeitete aus freyer Hand nach dem Thon, in-

dem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene obengenannten sechs Theile der Statue werden nun erst mit Pech ausgegossen und mit Meiseln, so wie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgesotten und wieder mit Pech gefüllt und so mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich ist. Dann werden jene Theile mit Silberfäden an einander befestigt, die löthende Materie aufgestrichen und über einem, eigens dazu bereiteten Herde, gelöthet.

Das Weißsieden hat auch, bey so großen Werken, seine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bey seinem Jupiter, in einem Färbekessel.

---

Hierauf gibt Cellini noch Rechenschaft von verschiedenen Arbeiten, die hieher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Aetz- und Scheidewassers und dergleichen.

## IX.

## Sculptur.

### 1.

### Erzguß.

Um in Erz zu gießen macht man zweyerley Arten von Formen.

Bey der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon, so groß gearbeitet, als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieses sorgfältig ausbossirt, so daß dadurch das ganze Bild seinen ersten Umfang wieder erhält.

Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen; da denn eine Hohlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende:

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblättern überlegt. Dieses geschieht deßhalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gipsform gemacht wird.

Diese wird auf die noch übliche Weise verfertigt und dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Haupttheile zerfällt, so daß man bequem etwas Wachs, oder Teig hineindrücken kann, so stark als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Dräthen zusammengefügt und mit feuerbeständiger Masse überzogen, so lange bis dieser Kern jene eingedruckte Oberhaut berührt, weßhalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen,

Form und Kern werden wechselseitig befestigt und der Raum den die Oberhaupt einnahm, wird mit Wachs ausgegossen.

Nun wird die Gipsform wieder abgenommen und das neue wächserne Grund- und Musterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wächserne Stäbe von Glied zu Glied geführt, je nachdem künftig das Metall durch verschiedene Wege zu cirkuliren hat; indem Alles was künftig in der Form hohl bleiben soll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber diese also zubereitete, wächserne Gestalt, wird eine feuerbeständige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen lässt durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausschmelzen kann.

Ist alles Wachs aus der Form geflossen, so wird diese nochmals auf das Sorgfältigste getrocknet, und ist alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erste Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meister und den Gesellen, bey künftiger Ausarbeitung des Gusses, welcher folgendermaßen veranstaltet wird:

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen, weit und tief genug. In diese wird die Form mit Flaschenzügen hineingelassen, an die untern Oeffnungen der Form durch welche das Wachs ausgeflossen, werden thönerne

Röhren angesetzt und nach obenzu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube, wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit festgestampft wird.

Wie man damit weiter heraufkommt, werden an die obern in der Form gelassenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und solche, nach den Forderungen der Kunst, mit einander verbunden, und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu stehen kommt. Alsdann wird ein Kanal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde, abhängig, gepflastert und das im Ofen geschmolzene Erz in die Form gelassen, wobey es denn sehr viel auf das Glück ankömmt, ob sie sich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metalls übergehen wir, als zu weit von unsern Zwecken entfernt. Wie denn überhaupt die technischen Kunstgriffe in diesem Fache, in den neuern Zeiten vollkommener ausgebildet worden, wovon sich der Liebhaber aus mehreren Schriften belehren kann.

## 2.
## Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferley Arten weissen Marmor an, von dem gröbsten Korn bis zum feinsten. Er spricht alsdann von härtern Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Sculptur verfertigt werden; dann von den weichen, als einer Art Kalkstein,

welche, indem sie aus dem Bruch kommt, leicht zu behandeln ist, nachher an der Luft verhärtet. Ferner gedenkt er der florentinischen grauen Sandsteine, welche sehr fein und mit Glimmer gemischt, besonders in der Gegend von Fiesole, brechen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bey Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke: Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete, theils aus Ungeduld, theils im Gefühl seiner Meisterschaft, öfters gleich nach diesem die Statue im Großen, aus dem Marmor heraus.

Doch wurden auch nach gedachtem kleinen, große Modelle verfertigt und diese bey der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtsinnig genug, indem man auf den Marmor die Hauptansicht der Statue mit Kohle aufzeichnete und sofort dieselbe, nach Art eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue von allen Seiten her zuerst ins Runde zu bringen. Er mißbilligt sie aber. Und freylich mussten, ohne genaues Maß, bey beyden Arten Fehler entstehen, die man bey der ersten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbessern konnte.

Ein Fehler solcher Art ist der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Herkules und Kakus die Waden der beyden Streitenden so zusam-

menschmelzen, daß, wenn sie die Füße auseinander thäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michelangelo selbst ist von solchen Zufällen nicht frey geblieben.

Die Art also nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maße hineinwärts zu nehmen, scheint zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts unbekannt gewesen zu seyn. Wenigstens will Cellini sie selbst erfunden haben, als er in Frankreich nach kleinern Modellen einen ungeheuern Coloß zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erst machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, sodann ein größeres, von drey Ellen. Um solches schlug er einen wage- und senkrechten Kasten, in welchem das Maß der vierzig Ellen, als so groß der Coloß werden sollte, in verjüngtem Maßstab aufgezeichnet war. Um sich nun zu versichern daß auf diesem Wege die Form ins Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden seines Saals ein Profil des Colosses, indem er Jemanden die Maße innerhalb des Kastens nehmen und aussprechen ließ. Als auf diese Weise eine Silhouette gut gelang, schritt er weiter fort und verfertigte zuerst ein Gerippe in der Größe des eingekasteten Modells, indem er einen geraden Stab der durch den linken Fuß bis zum Kopfe

ging,

ging, aufstellte und an diesen, wie ihm sein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befestigte.

Er ließ darauf einen Baustamm, vierzig Ellen hoch, im Hofe aufrichten und vier gleiche Stämme, ins Gevierte um ihn her; diese letzten wurden mit Bretern verschlagen, woraus ein ungeheurer Kasten entstand. Nun ward, nach dem kleinen Modell des Gerippes, das große Gerippe, innerhalb des Kastens ausgemessen und aufgebaut. Die Figur stand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß setzte sie auf einen Helm, welcher so eingerichtet war, daß man in denselben hineingehen und sodann die ganze Figur hinauf steigen konnte.

Als nun das Gerippe auf diese Weise zu Stande war, überzog man solches mit Gips, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kastens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit, durch gemeine Arbeiter, dieses ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und sodann die vordere Bretwand weggenommen, um das Werk übersehen zu können.

Daß der Kopf dieses Colosses völlig ausgeführt worden und zu artigen Abentheuern Anlaß gegeben, erinnern wir uns aus der Lebensbeschreibung unsers Verfassers; die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen, von außen, und die Leidenschaften des Künst-

lers, von innen, sich solchen Unternehmungen entgegen setzten.

## X.

## Flüchtige Schilderung florentinischer Zustände.

Können wir uns nun von dem sonderbaren Manne schon eine lebhaftere Vorstellung, einen deutlichern Begriff machen, wenn wir denselben in seine Werkstätte begleitet, so werden diejenigen seinen Charakter in einem weit helleren Lichte sehen, die mit der Geschichte überhaupt und besonders mit der florentinischen bekannt sind.

Denn, indem man einen merkwürdigen Menschen, als einen Theil eines Ganzen seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnorts, betrachtet; so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche sonst ewig ein Räthsel bleiben würden. Daher entsteht bey jedem Leser solcher frühern, eignen Lebensbeschreibungen, ein unwiderstehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen, und es ist ein großes Verdienst lebhaft geschriebner Memoiren, daß sie uns durch ihre zudringliche Einseitigkeit, in das Studium der allgemeinern Geschichte hineinlocken.

Um auf diesen Weg, wenigstens einigermaßen hinzudeuten, wagen wir eine flüchtige Schilderung florentinischer Zustände, die, je nachdem sie Lesern begegnet,

zur Erinnerung, oder zum Anlaß weiterer Nachforschung dienen mag.

Die Anfänge von Florenz wurden, wahrscheinlich in frühen Zeiten, von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächst am Arno zu Handelszwecken erbaut, sodann von den Römern durch Colonien zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch, nach und nach an Kräften mochten zugenommen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuschütteln und sich in der Stille zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste, merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnäckige Nebenbulerin, Fiesole und versetzen, mit altrömischer Politik, die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Bürgerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glücklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italiens, zwischen Kaiser und Papst, sich nicht bis in die florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, trennt sich die angeschwollene Masse der Ein-

wohner zufällig, über dem Leichtsinn eines Jünglings, der eine edle Braut verstößt, in zwey Parteyen, und kann drey volle Jahrhunderte durch, nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis sie, durch äußere Macht genöthiget, sich einem Alleinherrscher unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmontier und Amideer, Donati und Uberti, wegen verletzter Familienehre streiten; gegenseitig bey Kaiser und Papst Hülfe suchen, und sich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen oder schnell reich gewordne, derb-grobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten sich veruneinigen und so die Cerci und Donati und daraus die Schwarzen und Weissen entstehen; späterhin die Ricci und Albizzi einander entgegen arbeiten; durchaus erblickt man nur ein hin und wieder schwankendes, unzulängliches, parteyisches Streben.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Olicharchen, Pöbel gegen Volk, Persönlichkeit gegen Menge, oder Aristokratie, findet man in beständigem Conflict. Hier zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter die seltsamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterspaltungen; alle Arten von Coalitionen und Neutralisationen, wodurch man die Herrschaft zu erlangen und zu erhalten sucht.

Ja sogar werden Versuche gemacht die oberste Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meisten Städte, sagt Machiavell, besonders

aber solche, die weniger gut eingerichtet sind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich, nicht weil Freyheit und Knechtschaft wie Viele meinen, sondern weil Knechtschaft und Gesetzlosigkeit mit einander im Streite liegen.

Bey so mannigfaltigen Veränderungen des Regiments, bey dem Schwanken der Parteygewalten, entsteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren solche Veränderungen ohne Zerstreuung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbey hat Florenz nicht allein seine eigne Verirrung zu büßen, sondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortschaften, woselbst ähnliche politische Unruhen durch florentinische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato, beunruhigen auf mehrerley Weise Florenz lange Zeit und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschsucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarin erdulden; bis sie alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselseitig ein unauslöschlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindschaft auf diesen oder jenen wälzen will; so bedarf es nur, daß dieser

von Pistoja oder Prato gewesen. Ja, bis auf diesen Tag pflanzt sich eine leidenschaftliche Abneigung zwischen Florentinern und Lukkesern fort.

Wie bey ihrer ersten Entstehung, so auch in den spätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schicksal des übrigen Italiens, in so fern es durch in- oder ausländische große Mächte bestimmt wird.

Der Papst und die Herrscher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig, im Norden, machen ihr auf mancherley Weise zu schaffen und wirken auf ihre politischen und kriegerischen Anstalten mächtig ein, und dieß um so mehr und so schlimmer als kein Verhältniß, groß oder klein, Festigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles was sich in Italien getheilt hatte, oder Theil am Raube zu nehmen wünschte: Päpste, Könige, Fürsten, Republiken, Geistlichkeit, Barone, Kriegshelden, Usurpatoren, Bastarde, alle schwirren in fortwährendem Streite, durcheinander. Hier ist an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Interesse des Augenblicks, persönliche Gewalt oder Ohnmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung, bestimmen das Schicksal ganzer Staaten, wie vorzüglicher Menschen, und nur selten blickt bey Einzelnen, oder Gemeinheiten, ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein deutscher Kaiser, oder ein anderer Prätendent, an der Spitze von schlecht besoldeten

Truppen durch Italien und verwirrt durch seine Gegenwart das Verworrene aufs Höchste, ohne für sich selbst etwas zu erreichen; zerreißt ein Zwiespalt die Kirche und gesellen sich zu diesen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Pestilenz; so werden die Gebrechen eines übelregierten und schlecht policirten Staates immer noch fühlbarer.

Liest man nun in den florentinischen Geschichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur solche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil sie das breite Fundament bürgerlicher Existenz wodurch Alles getragen wird, als bekannt voraus setzen; so begreift man kaum wie eine solche Stadt entstehen, zunehmen und dauern könne.

Wirft man aber einen Blick auf die schöne Lage, in einem reichen und gesunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen; so überzeugt man sich, wie ein solches Lokal von einer Gesellschaft Menschen einmal in Besitz genommen, nie wieder verlassen werden konnte.

Man denke sich diese Stadt, zu Anfang des eilften Jahrhunderts, hergestellt, und ihre genugsame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fiesole ansehnlich vermehrt, man vergegenwärtige sich, was jede wachsende bürgerliche Gesellschaft, nur um ihren eignen, nächsten Bedürfnissen genug zu thun, für technische Thätigkeiten ausüben müsse; wodurch neue Thä-

tigkeiten aufgeregt, neue Menschen herbeygezogen und beschäftigt werden.

So finden wir denn schon die Zünfte in früherer Zeit, an diese oder jene Partey angeschlossen, bald selbst als Partey, nach dem Regimente strebend, oder an dem Regimente theilnehmend.

Die Zunft der Wollwürker treffen wir, schnell, in vorzüglicher Aufnahme und besonderm Ansehen, und erblicken alle Handwerker die sich mit Bauen beschäftigen in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerstört, muß durch den gewerbsamen Bürger hergestellt werden, was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz, fordert, muß der friedliche Handwerker leisten. Welche Nahrung und, man kann sagen, welchen Zuwachs von Bevölkerung, gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit ungeschickt angelegte Festungswerke zu verbessern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuser, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöster und Paläste. Ja, das Stadtpflaster, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, dessen bloße Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geschichte von Florenz, in diesen Punkten, mit den Geschichten anderer Städte zusammentrifft; so erscheint doch hier der seltnere Vorzug, daß sich aus den Handwerkern die Künste früher und allmählig ent-

wickelten. Der Baumeister dirigirte den Maurer, der Tüncher arbeitetete dem Maler vor, der Glockengießer sah mit Verwunderung sein tönendes Erz in bedeutende Gestalten verwandelt, und der Steinhauer überließ die edelsten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die sich an Religion festhielt, verweilte in den höhern Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst hohe Gefühle, so musste das Handwerk, in Gesellschaft des Handels, mit gefälligen und neuen Productionen, der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen schmeicheln. Wir finden daher schon früh Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus, in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erscheint uns der Bürger, mitten in fortdaurenden Kriegsunruhen, friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff und gelegentlich, bey dieser oder jener Expedition sich hervorzuthun und Beute zu machen suchte; so war der Krieg, zu gewissen Epochen, doch eigentlich durch eine besondere Zunft geführt, die in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hause, um einen mäßigen Sold, bald da, bald dort Hülfe leistete, oder schadete. Sie suchten mit der wenigsten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenschaft, waren vorzüglich aufs Plündern gestellt und schonten sowol sich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort dasselbige Schauspiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfstruppen beriefen die Florentiner oft und bezahlten sie gut; nur werden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil sie von den Absichten der Krieger gewöhnlich verschieden waren und die Heerführer mehrerer zusammenberufener Banden, sich selten vereinigten und vertrugen.

Ueber alles dieses waren die Florentiner klug und thätig genug gewesen an dem Seehandel Theil zu nehmen und, ob sie gleich in der Mitte des Landes eingeschlossen lagen, sich an der Küste Gelegenheiten zu verschaffen. Sie nahmen ferner, durch merkantilische Colonieen, die sie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geist der Italiener über andere Nationen, zu jener Zeit, davontrug. Genaue Haushaltungsregister, die Zaubersprache der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechselgeschäftes, alles finden wir, sowol in der Mutterstadt thätig und ausgeübt, als in den europäischen Reichen, durch unternehmende Männer und Gesellschaften verbreitet.

Immer aber brachte über diese rührige und unzerstörliche Welt, die dem Menschen angeborne Ungeschicklichkeit zu herrschen, oder sich beherrschen zu lassen, neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regimentswechsel und die seltsamen, mitunter beynahe lächerlichen Versuche, eine Konstitution, zu allgemeiner Zufriedenheit, auszuklügeln, möchte sich

wohl kaum ein Einheimischer, dem die Geschichte seines Vaterlandes am Herzen läge, im Einzelnen, gern ins Gedächtniß zurück rufen; wir eilen um so mehr nach unsern Zwecken, darüber hin und kommen zu dem Punkte wo, bey innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmasse, aus dieser Masse selbst Männer entstanden, die mit großem Vater- und Bürgersinn, nach Innen, und mit klarem Handels- und Weltsinn, nach Außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer, dieser Art, hatten die Aufmerksamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt, durch den Glanz der Mediceer verdunkelt.

Diese Familie gewährt uns die höchste Erscheinung dessen, was Bürgersinn, der vom Nutzbaren und Tüchtigen ausgeht, ins Ganze wirken kann.

Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen, gewaltsamen Trieb nach dem Regiment, welcher sonst manchen Individuen sowol, als Parteyen, den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten, im großen Sinne, am hohen Zwecke, sein Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch sich von Innen und Außen, das Regiment selbst anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen, gehen gleichen Schrittes und in diesem lebendigen

Ebenmaß läſſt uns die bürgerliche Weisheit ihre ſchönſten Wirkungen ſehen.

Den Johannes Medicis bewundern wir auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlſtandes, als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen ſind bey ihm Natur. Niemanden zu ſchaden, Jedem zu nutzen! bleibt ſein Wahlſpruch, unaufgefordert eilt er den Bedürfniſſen Anderer zu Hülfe, ſeine Milde, ſeine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundſchaft. Sogar aufgefordert miſcht er ſich nicht in die brauſenden Parteyhändel, nur dann tritt er ſtandhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt, und ſo erhält er ſich ſein Leben durch, bey wachſenden Glücksgütern, ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus ſteht ſchon auf einer höhern und gefährlichern Stelle. Seine Perſon wird angefochten, Gefangenſchaft, Todesgefahr, Exil, bedrohen und erreichen ihn, er bedarf hoher Klugheit zu ſeiner Rettung und Erhaltung.

Schon ſehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt ſich in Freygebigkeit, und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende die an Beſtechung gränzt. So wächſt ſein Anhang, ſeine Partey, deren leidenſchaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läſſt dieſe ſelbſtſüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobey er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann ist an und für sich ein Staatsmann! und so wie der Finanzminister, doch eigentlich die erste Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch Andere an Rang vorgehen, so verhält sich der Wechsler zur bürgerlichen Gesellschaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken, in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit besonders gepriesen, man schreibt ihm eine größere Uebersicht der politischen Lagen zu, als allen Regierungen seiner Zeit, deren leidenschaftliche, planlose Ungeschicklichkeit ihm freylich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere litterarische Bildung, sein großer, derber Haus- und Weltsinn, bey einer ausgebreiteten Uebung in Geschäften, diente ihm statt aller andern Beyhülfe. Selbst Vieles, was er für Litteratur und Kunst gethan, scheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geschehen zu seyn, der köstliche Waaren in Umlauf zu bringen und das Beste davon selbst zu besitzen, sich zur Ehre rechnet.

Bediente er sich nun der entstehenden bessern Architectur, um öffentlichen und Privatbedürfnissen auf eine vollständige und herrliche Weise, genug zu thun; so hoffte seine tiefe Natur, in der auflebenden platonischen Philosophie, den Aufschluß manches Räthsels, über welches er, im Laufe seines, mehr thätigen als nachdenklichen Lebens, mit sich selbst nicht hatte einig werden können, und im Ganzen war ihm das Glück, als

Genosse einer, nach der höchsten Bildung strebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen; anstatt daß wohl Andere, in ähnlichen Lagen, das nur für würdig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der, geistig und körperlich, ein Bild der Unfähigkeit, bey gutem Willen, darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug sich einbilden zu lassen, daß er allein bestehen könne, ohne die Welt um sich her, auf eine oder die andere Weise, zu bestechen. Er fordert, auf Antrieb eines falschen Freundes, die Darlehne welche der Vater freywillig, selbst Wohlhabenden, aufdrang und wofür man sich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther.

Die Partey seines Stammes, welche der bejahrte Cosmus selbst nicht mehr beherrschen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt, er muß sie gewähren lassen, und Florenz ist ihrer unerträglichen Raubsucht ausgesetzt.

Lorenz wird nun schon als Prinz erzogen. Er bereist die Höfe, und wird mit allem Weltwesen früh bekannt.

Nach seines Vaters Tode erscheint er, mit allen Vortheilen der Jugend, an der Spitze einer Partey. Die Ermordung seines Bruders, durch die Pazzi's, und seine eigne Lebensgefahr, erhöhen das Interesse an ihm und er gelangt, stufenweise zu hohen Ehren und Ein-

fluß. Seine Vaterstadt erduldet viel um seinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf seine Person gerichtet ist; dagegen wendet er große Gefahren durch Persönlichkeit von seinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen. Ja man erwartet einigemal, daß er sich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er sich des Soldatenhandwerks, mit sehr richtigem Sinne.

Durch die Vorsteher seiner auswärtigen Handelsverhältnisse bevortheilt und beschädigt, zieht er nach und nach seine Gelder zurück, und legt durch Ankauf größerer Landbesitzungen, den Grund des fürstlichen Daseyns. Schon steht er mit den Großen seiner Zeit auf Einer Stufe des Ansehns und der Bedeutung. Er sieht seinen zweyten Sohn im dreyzehnten Jahr als Kardinal, auf dem Wege zum päpstlichen Thron, und hat dadurch seinem Hause, für alle Stürme künftiger Zeit, Schutz, und Wiederherstellung von Unglücksfällen zugesichert.

So wie er sich in körperlich-ritterlichen Uebungen hervorthat und an der Falkenjagd ergötzte, so war er früh zu litterarischen Neigungen und poetischen Versuchen gebildet. Seine zärtlichen, enthusiastischen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil sie nur an höhere Arbeiten dieser Art erinnern; aber unter seinen Scherzen gibt es Stücke, in denen man eine geistreiche Darstellung geselliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert. Wie er denn überhaupt, im Verhält-

niß gegen Kinder und Freunde, sich einem ausgelassenen lustigen Wesen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philosophen, Dichtern häuslich umgeben, sieht man ihn sehr hoch über den dunkeln Zustand mancher seiner Zeitgenossen erhaben. Ja, man könnte eine, der katholischen Kirche, dem Papstthume, drohende Veränderung, mitten in Florenz, vorahnen.

Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savanarola, undankbar, störrisch, fürchterlich entgegen, und trübt, pfäffisch, die in dem mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde.

Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert, nach Lorenzens Tode, die Stadt, die sein Sohn, der so unfähige als unglückliche Peter, verlassen und die großen mediceischen Besitzthümer mit dem Rücken ansehen muß.

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortschreitende, stufenhafte Ausbildung des gegründeten Zustandes Statt haben können; so würde die Geschichte von Florenz eins der schönsten Phänomene darstellen; allein wir sollen wohl im Lauf der irrdischen Dinge, die Erfüllung des schönen Möglichen nur selten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweyter Sohn Johann, nachmals Leo X. im Regimente seinem Vater gefolgt; so hätte, wahrscheinlich, Alles ein andres Ansehn gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geist konnte die ver-

worrenen Verhältnisse auffassen und die gefährlichen beherrschen; allein leider ward, zum zweytenmale, der mediceischen Familie der Name Peter verderblich, als dieser Erstgeborne, bald nach des Vaters Tod von der schwärmerisch aufgeregten Menge sich überwältigt, und mit so manchen schönen ahnherrlichen Besitzungen, das aufgespeicherte Kapital der Künste und Wissenschaften zerstreut sah.

Eine neueingerichtete, republikanische Regierung dauerte etwa sechszehen Jahre; Peter kehrte nie in seine Vaterstadt zurück und die nach seinem Tode überbliebenen Glieder des Hauses Medicis, hatten nach wiedererlangter Herrschaft, mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterstadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leos X. zur päpstlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und schwächt auf mehr als eine Weise, die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, so wird doch durch ihn und seinen Nachfolger Clemens VII. die Herrschaft der Mediceer, nach einigem abermaligen Glückswechsel, entschieden.

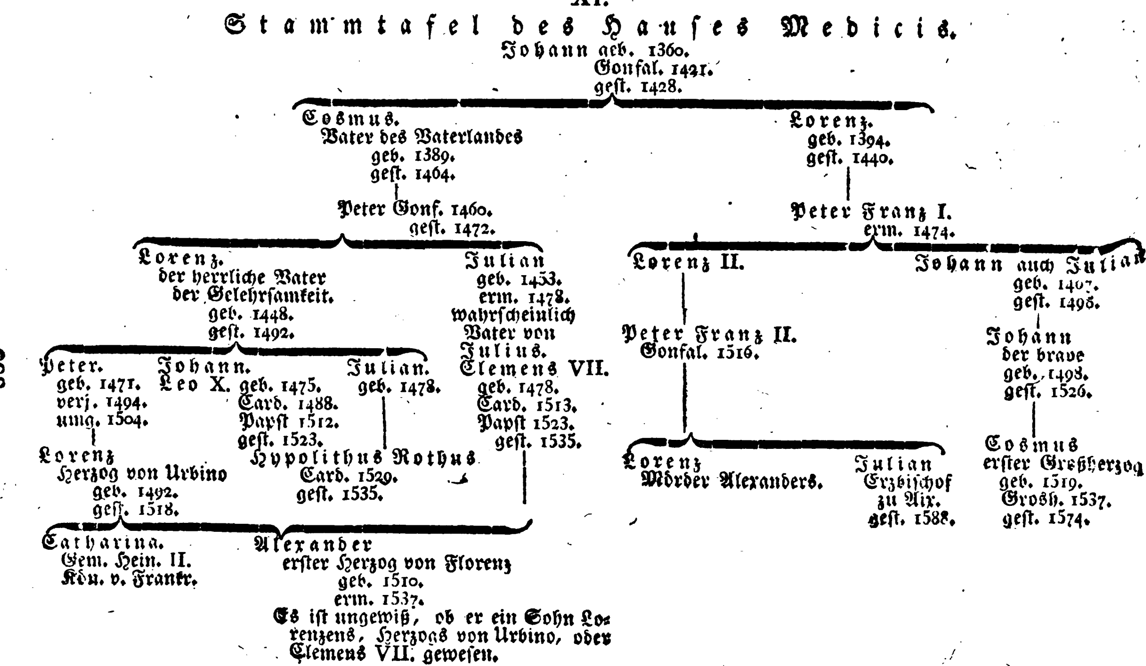
Schließen sie sich ferner, durch Heurath, an das Oesterreichische, an das Französische Haus, so bleibt Cosmus, dem ersten Großherzog, wenig für die Sicherheit seines Regiments zu sorgen übrig; obgleich auch noch zu seiner Zeit, manche Ausgewanderte von der Volksparten, in mehreren Städten Italiens, einen ohnmächtigen Haß verkochen.

Und so wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unsern Cellini finden; dessen Charakter und Handelsweise uns durchaus den Florentiner, im fertigen technischen Künstler sowol, als im schwer zu regierenden Parteygänger darstellt.

Kann sich der Leser nunmehr einen solchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklären; so wird er diese flüchtig entworfene Schilderung florentinischer Begebenheiten und Zustände, mit Nachsicht aufnehmen.

XI.

# Stammtafel des Hauses Medicis.



## XII.

## Schilderung Cellini's.

In einer so regsamen Stadt, zu einer so bedeutenden Zeit, erschien ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht, als Repräsentant sämmtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns, mit heftigen Aeußerungen, dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist.

Bestimmter jedoch zeigt er sich als Repräsentanten der Künstlerklasse, durch die Allgemeinheit seines Talents. Musik und bildende Kunst streiten sich um ihn, und die erste, ob er sie gleich anfangs verabscheut, behauptet in fröhlich und gefühlvollen Zeiten, über ihn ihre Rechte.

Auffallend ist seine Fähigkeit zu allem Mechanischen. Er bestimmt sich früh zum Goldschmied und trifft glücklicherweise den Punkt, von wo er auszugehen hatte, um mit technischen, handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgestattet, sich dem Höchsten der Kunst zu nähern. Ein Geist wie der seinige musste bald gewahr werden, wie sehr die Einsicht in das Hohe und Ganze, die Ausübung der einzelnen, subalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichsten florentinischen Bildhauer und Baumeister, Donato, Ser Bruneleско, Gi-

berti, Verocchio, Pollajuolo, aus der Werkstatt der Goldschmiede ausgegangen, hatten unsterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein solches Handwerk, indem es ächte und große Kunst zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer solchen Verbindung genießt, so lässt es doch, weil, mit geringerem Kraftaufwand, die Zufriedenheit Anderer, so wie der eigene bare Nutzen, zu erzwecken ist, gar oft Willkür und Frechheit des Geschmacks vorwalten.

Diese Betrachtung veranlassen Cellini und seine spätere Zeitgenossen; sie producirten leicht, ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunst als Helferin, nicht als Meisterin.

Cellini schätzte durchaus die Natur, er schätzte die Antiken und ahmte beyde nach, mehr, wie es scheint, mit technischer Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernstem, zusammenfassendem Kunstgefühl.

Jedes Handwerk nährt bey den Seinigen einen lebhaften Freyheitssinn. Von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land zu wandern, und das giltigste Zeugniß, ohne große Umstände, augenblicklich, durch That und Arbeit, selbst ablegen zu können, ist wohl ein reizendes Vorrecht für denjenigen, den Eigensinn und Ungeduld, bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben,

ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frey zu seyn, sich selbst beherrschen müsse.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldschmied, vor vielen, ja, man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern, einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, Alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerkt, und wenn er gleich öfters getrübt wird, sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften, einigermaßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit, bey einem immer produciblen, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig ist, mit Bequemlichkeit ausführt.

Demohngeachtet war er doch keineswegs der Mann sich zu beschränken, vielmehr reizten ihn günstige äußere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines kleinern

Maßstabs beschäftigt; jedoch sich bald, von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern, zu höhern Gegenständen, ja, zu einem Gott Vater selbst, erhoben; bey welchem er, wie man aus der Beschreibung wohl sieht, die Gestalten des Michelangelo als Muster, vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins Größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber; die letzten sogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantasie und Talent antrieben, das ungeheure, achtzig Fuß hohe Gerippe, zum Modell eines Colosses, aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erstaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von solchen ausschweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbarische Sinn einer nördlicher gelegnen, damals nur einigermaßen cultivirten Nation, verführte, ward er, als er nach Florenz zurückkehrte, gar bald abgerufen. Er zog sich wieder in das rechte Maß zusammen, wendete sich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte auf dem Platze von Florenz, im Angesicht der Arbeiten des Michelangelo und Bandinelli, aufgestellt, neben jenen geschätzt und diesen vorgezogen zu werden.

Bey dergleichen Aufgaben fand er sich nun durchaus genöthigt die Natur fleißig zu studiren; denn nach je größerm Maßstabe der Künstler arbeitet, desto un-

erlässlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er, besonders die schöne weibliche Natur, immer in seiner Nähe zu besitzen gesucht und wir finden durchaus, bald derbe, bald reizende Gestalten an seiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in seine Wirthschaft und eine Menge so abenteuerlicher als gefährlicher Romane, entspringen aus diesem Verhältnisse.

Wenn nun, von der einen Seite, die Kunst so nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt ist, so leitet sie, auf der entgegengesetzten, ihre Jünger zu den höchsten, zartesten Gefühlen. Nicht leicht gibt es ein so hohes, heiteres, geistreiches Verhältniß, als das zu Porzia Chigi und kein sanfteres, liebevolleres, leiseres, als das zu der Tochter des Goldschmieds, Rafaello del Moro.

Bey dieser Empfänglichkeit für sinnliche und sittliche Schönheiten, bey einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter Allem was alte und neue Kunst Großes und Bedeutendes hervorgebracht, musste die Schönheit männlicher Jugend, mehr als Alles, auf ihn wirken. Und fürwahr! es sind die anmuthigsten Stellen seines Werks, wenn er hierüber seine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poesie und Prosa viele so reizende Situationen dargestellt als wir an dem Gastmal finden, wo die Künstler sich mit ihren Mädchen, unter dem

Vorsitz des Michelangelo von Siena, vereinigen und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?

Aber auch hiervon ist die natürliche Folge, daß er sich dem Verdacht roher Sinnlichkeit aussetzt und deßhalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am lebhaftesten entgegenspringt, ist die entschieden ausgesprochene, allgemeine Eigenschaft des Menschencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegensetzt. Diese Reizbarkeit einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen und erregt alle Stürme die seine Tage beunruhigen.

Durch den geringsten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeste Verletzung seines Besitzes, oder seiner Würde zieht eine blutige Rache nach sich.

Furchtbar ausgebreitet war diese Weise zu empfinden und zu handeln, in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft, durch Umstände schon wieder loser geworden und jeder tüchtige Mensch, bey mancher Gelegenheit sich durch Selbsthülfe zu retten genöthigt war. So stand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Gesetz und gegen dessen Pfleger und Diener. Die Kriege selbst erscheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht schon das unglückliche Verhältniß

niß gegen Kinder und Freunde, sich einem ausgelaßnen lustigen Wesen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philosophen, Dichtern häuslich umgeben, sieht man ihn sehr hoch über den dunkeln Zustand mancher seiner Zeitgenossen erhaben. Ja, man könnte eine, der katholischen Kirche, dem Papstthume, drohende Veränderung, mitten in Florenz, vorahnen.

Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savanarola, undankbar, störrisch, fürchterlich entgegen, und trübt, pfäffisch, die in dem mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde.

Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert, nach Lorenzens Tode, die Stadt, die sein Sohn, der so unfähige als unglückliche Peter, verlassen und die großen mediceischen Besitzthümer mit dem Rücken ansehen muß.

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortschreitende, stufenhafte Ausbildung des gegründeten Zustandes Statt haben können; so würde die Geschichte von Florenz eins der schönsten Phänomene darstellen; allein wir sollen wohl im Lauf der irrdischen Dinge, die Erfüllung des schönen Möglichen nur selten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweyter Sohn Johann, nachmals Leo X. im Regimente seinem Vater gefolgt; so hätte, wahrscheinlich, Alles ein andres Ansehn gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geist konnte die ver-

wor-

worrenen Verhältnisse auffassen und die gefährlichen beherrschen; allein leider ward, zum zweytenmale, der mediceischen Familie der Name Peter verderblich, als dieser Erstgeborne, bald nach des Vaters Tod von der schwärmerisch aufgeregten Menge sich überwältigt, und mit so manchen schönen ahnherrlichen Besitzungen, das aufgespeicherte Kapital der Künste und Wissenschaften zerstreut sah.

Eine neueingerichtete, republikanische Regierung dauerte etwa sechszehen Jahre; Peter kehrte nie in seine Vaterstadt zurück und die nach seinem Tode überbliebenen Glieder des Hauses Medicis, hatten nach wiedererlangter Herrschaft, mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterstadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leos X. zur päpstlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und schwächt auf mehr als eine Weise, die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, so wird doch durch ihn und seinen Nachfolger Clemens VII. die Herrschaft der Mediceer, nach einigem abermaligen Glückswechsel, entschieden.

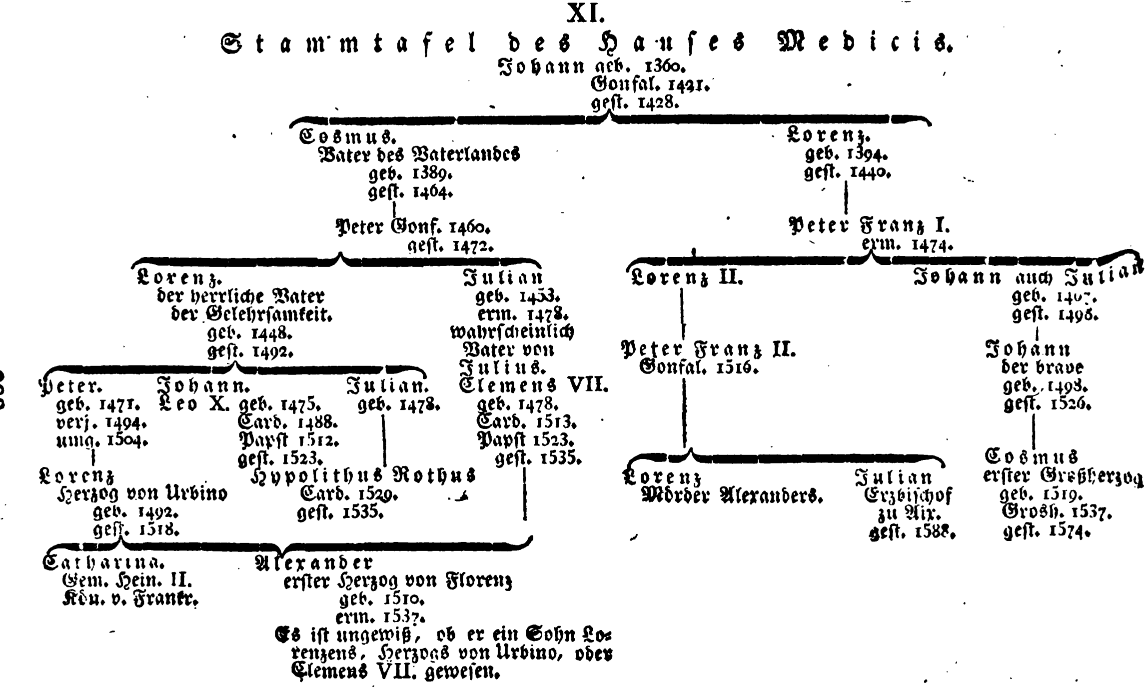
Schließen sie sich ferner, durch Heurath, an das Oesterreichische, an das Französische Haus, so bleibt Cosmus, dem ersten Großherzog, wenig für die Sicherheit seines Regiments zu sorgen übrig; obgleich auch noch zu seiner Zeit, manche Ausgewanderte von der Volksparthey, in mehreren Städten Italiens, einen ohnmächtigen Haß verkochen.

Und so wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unsern Cellini finden; dessen Charakter und Handelsweise uns durchaus den Florentiner, im fertigen technischen Künstler sowol, als im schwer zu regierenden Parteygänger darstellt.

Kann sich der Leser nunmehr einen solchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklären; so wird er diese flüchtig entworfene Schilderung florentinischer Begebenheiten und Zustände, mit Nachsicht aufnehmen.

# XI.

## Stammtafel des Hauses Medicis.



## XII.

### Schilderung Cellini's.

In einer so regsamen Stadt, zu einer so bedeutenden Zeit, erschien ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht, als Repräsentant sämmtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns, mit heftigen Aeußerungen, dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist.

Bestimmter jedoch zeigt er sich als Repräsentanten der Künstlerklasse, durch die Allgemeinheit seines Talents. Musik und bildende Kunst streiten sich um ihn, und die erste, ob er sie gleich anfangs verabscheut, behauptet in fröhlich und gefühlvollen Zeiten, über ihn ihre Rechte.

Auffallend ist seine Fähigkeit zu allem Mechanischen. Er bestimmt sich früh zum Goldschmied und trifft glücklicherweise den Punkt, von wo er auszugehen hatte, um mit technischen, handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgestattet, sich dem Höchsten der Kunst zu nähern. Ein Geist wie der seinige musste bald gewahr werden, wie sehr die Einsicht in das Hohe und Ganze, die Ausübung der einzelnen, subalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichsten florentinischen Bildhauer und Baumeister, Donato, Ser Bruneleско, Gi-

berti, Verochio, Pollajuolo, aus der Werkstatt der Goldschmiede ausgegangen, hatten unsterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein solches Handwerk, indem es ächte und große Kunst zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer solchen Verbindung genießt, so lässt es doch, weil, mit geringerem Kraftaufwand, die Zufriedenheit Anderer, so wie der eigene bare Nutzen, zu erzwecken ist, gar oft Willkür und Frechheit des Geschmacks vorwalten.

Diese Betrachtung veranlassen Cellini und seine spätere Zeitgenossen; sie producirten leicht, ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunst als Helferin, nicht als Meisterin.

Cellini schätzte durchaus die Natur, er schätzte die Antiken und ahmte beyde nach, mehr, wie es scheint, mit technischer Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernstem, zusammenfassendem Kunstgefühl.

Jedes Handwerk nährt bey den Seinigen einen lebhaften Freyheitssinn. Von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land zu wandern, und das giltigste Zeugniß, ohne große Umstände, augenblicklich, durch That und Arbeit, selbst ablegen zu können, ist wohl ein reizendes Vorrecht für denjenigen, den Eigensinn und Ungeduld, bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben,

ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frey zu seyn, sich selbst beherrschen müsse.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldschmied, vor vielen, ja, man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern, einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, Alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerkt, und wenn er gleich öfters getrübt wird, sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften, einigermaßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit, bey einem immer producibeln, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig ist, mit Bequemlichkeit ausführt.

Demohngeachtet war er doch keineswegs der Mann sich zu beschränken, vielmehr reizten ihn günstige äußere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines kleinern

Maßstabs beschäftigt; jedoch sich bald, von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern, zu höhern Gegenständen, ja, zu einem Gott Vater selbst, erhoben; bey welchem er, wie man aus der Beschreibung wohl sieht, die Gestalten des Michelangelo als Muster, vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins Größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber; die letzten sogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantasie und Talent antrieben, das ungeheure, achtzig Fuß hohe Gerippe, zum Modell eines Colosses, aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erstaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von solchen ausschweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbarische Sinn einer nördlicher gelegnen, damals nur einigermaßen cultivirten Nation, verführte, ward er, als er nach Florenz zurückkehrte, gar bald abgerufen. Er zog sich wieder in das rechte Maß zusammen, wendete sich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte auf dem Platze von Florenz, im Angesicht der Arbeiten des Michelangelo und Bandinelli, aufgestellt, neben jenen geschätzt und diesen vorgezogen zu werden.

Bey dergleichen Aufgaben fand er sich nun durchaus genöthigt die Natur fleißig zu studiren; denn nach je größerm Maßstabe der Künstler arbeitet, desto un-

erlässlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er, besonders die schöne weibliche Natur, immer in seiner Nähe zu besitzen gesucht und wir finden durchaus, bald derbe, bald reizende Gestalten an seiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in seine Wirthschaft und eine Menge so abenteuerlicher als gefährlicher Romane, entspringen aus diesem Verhältnisse.

Wenn nun, von der einen Seite, die Kunst so nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt ist, so leitet sie, auf der entgegengesetzten, ihre Jünger zu den höchsten, zartesten Gefühlen. Nicht leicht gibt es ein so hohes, heiteres, geistreiches Verhältniß, als das zu Porzia Chigi und kein sanfteres, liebevolleres, leiseres, als das zu der Tochter des Goldschmieds, Rafaello del Moro.

Bey dieser Empfänglichkeit für sinnliche und sittliche Schönheiten, bey einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter Allem was alte und neue Kunst Großes und Bedeutendes hervorgebracht, musste die Schönheit männlicher Jugend, mehr als Alles, auf ihn wirken. Und fürwahr! es sind die anmuthigsten Stellen seines Werks, wenn er hierüber seine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poesie und Prosa viele so reizende Situationen dargestellt als wir an dem Gastmal finden, wo die Künstler sich mit ihren Mädchen, unter dem

Vorsitz des Michelangelo von Siena, vereinigen und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?

Aber auch hiervon ist die natürliche Folge, daß er sich dem Verdacht roher Sinnlichkeit aussetzt und deßhalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am lebhaftesten entgegenspringt, ist die entschieden ausgesprochene, allgemeine Eigenschaft des Menschencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegensetzt. Diese Reizbarkeit einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen und erregt alle Stürme die seine Tage beunruhigen.

Durch den geringsten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeste Verletzung seines Besitzes, oder seiner Würde zieht eine blutige Rache nach sich.

Furchtbar ausgebreitet war diese Weise zu empfinden und zu handeln, in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft, durch Umstände schon wieder loser geworden und jeder tüchtige Mensch, bey mancher Gelegenheit sich durch Selbsthülfe zu retten genöthigt war. So stand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Gesetz und gegen dessen Pfleger und Diener. Die Kriege selbst erscheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht schon das unglückliche Verhältniß

Karls V. und Franz I., das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuren Zweykampf angesehen?

Wie gewaltsam zeigt sich in solchen Fällen der italienische Charakter! Der Beleidigte, wenn er sich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolgt, bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papst und Kardinäle einem, der sich auf diese Weise geholfen, zu seiner Genesung Glück wünschen.

In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes, tritt eine so technisch gewandte Natur, zuversichtlich hervor, bereit, mit Degen und Dolch, mit der Büchse, so wie mit der Kanone sich zu vertheidigen und Andern zu schaden. Jede Reise ist Krieg und jeder Reisender ein gewaffneter Abentheurer.

Wie aber die menschliche Natur sich immer ganz herzustellen und darzustellen genöthigt ist, so erscheint, in diesen wüsten, sinnlichen Welträumen, an unserm Helden, so wie an seinen Umgebungen, ein sittliches und religioses Streben, das Erste im größten Widerspruch mit der leidenschaftlichen Natur, das Andere, zu Beruhigung, in verdienten und unverdienten, unausweichlichen Leiden.

Unserm Helden schwebt das Bild sittlicher Vollkommenheit, als ein unerreichbares, beständig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von Andern fordert,

eben so verlangt er die innere von sich selbst, um so lebhafter, als er durch die Beichte, auf die Stufen der Läßlichkeit menschlicher Fehler und Laster, immer aufmerksam erhalten wird. Sehr merkwürdig ist es, wie er, in der Besonnenheit, mit welcher er sein Leben schreibt, sich durchgehends zu rechtfertigen sucht, und seine Handlungen mit den Maßstäben der äußern Sitte, des Gewissens, des bürgerlichen Gesetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre seiner Kirche, so wie die drang- und ahnungsvolle Zeit, zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er sich in seiner Gefangenschaft, weil er sich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreyt er sich auf die künstlichste und kühnste Weise, zuletzt, da er sich hülflos eingekerkert sieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere seiner Natur zurück. Empfindung, Leidenschaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunstsinn, Sittlichkeit, Religiosität wirken Tag und Nacht in einer ungeduldigen, zwischen Verzweiflung und Hoffnung, schwankenden Bewegung und bringen, bey großen körperlichen Leiden, die seltsamsten Erscheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben sich Visionen, geistig-sinnliche Gegenwarten treten auf, wie man sie nur von einem andern Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit, andächtig hätte rühmen können.

Ueberhaupt erscheint die Gewalt sich innere Bilder

zu wirklich gewissen Gegenständen zu realisiren, mehrmals in ihrer völligen Stärke und tritt manchmal, sehr anmuthig, an die Stelle gehinderter Kunstausübung. Wie er sich z. B. gegen die ihm, als Vision erscheinende Sonne, völlig als ein plastischer Metallarbeiter verhält.

Bey einem festen Glauben an ein unmittelbares Verhältniß zu einer göttlichen und geistigen Welt, in welchem wir das Künftige voraus zu empfinden hoffen dürfen, musste er die Wunderzeichen verehren in denen das sonst so stumme Weltall, bey Schicksalen außerordentlicher Menschen, seine Theilnahme zu äußern scheint. Ja, damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, so legte er den Limbus, der bey aufgehender Sonne, einem Wanderer um den Schatten seines Haupts auf feuchten Wiesen sichtbar wird, mit demüthigem Stolz, als ein gnädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Personen aus, die er, von Angesicht zu Angesicht, in seliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniß; Leidenschaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geistern der Hölle in Berührung gesetzt.

Zauberey, so hoch sie verpönt seyn mochte, blieb immer, für abentheuerlich gesinnte Menschen, ein höchst

reizender Versuch, zu dem man sich leicht, durch den allgemeinen Volksglauben, verleiten ließ.

Wodurch sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabiner Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten; noch heut zu Tage heißen sie die Sybillenberge. Aeltere Romanenschreiber bedienten sich dieses Locals um ihre Helden, durch die wunderlichsten Ereignisse durchzuführen und vermehrten den Glauben an solche Zaubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein italiänisches Mährchen, Guerino Meschino, und ein altes französisches Werk, erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende, in jener Gegend, überrascht gefunden; und Meister Cecco von Ascoli, der, wegen negromantischer Schriften, im Jahre 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich, durch den Antheil den Chronikenschreiber, Maler und Dichter an ihm genommen, noch immer in frischem Andenken.

Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unsers Helden gerichtet, als ihm ein sicilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse, im Namen der Geister verspricht.

Kaum sollte man glauben, daß, aus solchen phantastischen Regionen zurückkehrend, ein Mann sich wieder so gut ins Leben finden würde; allein er bewegt sich mit großer Leichtigkeit, zwischen mehrern Welten. Seine Aufmerksamkeit ist auf alles Bedeutende und Würdige

gerichtet was zu seiner Zeit hervortritt und seine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit so viel Parteylichkeit er diesen oder jenen schelten kann, so klar und unbefangen nimmt dieser leidenschaftlich-selbstische Mann an Allem Theil, was sich ihm als außerordentliche Gabe, oder Geschicklichkeit aufdringt; und so beurtheilt er Verdienste, in verschiedenen Fächern, mit treffender Schärfe.

Auf diesem Wege erwirbt er sich nach und nach, obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke, den gefaßten Anstand eines Weltmanns. Wie er sich denn, gegen Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten auf das Beste zu betragen weiß.

Der Versuch sich bey Hofe zu erhalten, will ihm desto weniger gelingen, wobey er, besonders in älteren Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen, als durch seine Eigenheiten die er in solchen Verhältnissen ausübt, den Oberen lästig wird, und bequemern, obgleich an Talent und Charakter viel geringern Menschen, den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erscheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er sich wegen entwendeter Juwelen angeklagt sieht, ist eines Meisters werth, und seine Gedichte, obgleich ohne sonderliches poetisches Verdienst, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen

Charakter, dessen Andenken sich so vollständig erhalten hat, auch durch solche Aeußerungen genauer kennen lernen.

So wie er nun, in Absicht auf bildende Kunst, wohl unstreitig dadurch den größten Vortheil gewann, daß er in dem unschätzbaren florentinischen Kunstkreise geboren worden; so konnte er, als Florentiner, ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen Andern, zu der Fähigkeit gelangen durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meisel, dauerhafte Denkmale zu setzen.

## XIII.

### Letzte Lebensjahre.

Nach diesem Ueberblick seines Charakters, den wir seiner Lebensbeschreibung verdanken, welche sich bis 1562 erstreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen, was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet sey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden stand, doch noch manches innere, wunderbare Abenteuer zu schaffen machte.

Wir haben, bey seinem ungebändigten Naturwesen, durchaus einen Hinblick auf moralische Forderungen, eine Ehrfurcht für sittliche Grundsätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß sich sein Geist, in Zeiten der Noth, zu religiosen Ideen, zu einem

gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da sich nun eine solche Sinnesweise bey zunehmendem Alter, zu reinigen, zu bestärken und den Menschen ausschließlicher zu beherrschen pflegt; so stand es seiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geistige wornach er sich sehnte, recht gewiß und vollständig zu besitzen, endlich den zerstreuten und gefährlichen Layenstand verließ und in geistlicher Beschränkung, Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die Tonsur an, wodurch er den Entschluß, seine Leidenschaften völlig zu bändigen und sich höhern Regionen anzunähern, entschieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher, stärker in ihm, als eine jede besondere Richtung und Bildung geherrscht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückschritt in die Welt.

Bey seinem mannigfaltigen, lebhaften Verhältniß zu dem andern Geschlecht, woraus er uns in seiner Geschichte kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzigmal erwähnt, daß er einen ernsten Vorsatz gefasst habe sich zu verheurathen.

Ferner gedenkt er, im Vorbeygehen, zweyer natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und sich verliert, das andere ihm, auf eine ungeschickte Weise, durch einen gewaltsamen Tod entrissen wird.

Nun

Nun aber, in einem Alter von mehr als sechszig Jahren, wird es ihm erst klar, daß es löblich sey, eheliche Kinder um sich zu sehen; alsobald thut er auf seine geistlichen Grade Verzicht, heurathet, und hinterlässt, da er 1570 stirbt, zwey Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch existirte ein geschickter, geistreicher, gutgelaunter, wohlhabender Schuster, kurz vor der Revolution, in Florenz, der den Namen Cellini führte und, wegen seiner trefflichen Arbeit, von allen Elegants höchlich geschätzt wurde.

Cellinis Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künstler stand.

Von seinem letzten Willen ist auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

## XIV.

## Hinterlassene Werke.

### 1.

### Goldschmiedearbeit.

Von seinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber, mag wenig übrig geblieben seyn, wenigstens wüssten wir keine, mit Gewißheit, anzugeben. Vielleicht ist auch noch gar in diesen letzten Zeiten manches, was sich hie und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war sein Ruf so groß, daß ein jedes Kunststück dieser Art, ihm, von den Aussehern der Klo-

ster- und Familienschätze, gewöhnlich zugeschrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harnisch von vergüldetem Eisen an, der aus seiner Werkstatt ausgegangen seyn soll. (Journal de Francfort No. 259. 1802.)

Indessen findet sich in Albertollis drittem Bande, auf der zwanzigsten Tafel, der Kopf eines zum Opfer geschmückten Widders, an welchem die thierische Natur, das strenge Fell, die frischen Blätter, das gewundne Horn, die geknüpfte Binde, mit einer, zwar modernen, jedoch bedeutenden, kräftigen, geistreichen, geschmackvollen Methode, sowol im Ganzen dargestellt, als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird sich dabey des Einhornkopfes erinnern, den Cellini, als Base des großen Hornes das der Papst dem König in Frankreich zu schenken gedachte, vorschlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerksamen reisenden Kunstliebhaber, daß jenes goldene Salzfaß, welches in Cellinis Leben eine so große Rolle gespielt, noch vorhanden sey, und zwar zu Wien im achten Zimmer des untern Belveders, nebst anderen Schätzen, welche von dem Schlosse Ambras dahin versetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieses wundersamen Kunstwerkes, welches den Charakter des Künstlers vollkommen ausspricht, befinden sich auf der Großher-

zoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwey Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, besonders aber auch um die unendlichen bis ins Kleinste ausgeführten Nebenwerke dem Beschauer vor's Gesicht zu bringen.

Ebenso verfuhr man mit den halberhabenen Arbeiten der ovalen Vase, welche erst im Zusammenhang mit dem Aufsatz, sodann aber flach und streifenweis vorgestellt sind.

So viel bekannt war dieses Werk für Franz I. bestimmt und kam als Geschenk Carls IX. an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und wurde, nebst andern unübersehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neusten Zeiten bewahrt. Nun können Kunstfreunde sich glücklich schätzen daß dieses Werk, welches die Verdienste und Seltsamkeiten des sechszehnten Jahrhunderts in sich schließt, vollkommen erhalten und Jedem zugänglich ist.

2.

## Plastische Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er sich in der Sculptur als Meister bewiesen, sind noch übrig und bestätigen, das Gute, das er von sich selbst, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An seinem Perseus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz steht, lässt sich manches erinnern, wenn man ihn mit den höhern Kunstwerken welche uns

die Alten hinterlassen, vergleicht; doch bleibt er immer das beste Werk seiner Zeit und ist den Werken des Bandinell und Ammanato vorzuziehen.

Ein Cruzifix von weissem Marmor, in Lebensgröße auf einem schwarzen Kreuze, ist das letzte bedeutende Werk dessen Cellini in seiner Lebensbeschreibung, erwähnt.

Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeitlang in seiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es sich aber gegenwärtig befinde, lässt sich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen welche die Merkwürdigkeiten des Escorials beschreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reisenden daselbst ein solches Cruzifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet, in seiner Reisebeschreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche, ein Altar gesehen werde, worauf ein Cruzifiz von Marmor stehe. Die Figur, sagt er, ist in Lebensgröße und vortrefflich von Benvemuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toskana hat es dem Könige Philipp II. zum Geschenk gesandt. — Der Name des Künstlers ist auf sein Kreuz bezeichnet, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.

Ferner bemerkt Pater Sigunza, als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demselben Jahre der Ort zum

Bau bestimmt und mit dem Bau des Escorials der Anfang gemacht worden und daß in eben denselben Monaten Cellini sein Werk angefangen habe. Er setzt hinzu, daß es von dem Orte der Ausschiffung, auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdieß nimmt Paolo Mini in seinem Discorso sopra la nobiltà di Firenze 1593, als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswerthes Cruzifix von unserm Verfasser besitze.

Gegen diese Nachrichten streiten aber die Herausgeber der oft angeführten Traktate über Goldschmiedekunst und Sculptur, indem sie behaupten, daß Cellinis Cruzifix, welches erst für die kleine Kirche im Palaste Pitti bestimmt gewesen, nachher in die unterirdische Kapelle der Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es sich auch noch zu ihrer Zeit 1731 befinde.

Die neusten Nachrichten aus Florenz melden: Es sey ein solches Cruzifix, aus gedachter, unterirdischer Kapelle, auf Befehl des letzten Großherzogs, vor wenigen Jahren in die Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltar aufgerichtet stehe. Es sey wesentlich von dem spanischen verschieden und keins als eine Copie des andern anzusehen.

Das spanische sey durchaus mit sich selbst übereinstimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der sterbende, oder vielmehr gestorbene Christus, trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der florentinische hin-

gegen sey viel menschlicher gebildet. Der ganze Körper zeige sichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch sey der Kopf voll Ausdruck einer schönen Ruhe. Arme, Brust und Leib, bis zur Hüfte sind sorgsam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künstler der es verfertigt, ist man in Florenz selbst nicht einig. Die meisten schreiben es dem Michelangelo zu, dem es gar nicht angehören kann; einige dem Johann von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht lässt sich künftig, durch Vergleichung mit dem Perseus, einer beynahe gleichzeitigen Arbeit unseres Künstlers, eine Auflösung dieser Zweifel finden.

Ein von ihm zum Ganymed restaurirter, fürtrefflicher Apoll, befand sich zu Florenz, an welchem freylich die neuen, ins Manierirte und Vielfache sich neigenden Theile, von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweichen.

Das Brustbild in Bronze, von Cosmus I. steht wahrscheinlich auch noch zu Florenz, dessen sehr gezierter Harnisch als ein Beyspiel der großen Liebhaberey unsers Künstlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen, angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden, und stand vor

einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte wohin nur wenig Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Gallerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuillerien stößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gebaut werden, daher auch die freye Ansicht des Basreliefs durch altes Bauholz und dergleichen, gehindert war.

Die beyden Victorien welche in den Gehren über der Nymphe, an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des französischen Museums, bey den Augustinern, ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm, durch ein Stück getriebener Goldarbeit restaurirter Camee, ein zweyspänniges Fuhrwerk vorstellend, fand sich in der Gemmensammlung zu Florenz.

### 3.

### Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfasses, das in der Lebensbeschreibung, eine so wichtige Rolle spielt, war in der florentinischen Zeichnungsammlung zu finden.

---

Mehrere von ihm angefangne Bildhauerarbeiten, so wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, sind schon früher zerstreut worden und verloren gegangen.

# XV.

# Hinterlassne Schriften.

## 1.

## Lebensbeschreibung.

Indem wir zu bewundern Ursache haben daß eine allgemeinere Ausbildung als gewöhnlich, dem Künstler zu Theil zu werden pflegt, aus einer so gewaltsamen Natur, durch Uebung eines mannigfaltigen Talents hervorgegangen; so bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini seinen Nachruhm fast mehr seinen Schriften, als seinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeschreibung, ob sie gleich beynahe zweyhundert Jahre im Manuscript verweilte, ward von seinen Landsleuten höchlich geschätzt und im Original, wovon er den Anfang selbst geschrieben, das Ende aber dictirt hatte, so wie in vielfältigen Abschriften aufbewahrt.

Und gewiß ist dieses Werk, das der deutsche Herausgeber genugsam kennt, um es völlig zu schätzen, das er aber nicht nach seiner Ueberzeugung preisen darf, weil man ihm Parteylichkeit vorwerfen könnte, ein sehr schätzbares Dokument, worin sich ein bedeutendes und gleichsam unbegränztes Individuum, und in demselben, der gleichzeitige, sonderbare Zustand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen die sich um dieses Werk bekümmerten, ging die englische voran. Ihrer Liebe zu biographischen Nachrichten, ihrer Neigung seltsame Schicksale merkwürdiger, talentreicher Menschen

zu kennen, verdankt man, wie es scheint, die erste, und so viel ich weiß, einzige Ausgabe der Cellinischen Lebensbeschreibung. Sie ist, unter dem Schild eines geheuchelten Druckorts: Köln, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich in Florenz, um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angesehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeschrieben und dadurch seinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Uebersetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieser Uebersetzer bedient sich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch besitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um schwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie er denn auch, zu Schonung mancher Leser, das Derbe, Charakteristische meistens verschwächt und abrundet.

Von einer ältern deutschen Uebersetzung hat man mir erzählt, ohne sie vorweisen zu können.

Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez sagt in seiner Lebensbeschreibung: daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 übersetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, seine Arbeit heraus zu geben. Leider scheint es, nach seinen Ausdrücken, daß das Manuscript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu sehen, wie ein geistreicher Franzos, in

seiner Sprache, die Originalität des Cellini behandelt habe.

2.

Zwey Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldschmiede- und Bildhauerkunst, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geschrieben und 1568, also noch bey seinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert sein Leben zum erstenmale herauskam, gedachte man auch jener Tractate wieder und veranstaltete, da die erste Ausgabe längst vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobey sich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bey unsern Arbeiten zu nutzen gesucht haben.

3.

Kleine Aufsätze.

Ein Mann, der mit so entschiedenem Hange zur Reflexion, von sich selbst, in einer Lebensbeschreibung, von seinem Handwerk, in einigen Tractaten, Rechenschaft gegeben, musste sich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln seiner Kunst, in so fern er sie einsehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonardo da Vinci zum Vorgänger, dessen fragmentarischer Tractat im Manuscript, circulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedner man mit der Methode ist durch die man gebildet worden, desto lebhafter entsteht in uns

der Wunsch, einer Folgewelt, den nach unserer Einsicht, bessern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein solches Werk, das aber bald ins Stocken gerieth und als Fragment zu uns gekommen ist.

Es enthält eine Anleitung, wie man sich das Skelet bekannt machen soll, mit so vieler Liebe zum Gegenstand geschrieben, daß der Leser den Knochenbau von unten herauf entstehen und wachsen sieht, bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen, sich hervorthut.

Wir haben diese wenigen Blätter unsern Lesern in der Uebersetzung vorlegen wollen, damit diejenigen die dem Verfasser günstig sind, ihn auch in dem sonderbaren Zustand erblicken, wo er sich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig seine leidenschaftliche, nur aufs Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatisches Talent zulässt, erscheint so auffallend als begreiflich, und wie er sich aus dem didactischen Schritt durch diesen und jenen Nebengedanken, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen, ablenken lässt, gibt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein Gleiches gilt von dem Aufsatz über den Rangstreit der Malerey und Sculptur. Wie denn beyde kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

4.

## Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der italiänischen Sprache höchlich begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit, durch fleißiges Lesen früherer Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch des Verseprunks, bey jeder Gelegenheit, dergestalt eingeprägt, daß jeder, auch ohne Dichter zu seyn, ein Gedicht hervorzubringen und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie, bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einigem Zutrauen anzuschließen wagen durfte.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt und man erkennt darin durchaus den ernsten, tiefen, nachsinnenden, weder mit sich noch der Welt völlig zufriedenen Mann.

Wenige findet der Leser, durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes übersetzt, andere sind weggeblieben, so wie ein langes, sogenanntes Capitolo, in Terzinen, zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original gelesen zu werden, ob es gleich die auf eine Uebersetzung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen schien. Es enthält die Umstände seiner Gefangenschaft, welche dem Leser schon bekannt geworden, auf eine bisarre Weise dargestellt, ohne daß dadurch eine neue Ansicht der Begebenheiten oder des Charakters entstehen kann.

5.

## Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verschiedne seiner Landsleute bewahrten sorgfältig andere Manuscripte, davon sich in Florenz noch manches, besonders in der Bibliothek Ricardi, finden soll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geschätzt, welche, über die Lebensweise jener Zeiten, besondere Aufschlüsse geben. Vielleicht bemüht sich darum einmal ein deutscher Reisender, aufgefordert durch das Interesse, das denn auch wohl endlich unsere Nation, an einem so bedeutenden Menschen, und durch ihn, aufs Neue, an seinem Jahrhundert nehmen möchte.

# XVI.

## Ueber die Grundsätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen soll.

Unter andern wundersamen Kunstfertigkeiten welche in dieser unserer Stadt Florenz ausgeübt worden und worin sie nicht allein die Alten erreicht, sondern gar übertroffen hat, kann man die edelsten Künste der Sculptur, Malerey und Baukunst nennen, wie sich künftig an seinem Ort wird beweisen lassen.

Aber weil mein Hauptvorsatz ist über die Kunst, ihre wahren Grundsätze und wie man sie erlernen soll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt, sich aber nicht entschließen können, einem so nützlichen und gefälligen Un-

ternehmen den Anfang zu geben; so will ich, ob gleich der geringere von so vielen und vortrefflichen Geistern, damit ein solcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beste Weise, wie die Natur mir es reichen wird, dieses Geschäft übernehmen und mit aller Anstrengung, doch so fasslich als es sich nur thun lässt, diesen ruhmwerthen Vorsatz durchzuführen suchen.

Es ist wahr, daß manche zu Anfang eines solchen Unternehmens, eine große Abhandlung zur Einleitung, schreiben würden, weil so eine ungeheure Maschine zu bewegen, man sehr viele Instrumente nöthig hat.

Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß als Vergnügen und deßhalb wollen wir den Weg einschlagen der uns besser dünkt, daß wir von denen Künsten reden, welche andern zum Grunde liegen und so, nach und nach, eine jede in Thätigkeit setzen, wie sie eingreift. Auf diese Weise wird man Alles in einem bessern Zusammenhang, im Gedächtniß behalten. Deßhalb wir auch, ohne weiteres, mit Bedacht, zu Werke gehen.

Ihr Fürsten und Herrn, die ihr euch an solchen Künsten vergnügt, ihr vortreffliche Meister und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erst unterrichten wollt, wisset für gewiß: daß das schönste Thier, das die Natur hervorgebracht, der Mensch sey, daß das Haupt sein schönster Theil und der schönste und wundersamste Theil des Hauptes das Auge sey.

Will nun Jemand eben deßhalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deßhalb scheint mir die Gewohnheit die man bis auf den heutigen Tag beybehält, sehr unschicklich, daß Meister ihren armen, zarten Knaben, gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Dasselbe ist mir in meiner Jugend begegnet und ich denke es wird Andern auch so gegangen seyn.

Aus obenangeführten Ursachen halte ich aber für gewiß, daß diese Art keinesweges gut sey und daß man weit schicklicher und zweckmäßiger, leichtere und zugleich nützlichere Gegenstände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige stöckische Pedanten, oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen: daß ein guter Fechtmeister seinen Schülern zu Anfang die schwersten Waffen in die Hände gibt, damit ihnen die gewöhnlichen desto leichter scheinen; so könnte ich gar Vieles dagegen, auf das Schönste, versetzen; allein das wär doch in den Wind gesprochen und ich, der ich ein Liebhaber von Resultaten bin, begnüge mich ihnen mit diesen Worten den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das Wichtigste eines solchen Talentes immer die Darstellung des nackten Mannes und Weibes bleibt; so muß derjenige, der so etwas gut machen und die Gestalten gegenwärtig haben will, auf den

Grund des Nackten gehen, welches die Knochen sind. Hast du dieses Gebäude gut im Gedächtniß; so wirst du weder bey nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel gesagt ist. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder mindere Anmuth deinen Figuren verschaffst; es ist hier die Rede sie ohne Fehler zu machen und dieses kann ich dich versichern, wirst du auf meinem Wege erreichen.

Nun betrachte! ob es nicht leichter sey einen Knochen zum Anfang zu zeichnen, als ein Auge?

Hierbey verlange ich, daß du zuerst den Hauptknochen des Beines zeichnest! Denn wenn man einen solchen dem Schüler von dem zartesten Alter vorlegt, so wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr in den edelsten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit, wenn man sie überwinden und beherrschen will, daß man Muth fasse, und kein Kind wird so kleinmüthig seyn, das ein solches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erste, doch auf das zweitemal, nachzuahmen sich verspräche, wie solches bey einem Auge nicht der Fall seyn würde. Alsdann wirst du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner ist als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zusammen fügen und also nachzeichnen lassen. Ueber diese beyden setzest du den Schenkelknochen, welcher einzeln und stärker ist als die beyden vorhergehenden.

Dann

Dann fügst du die Kniescheibe zwischen ein und lässest den Schüler diese vier Knochen sich recht ins Gedächtniß fassen, indem er sie von allen Seiten zeichnet, sowol von vorn und hinten als von den beyden Profilen. Sodann wirst du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er sey, zählen und ins Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird sich ergeben, daß wenn sich Jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kömmt, ihm alle andere Knochen leicht scheinen werden, und so wird er nach und nach das schöne Instrument zusammen setzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unserer Kunst beruht.

Laß nachher den Schüler einen der schönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt sind und sich genau mit dem Schenkelknochen verbinden, da wo dessen Ende, gleich einer Kugel an einen Stab befestigt ist. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen sich nach allen Seiten bewegen kann, wobey die Natur gesorgt hat, daß er nicht über gewisse Grenzen hinausschreite, in welchen sie ihn mit Sennen und andern schönen Einrichtungen, zurückhält.

Ist nun dieses gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, so kömmt die Reihe an einen sehr schönen Knochen, welcher zwischen den beyden Hüft-

knochen befestigt ist. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meisterin Natur mit Sennen und andern Vorrichtungen, das ganze Knochenwerk zusammenhält. Am Ende von gedachtem Bein ist der Schluß des Rückengrates, welcher als ein Schwänzchen erscheint, wie er es denn auch wirklich ist.

Dieses Schwänzchen wendet sich in unsern warmen Gegenden, nach innen; aber in den kältesten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen und ich habe es, vier Finger breit, bey einer Menschenart gesehen die sich Iberni nennen und als Monstra erscheinen; es verhält sich aber damit nicht anders als wie ich gesagt habe.

Sodann lässest du den wunderbaren Rückgrat folgen, der, über gedachtem heiligen Bein, aus vier und zwanzig Knochen besteht. Sechszehen zählt man bis dahin wo die Schultern anfangen und acht, bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf sich trefflich bewegt.

Von diesem Knochen musst du einige mit Vergnügen, zeichnen; denn sie sind sehr schön. Sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieses Knochenwerk des Rückens schließen sich vier und zwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, so

daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu sehen glaubt. Dieses Rippenwesen musst du oft zeichnen und dir wohl, von allen Seiten, bekannt machen. Du wirst finden, daß sie sich am sechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzusetzen anfangen. Die vier ersten stehen frey. Von diesen sind die beyden ersten klein und ganz knöchern. Die erste ist klein, die zweyte größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte ist auch noch nicht mit dem Brustknochen verbunden wie die übrigen sieben. Dieser Knochen ist porös, wie ein Bimstein und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieser sieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel und dieser Knorpel ist nichts anders als ein zarter Knochen, ohne Mark. Auf alle Weise lässt er sich mehr einem Knochen als einer Senne vergleichen, denn der Knochen ist zerbrechlich, der Knorpel auch, die Senne aber nicht.

Nun verstehe wohl! wenn du dieses Rippenwesen gut im Gedächtniß hast und dazu kömmst Fleisch und Haut darüber zu ziehen, so wisse, daß die fünf untersten freyen, Rippen, wenn sich der Körper dreht, oder vor und rückwärts biegt, unter der Haut viele schöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die schönen Dinge sind welche an dem Körper des Menschen, ohnfern des Nabels, erscheinen.

Diejenigen welche nun diese Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildische Maler, ja Schmierer vorgekommen sind, die sich auf ihr Gedächtnißlein verlassen und, ohne ander Studium, als schlechter und oberflächlicher Anfänge, zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten und sich dergestalt gewöhnen, daß sie, wenn sie auch wollten, nichts Tüchtiges leisten können. Mit diesem Handwerkswesen, wobey sie noch der Geiz bethört, schaden sie denen die auf dem guten Wege der Studien sind und machen den Fürsten Schande, die, indem sie sich von solcher Behendigkeit bethören lassen, der Welt zeigen daß sie nichts verstehn. Die trefflichen Bildhauer und Maler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre, zum Ruhme der Fürsten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da solche Werke nun ein so langes Leben haben sollen, so erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürst, daß man sie geschwind vollbringe. Die gute Arbeit braucht vielleicht nur zwey oder drey Jahre mehr als die schlechte. Nun bedenke, ob sie nicht, da sie so viele Jahre leben soll, diesen Aufschub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt; so kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber diesem Rippenbau befinden sich noch zwey Knochen, außer der Ordnung, die sich beyde auf den

Brustknochen auflegen und, mit einiger Wendung, sich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchst sie nicht besonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, sondern zugleich mit dem Rippenkasten, musst du dir sie wohl in das Gedächtniß eindrücken; es sind dieses die Schlüsselbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen sie sich hinterwärts verbinden, haben die Form zweyer Schaufeln. Es sind sehr schöne Knochen die, weil sie gewisse Erhöhungen haben, unter der Haut erscheinen und daher von deinem Schüler, an Statt des Auges, zu zeichnen sind. Es kömmt viel darauf an, daß er sie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will; so macht dieser Knochen verschiedene schöne Bewegungen, welche der, der es versteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil sich diese Knochen sehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt sie Schulterblätter.

An diesen sind die Armknochen befestigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner sind. Wenn du dich mit diesen beschäftigst, so brauchst du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen gehalten hast. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt bist; so kannst du diese alsdann gewiß, zugleich mit der Hand, zeichnen, welches eine künstliche und schöne Sache ist. Auch diese Theile musst du genugsam, nach

allen Seiten hin, zeichnen und zwar, sowol die rechte, als die linke.

Bist du so weit gelangt, so kannst du dich, gleichsam zum Vergnügen, an dem wundersamen Knochen des Schädels versuchen, den du alsdann, wenn du fleißig und anhaltend die untern Theile studirt hast, mit Ernst vornehmen magst.

Hast du ihn nun, von irgend einer Seite, gezeichnet und deine Arbeit gefällt dir, so musst du suchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieses von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er sey von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth ausführen können.

Das Beste wär, daß du während der Zeit, wenn du das menschliche Knochengerüste zeichnest, nichts weiter vornähmest, um dein Gedächtniß nicht zu beschweren. Nun musst du noch dieses wissen, daß du auch das Maß aller dieser Theile dir bekannt zu machen hast, auf daß du mit mehr Sicherheit, Sennen und Muskeln darüber ziehen könnest, womit die göttliche Natur mit so vieler Kunst das schöne Instrument verbindet.

Wenn du nun diese Knochen messen willst; so musst du sie so aufstellen, als wenn es ein lebendiger Mensch wär, z. B. der Fuß muß sich in seiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannst du daher kühnlich zurechte rü-

cken, daß er auf zwey Beinen stehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannst du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magst du das Gerippe, hoch oder niedrig, sitzen lassen und ihm verschiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirst du dir ein wundersames Fundament bereiten, das dir die großen Schwierigkeiten unserer göttlichen Kunst erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beyspiel zeige, und den größten Meister anführe, so betrachte die Werke des Michelangelo Buonarotti, dessen hohe Weise die von allen andern und von Allem, was man bisher gesehen, so sehr verschieden ist, nur darum so wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle seine Werke, sowol der Sculptur als Malerey, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln, ihm kaum so viel Ehre machen als die sichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sennen, wodurch das künstliche Gebäude des Menschen erst entschieden, Gestalt, Maß und Verbindung erhält.

## XVII.

## Ueber den Rangstreit der Sculptur und Malerey.

Man zeichnet mit verschiedenen Materien und auf verschiedene Weise, mit Kohle, Bleyweiß und der

Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchschneidet und mehr Linien aufsetzt, wo man die Schatten verstärken will; soll er schwächer seyn, so lässt man es bey weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art ist sehr schwer und nur wenige Künstler haben sie vollkommen zu behandeln gewusst. Auf diesem Wege sind die Kupferstiche erfunden worden, in welchen sich Albrecht Dürer, als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meister, bewiesen hat, sowol durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung, als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weise, indem man, nach vollendetem Umriß mit der Feder, Pinsel nimmt und, mit mehr oder weniger, in Wasser aufgelöster und verdünnter Tusche, nach Bedürfniß, helleren oder dunklern Schatten anbringt. Diese Art nennt man Acquerell.

Ferner färbt man mit verschiedenen Farben das Papier und bedient sich der schwarzen Kreide den Schatten, und Bleyweiß das Licht anzugeben. Dieses Weiß wird auch, gerieben, mit etwas arabischem Gummi vermischt und in Stäbchen, so stark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothstein und schwarzer Kreide. Mit diesen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm und besser als auf die vorige Weise. Alle

gute

gute Zeichner bedienen sich derselben, wenn sie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn sie, mit gutem Bedacht, Arm oder Fuß, auf diese oder jene Weise gestellt haben und sie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück; so können sie es leicht thun, weil sich mit ein wenig Brotkrume, die Striche leicht wegwischen lassen, und deßwegen wird diese Weise für die beste gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, so sage ich, nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung sey nichts anders, als der Schatten des Runden, und so kann man sagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung sey; die Malerey aber ist eine Zeichnung, mit Farben gefärbt, wie sie uns die Natur zeigt.

Man malt auf zweyerley Weise, einmal daß man die sämmtlichen Farben nachahmt wie wir sie in der Natur vorfinden; sodann daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in unsern Zeiten, in Rom, wieder aufgebracht worden, von Polidor und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche unter der Regierung Leo's, Hadrians und Clemens, unendliche Werke darin verfertigt haben, ohne sich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art wie man zeichnet zurückkehre und besonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will; so erzähle ich: daß wenn wir, mehrere Künstler, zusammen studirten, liessen wir

einen Mann von guter Gestalt und frischem Alter, in einer geweißten Kammer, entweder sitzend, oder stehend, verschiedene Stellungen machen, wobey man die schwersten Verkürzungen beobachten konnte. Dann setzten wir ein Licht an die Rückseite, weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur und befestigten es, sobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieser wurde denn alsbald umgezogen und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte sehen können, in den Umriß hinein: als die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen und so an andern Theilen des Körpers.

Dieses ist die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Maler wird, wie es unserm außerordentlichen Michelangelo Buonarotti gelungen ist, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Ursache in der Malerey so viel geleistet hat, als weil er der vollkommenste Bildhauer war und in dieser Kunst mehr Kenntnisse hatte, als Niemand anders zu unsern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer schönen Malerey geben, als wenn man sagt: sie trete dergestalt hervor, daß sie als erhoben erscheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Malerey, einer angenehmen und reizenden Tochter, angesehen werden müsse.

Der Maler stellt nur eine der acht vornehmsten Ansichten dar, welche der Bildhauer sämmtlich leisten muß.

Daher wenn dieser eine Figur, besonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und stellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Ansichten anfängt. Da findet er nun manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Ist er nun mit der vordern Ansicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptansichten; so findet er oft, daß sie weniger gefällig erscheint, deßwegen er die erste Ansicht, die er bey sich schon fest gesetzt hatte, wieder verderben muß, um sie mit der zweyten in Uebereinstimmung zu setzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegen setzt. Ja man kann sagen, daß es nicht etwa nur acht, sondern mehr als vierzig Ansichten gibt; denn wie er nur seine Figur im Geringsten wendet, so zeigt sich ein Muskel entweder zu sehr, oder zu wenig und es kommen die größten Verschiedenheiten vor. Daher muß der Künstler von der Anmuth der ersten Ansicht gar manches aufopfern, um die Uebereinstimmung rings um die ganze Figur, zu leisten; welche Schwierigkeit so groß ist, daß man niemals eine Figur gesehen hat, welche sich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunst sich recht vorstellen so kann man die Arbeiten des Michelangelo zum Maßstabe nehmen. Denn, wenn er ein lebensgroßes Modell, mit aller gehörigen Sorgfalt, die

er bey seinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, so endigte er es gewöhnlich in sieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein solches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend, mit allem gehörigen Kunstfleiß vollenden sehen. Dieses leistete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wundersamer wüthender Paroxismus überfiel. Wir können daher im Allgemeinnn sieben Tage annehmen. Wollte er aber eine solche Statue in Marmor ausführen, so brauchte er sechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke welche Michelangelo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunst dienen; denn, für Eine Figur in Marmor, brachte er hundert gemalte zu Stande, und blos deßwegen, weil die Malerey nicht an der Schwierigkeit so vieler Ansichten haftet. Wir dürfen daher wohl schliessen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerey nicht blos von der Materie herkomme, sondern die Ursache in den größern Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leisten, welches bey der Malerey nicht der Fall ist. Daher glaube ich, mit aller Bescheidenheit, behaupten zu können: daß die Bildhauerkunst der Malerey weit vorzuziehen sey.

Da mich nun aber diese Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenstand be-

trifft; so halte ich für schicklich, auch dieselbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künstler, welche durch Uebung der Bildhauerkunst den menschlichen Körper mit seinen Proportionen und Maßen am besten verstehen, auch die bessern Architecten seyn werden, vorausgesetzt, daß sie die andern Studien dieser nöthigen und trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maß der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Ursprung, und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Maßen und Theilen, zu machen versteht, dem wird es auch in der Baukunst gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderm Fleiß zu arbeiten, daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeister seyn könne; denn Bramante, Rafael und viele andere Maler haben auch, mit großem Sinn und vieler Anmuth, sich in der Baukunst bewiesen; doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er besser als jeder Andere, eine Statue zu machen verstand.

Deßwegen finden wir so viel Zierlichkeit und Anmuth in seinen architectonischen Werken, daß unsere Augen sich an ihrem Anschauen niemals genug sättigen können.

Dieses habe ich, nicht sowol um des Streites der Bildhauerkunst und der Malerey willen hier anführen wollen, sondern weil es viele gibt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunst geschienen und die, als völlige Idioten, sich unterstehen, Werke der Baukunst zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meister Terzo, einem ferraresischen Krämer, der, mit einer gewissen Neigung zur Baukunst, und mit Hülfe einiger Bücher die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja er ward so kühn, daß er sein erstes Gewerb verließ und sich der Baukunst ganz ergab. Er pflegte zu sagen: die vollkommensten Meister dieser Kunst seyen Bramante und Antonio von Sanct Gallo gewesen; außer diesen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erwarb er sich den Spitznamen Terzo (der Dritte.)

Wusste denn der Mann nicht, daß Brunellesco der erste gewesen der die Baukunst, nach so vielen Jahren, wieder aufgeweckt, nachdem sie unter den Händen barbarischer Handwerker, völlig erloschen. Wohl haben sich nachher Bramante, Antonio von Sanct Gallo und Balthasar Peruzzi hervorgethan; aber zuletzt ist sie auf

den höchsten Grad der Vortrefflichkeit durch Michelangelo gelangt, welcher, da er die lebhafteste Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunst, erlangt, vieles an dem Tempel von Sanct Peter in Rom veränderte, was jene angegeben hatten, wobey er sich, nach dem allgemeinen Urtheil, den guten Regeln der Architectur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andermal mehr hierüber zu sprechen, da ich denn auch die Perspective abhandlen und nächst dem was ich aus mir selbst mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich aus einer schönen Schrift desselben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger säumen und dasjenige, was ich bisher gesagt habe, denen übergeben, die mit größern und bessern Gründen, ohne Leidenschaft, diese Dinge abzuhandeln werden im Stande seyn.

---

